

Sagenhafte Welt der Oberlausitz

Sammlung von Oberlausitzer Sagen - wenn für die Geschichtsschreibung auch nicht relevant
... ein wenig Wahrheit steckt in jeder Sage.

Bergbau zu Löbau	Seite 5
Blauhütel	Seite 5
Blutende Leiche verrät einen Mörder	Seite 5
Das Aschenweibchen zu Zittau	Seite 6
Das angenagelte Hufeisen in Lauban	Seite 6
Das Banngehölz zu Diehsa	Seite 6
Das Bergmännlein auf dem Hochwalde	Seite 7
Das bezauberte Mädchen in Zittau	Seite 8
Das Bild zu Baruth	Seite 8
Das böse Ufer bei Muskau	Seite 8
Das Bratwurstspiel zu Zittau	Seite 9
Das Budissinische Gespenst	Seite 9
Das Eierfest auf dem Protschenberge am ersten Osterfeiertage	Seite 10
Das Galgengespenst bei Löbau	Seite 11
Das Grab des bösen Jägers zu Horka	Seite 11
Das Holzweibchen in der Lausitz	Seite 11
Das kleine graue Männchen bei Camenz	Seite 12
Das Königsholz bei Zittau	Seite 12
Das Kreuz am Elstraer Wege bei Camenz	Seite 13
Das Kreuz am Wege zur Königsmühle in Budissin	Seite 13
Das Kreuz bei Schwosdorf	Seite 13
Das Männchen ohne Arme und Beine in Lauban	Seite 13
Das Militärgespenst	Seite 14
Das Mittagsgespenst	Seite 14
Das Ostritzer Rathaus und die tapferen Nonnen	Seite 14
Das Schwein auf der Landeskronen bei Görlitz	Seite 15
Das Silbergeschenk	Seite 15
Das steinerne Kreuz an der Dreifaltigkeitskirche zu Zittau	Seite 16
Das Steinkreuz und der schwarze Pudel am Einsiedel	Seite 17
Das Teufelsfenster am Czorneboh	Seite 17
Das Veilchen vom Czorneboh	Seite 17
Das verfallene Schloss auf dem Stromberge bei Weissenberg	Seite 17
Das Wahrzeichen der Stadt Zittau (Zwei voneinander unabhängige Sagen)	
Das Wahrzeichen der Stadt Zittau	Seite 21
Wahrzeichen der Stadt Zittau	Seite 22
Das Weihnachtsgeschenk	Seite 22
Das weiße Pferd zu Löbau	Seite 23
Der Alex zu Horka	Seite 23
Der Ameisenberg	Seite 23
Der Basilisk zu Budissin	Seite 23
Der Blutnik in der Oberlausitz	Seite 23
Der blutende Geist zu Neschwitz	Seite 24
Der Blutflecken an der großen Mühle in Budissin	Seite 24
Der Brunnen zu Camenz	Seite 25
Der Denkstein am Weinberge bei Görlitz	Seite 25
Der Drache in der Lausitz	Seite 26
Der Dutschmann zu Budissin	Seite 26

Der Eichenbaum zu Camenz	Seite 26
Der Eigen	Seite 26
Der einsame Stein bei Camenz	Seite 27
Der ewige Durst	Seite 27
Der falsche Schwur	Seite 27
Der Feuerhusar	Seite 28
Der Feuermann zu Baruth	Seite 28
Der Feuersegen zu Budissin	Seite 28
Der feurige Hund von Budissin	Seite 29
Der Franziskanermönch in Bautzen	Seite 29
Der Frosch bei Nebelschütz	Seite 30
Der Fuhrmann ohne Kopf auf dem Worbisberge bei Oppach	Seite 30
Der gespenstige Hund zu Weißig	Seite 31
Der gespenstige Lautemann zu Zittau	Seite 31
Der gespenstige Ochse bei Horka	Seite 31
Der Goldkeller am Frageberge	Seite 32
Der Gotschdorfer Heilbrunnen	Seite 32
Der große Stein bei Görlitz	Seite 33
Der H. Benno und die H. Walpurgis in der Lausitz	Seite 33
Der Hanka-Brunnen bei Colm	Seite 33
Der Holzmann	Seite 34
Der Hungerbrunnen bei Olbersdorf	Seite 34
Der Hutberg bei Bernstadt	Seite 34
Der in einen Esel verwandelte Bräutigam	Seite 34
Der Judenkopf an der Rathausuhr zu Löbau	Seite 35
Der Jungfernsprung / Der Jungfernsprung (Mädchensprung) auf dem Oybin / Sprungsage (9 verschiedene Versionen)	
Der Jungfernsprung auf dem Oybin (gefunden auf e. Oybiner Postkarte) ..	Seite 36
Der Jungfernsprung auf dem Oybin (3 Versionen - J. G. Theodor Grässe) ..	Seite 36
Der Jungfernsprung (Jacob und Wilhelm Grimm)	Seite 36
Der Mädchensprung auf dem Oybin (3 Versionen – J. Gustav Büsching) ..	Seite 37
Sprungsage vom Oybin (Ludwig Bechstein)	Seite 37
Der Jungferenstein auf dem Leiper Berge bei Hoyerswerda	Seite 38
Der Kampf nach dem Tode	Seite 38
Der Keuler zu Kreckwitz	Seite 38
Der Klötzelmönch zu Görlitz	Seite 39
Der kluge Mönch von Camenz	Seite 40
Der Kobold in der Lausitz	Seite 41
Der Kochjunge auf der Ortenburg	Seite 41
Der Kopf an der Nicolaipforte zu Budissin	Seite 41
Der Krystalsarg im Kottmarberge	Seite 42
Der Läusebrunnen bei Moys	Seite 42
Der Lindwurm	Seite 43
Der Malzmönch zu Zittau	Seite 43
Der Mann mit dem Krüge zu Görlitz	Seite 45
Der Mönch und die Verrätergasse zu Görlitz	Seite 45
Der Nachtjäger	Seite 46
Der Obelisk bei Oehna	Seite 46
Der Pan Dietrich oder der wilde Jäger in der Lausitz	Seite 46
Der Schatz auf dem Hutberge	Seite 47
Der Schatz auf dem Oybin und die Sage von der ersten Bebauung d. Felsens ..	Seite 47
Der Schatz auf der Landskrone	Seite 48
Der Schatz im Kirschauer Raubschlosse	Seite 51
Der Schatz in der Mönchskirche zu Budissin	Seite 53
Der schwarze Hund zu Budissin	Seite 53
Der schwarze Mann bei Postwitz	Seite 54

Der Schenkwirt zu Postwitz	Seite 54
Der Semperstein	Seite 55
Der Stein auf dem Markte in Budissin	Seite 55
Der Teufel in der Oberlausitz	Seite 56
Der Teufel verführt eine Magd	Seite 58
Der Teufel will eine Jungfrau verführen	Seite 58
Der Teufelsbeschwörer Pursche in Zittau	Seite 58
Der Teufelsstein und der Teufelsgrund im Weißbachgrunde	Seite 59
Der Thronberg oder Kronenberg bei Ebendörfel	Seite 59
Der tolle Junker zu Zittau	Seite 59
Der Totengottesdienst in der Taucherkirche zu Bautzen	Seite 59
Der Unglücksstein bei Waltersdorf	Seite 60
Der Ursprung der Stadt Lauban	Seite 60
Der Veens- oder Feensmännelberg bei Ostritz	Seite 61
Der Veenstein bei Neudörfel	Seite 61
Der vergrabene Schatz bei Löbau	Seite 61
Der Wassermann in der Lausitz	Seite 61
Der wilde Jäger bei Löbau	Seite 62
Der wilde Ruprecht auf dem Hutberge	Seite 62
Der Wundervogel auf der Lausche	Seite 63
Der Zauberer Caspar Dulichius	Seite 63
Der Zwerg bei Hörnitz	Seite 63
Des Büttels Flasche zu Bautzen	Seite 64
Die beiden Zauberer	Seite 64
Die Bierglocke zu Zittau	Seite 65
Die Bierpfütze bei Ostritz	Seite 65
Die blauen Steine	Seite 65
Die Bluttöpfe hinter dem Altar in Lauban	Seite 65
Die Camenzer Nasen	Seite 66
Die drei goldenen Kronen zu Neschwitz	Seite 66
Die drei Kreuze zu Camenz	Seite 66
Die Erbauung der Jacobskirche zu Görlitz	Seite 66
Die Gebeine des h. Bernhard (v. Kamenz)	Seite 67
Die Geistererscheinung im Laienbrüderhaus	Seite 67
Die Georgenkapelle auf dem Rothstein	Seite 67
Die glücklichen Schatzgräberinnen	Seite 68
Die Goldmaus	Seite 69
Die Goldquelle zu Budissin	Seite 69
Die große Linde auf dem Nicolaikirchhofe zu Görlitz	Seite 70
Die heiligen Eichen bei Muskau	Seite 70
Die heutigen Wendenkönige	Seite 70
Die Kapelle auf der Galgengasse in Görlitz	Seite 71
Die Kegelschieber auf dem Löbauer Berge	Seite 72
Die Kirche auf dem Oybin	Seite 72
Die kostbaren Kegel	Seite 72
Die Luchsenburg	Seite 72
Die Lauengasse zu Budissin	Seite 73
Die Luten, die Sueven und die Serben in der Lausitz	Seite 73
Die Murawa und Mara in der Lausitz	Seite 73
Die Peterskirche zu Görlitz	Seite 74
Die Ritterschlucht	Seite 74
Die Sage vom Rabensteine in Budissin	Seite 74
Die Sage von der Entstehung des Namens Budissin	Seite 75
Die Sage von der Wasserkunst zu Bautzen	Seite 75
Die Sage vom Ursprunge der Stadt Görlitz	Seite 75
Die Sagen vom Protschenberge bei Budissin	Seite 76

Die Sagen von dem Geldkeller auf dem Löbauer Berge	Seite 78
Die Saufgespenster	Seite 81
Die Säule bei Marienthal	Seite 82
Die Steinbilder in der St. Barbarakapelle zu Görlitz	Seite 82
Die steinerne Martersäule zu Breslau	Seite 82
Die steinernen Köpfe an der Ortenburg	Seite 83
Die Steinkreuze an der Straße von Zittau nach Gabel	Seite 83
Die tapfere Magd zu Poritsch bei Zittau	Seite 84
Die umirrenden Stiefeln	Seite 84
Die unglückliche Wette in Zittau	Seite 85
Die Venus in Budissin	Seite 85
Die verbannten Bauernburschen	Seite 85
Die Vexirlinde bei Hermsdorf	Seite 85
Die Wasserfrau und der Fleischerbursche zu Zittau	Seite 86
Die Wehklage	Seite 86
Die weiße Jungfrau in Lauban	Seite 87
Die weiße Taube auf dem Schlosse zu Muskau	Seite 87
Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge	Seite 87
Die wüste Mühle bei Reichenau	Seite 88
Die Zwerghochzeit	Seite 88
Ein Fehmgericht	Seite 88
Eine Jungfrau durch die Luft getragen	Seite 91
Eine Teufelsdohle besucht die Oberlausitzischen Stände	Seite 91
Einzug der Wenden	Seite 91
Georg Emmerich und das heilige Grab zu Görlitz	Seite 91
Grausamkeit der alten Wenden	Seite 92
Jakob Böhme sieht den Schatz in der Landeskronen	Seite 93
Messer, Schwert und Kreuz a. d. Dreifaltigkeitskirche in Zittau	Seite 93
Pfarrer und Hexenmeister	Seite 93
Sage vom Hans-Christel	Seite 96
Sage von den Steinringen zu Zittau	Seite 97
Sage von der Gründung Löbaus	Seite 97
Schön-Gretchen hinter dem Berge	Seite 97
Teufel heulen im Feuer	Seite 99
Unterirdischer Gang in Löbau	Seite 99
Von der Wallfahrt zum Marienbilde in Eilewitz	Seite 99
Warum zu Sora bei Bautzen keine Sperlinge sind	Seite 99
Was das Rennen nach dem Semper der Budissiner Frauen im 15. Jahrhundert zu bedeuten gehabt?	Seite 100
Wie sich die Deutschen und Sorben gegenseitig nennen	Seite 100
Wie vier Gehängte zu einem Futterschneider zu Gaste gebeten worden und auch gekommen sind	Seite 100
Woher das Bautzner Sprichwort kommt: "Zu Bautzen hängt man die Diebe zweimal"	Seite 101
Woher das Sprichwort kommt: "Es bekommt ihm, wie das Hundeführen bis Bautzen"	Seite 101
Zwergensage (2 verschiedene Versionen)	
Zwergsagen in der Gegend um Zittau (Johann Georg Theodor Grässe) ...	Seite 102
Zwergschabernack (Ludwig Bechstein)	Seite 104
Quellenangaben und allgemeine Hinweise	Seite 106

Bergbau zu Löbau

In Löbau ist in früherer Zeit so ergiebiger Bergbau betrieben worden, dass die Bergleute übermütig wurden und in mancherlei Weise gefrevelt haben. Da ist plötzlich der Bergsegen wie zur Strafe versiegt.

Als vor einigen Jahren die Eisenbahnbrücke gebaut werden sollte, fand man in einem Steinbruche einen verschütteten Schacht, der teilweise noch gangbar war.

Blauhütel

Blauhütel war einst ein reicher Herr, ihm gehörte der ganze Eigensche Kreis. Auf dem Schönauer Hutberge hatte er eine feste Burg und im Tal baute er die Stadt Bernstadt (Bernhardsstadt), nach seinem Namen so geheißen. Aber die Leute herum nannten ihn immer nur Blauhütel von seiner großen blauen Jagdhütte. Wenn sie den von ferne sahen, erschrecken sie, denn dann ging's zu Pferde mit Jagdgeschrei und Hörnerklang durch Feld und Wald in tollem Jagen. Da war es oft an einem Tage um die ganze Ernte geschehen. Und es erhob sich eine Klage im Volke über den grausamen Herrn, so dass sich selber der Landvogt der armen Leute annehmen musste. Zur Strafe muss nun Blauhütel als Nachtjäger ziehen bis zum jüngsten Tage und wer ihn ziehen sieht, dem bedeutet es Unglück. In der Kirche zu Schönau aber war er abgebildet, wie der Landvogt ihn zur Rede setzt: Jäger und Jagdhunde umgeben ihn und in der Hand hält er den gefürchteten blauen Hut.

Blutende Leiche verrät einen Mörder

Im Jahre 1500 hat sich in der Stadt Bautzen eine gräuliche Mordtat zugetragen. Es ist daselbst damals an der Schule ein Kantor Namens Jacob Tham gewesen, der hat auf der Reichengasse von der Ecke des Marktes herein gelebt. Bei dem hat seine Schwiegermutter, die sogenannte alte Krohin, gewohnt, ein böses Weib, die fast täglich mit ihm gezankt und verlangt hat, er solle ihr das Haus, wo er wohnte und was ihr gehörte, bezahlen. Da hat ihn einmal der böse Feind verführt, er hat eine Axt genommen und ihr das Genick eingeschlagen, dann aber hat er sie in den Würztrog geworfen, als wenn sie sich selbst ersäuft, und ist in die Schule gegangen. Hierhin ist denn sehr bald seine Frau gekommen und hat ihm gesagt: "lieber Mann, wie geht das zu, meine Mutter hat sich im Würztroge ersäuft, komme doch schnell nach Hause!" Hierauf kommen die Nachbarn und die Gerichte, um die Tote zu besichtigen, da es aber schon gegen Abend war, so graute es jedem, und man hat sie nicht genau angeschaut, sondern dem Nachrichten befohlen, sie als eine Selbstmörderin des nächsten Tages, an einem Sonntag, auf den Schindanger zu fahren und nach gerichtlicher Anordnung zu begraben. Wie nun der Scharfrichter den Körper angreift, hebt die Leiche an heftig zu bluten, darüber der Scharfrichter sagt: "das geht nicht mit rechten Dingen zu, wer sich schuldig an diesem Blute weiß, der hat Zeit sich davonzumachen". Darauf haben viele Leute dem Kantor geraten, zu flüchten oder sich in ein Kloster zu verbergen, allein er hat es nicht gewollt. Man hat ihm ergriffen und mit der scharfen Frage belegt, doch hat er nichts gestanden, am folgenden Tage aber hat er den Ratsherrn Hieronymus Ruprecht zu sich kommen lassen, und ihm alles bekannt, wie es zugegangen. Darauf ist er schon nächsten Mittwoch hinausgeschleift und aufs Rad gelegt worden. Ob nun wohl dieses Mörders Eheweib in solche Tat gewilligt, auch zu ihrer leiblichen Mutter Ermordung Rat und Tat gegeben, hat man sie doch damals verschont und nicht angreifen dürfen, weil sie täglich ihrer Geburt entgegengesehen, sie ist aber dann länger als ein ganzes Jahr so dick gegangen und hat nicht gebären können, sondern musste zuletzt darüber zerbersten.

Das Aschenweibchen zu Zittau

In der Neujahrsnacht des Jahres 1756 und um die Mitternachtsstunde der folgenden Tage haben eine Anzahl von Personen ein verkrüppeltes und verrunzeltes altes Frauenzimmer vor der Johanniskirche und auf vielen Straßen mit einem Besen eifrig den gerade gefallenen Schnee zusammenkehren sehen. Einige, welche sich ein Herz fasten, fragten sie, was sie da mache und wer sie sei, und sie antwortete: "ich bin das Aschenweibchen der Stadt und kehre die Asche zusammen, aller Orten wo welche liegt: ich habe noch lange zu tun, denn sie liegt bergehoch und auf allen Gassen, doch hier (vor der Johanniskirche) gerade zumeist." Da sich nun diese Erscheinung täglich wiederholte, und die ganze Stadt in Schrecken setzte, beschloss ein hochedler Rat, der Sache ein Ende zu machen und die Landstreicherin, denn dafür hielt man sie, einzufangen. Die Stadtsoldaten, mehrere Ratsherrn an der Spitze, lauerten ihr auch eines Nachts auf, sie erschien auch wie gewöhnlich, man rief sie an, allein sie ließ sich in ihrem Kehren durchaus nicht stören und als man nach ihr schlug und griff, verschwand ihre Gestalt in Luft. Sie kehrte aber darauf die nächsten Nächte nach wie vor fort, doch wagte sich niemand mehr an sie, und so konnte man sie jede Nacht eifrig kehren sehen, bis am 23. Juli des Jahres 1757 die mit den Sachsen verbundenen Kaiserlichen die von einigen 100 Preußen besetzte Stadt auf einmal bombardierten und zum größten Teile in Asche legten. Eine der ersten Bomben schlug in die St. Johanniskirche und zündete, und überall, wo das graue Mütterchen sich früher hatte sehen lassen, waren glühende Kugeln gefallen und hatten die Gebäude in Brand gesteckt. Während des Brandes aber sah man eine graue Gestalt über die glühenden Trümmer schweben und mit einem Besen Wolken von Asche vor sich herfegen. Nun begriff man die warnende Erscheinung des grauen Mütterchens, aber leider zu spät. Seitdem schwebt es in der Sylvesternacht und am Vorabend des sogenannten Brandfestes. (22. Juli) wie ehemals fegend durch die Straßen der Stadt und ruft dadurch allen leichtfertigen Bürgern die Lehre zu: "Seid wachsam und hütet Euch, dass das Unglück nicht noch einmal unerwartet über Euch komme und Euch ganz vernichte."

Das angenagelte Hufeisen in Lauban

An dem hölzernen Giebel eines Hauses vor dem Nikolaitore in Lauban sieht man ein halbes Hufeisen angenagelt. Im dreißigjährigen Kriege verlor es das Pferd eines schwedischen Reitersmannes, der von den Feinden verfolgt so schnell vorübersprengte, das es bis dort hinauf geschleudert wurde.

Das Banngehölz zu Diehsa

Westlich von dem Dorfe Diehsa in der Oberlausitz breitet sich ein nicht unbedeutendes Gehölz aus, durch welches verschiedene breitere und schmälere Fußwege führen, jedoch vermeiden noch heute die meisten Bewohner der hiesigen Gegend den Teil der Waldung, der nahe an der Straße gelegen ist, weil die Sage geht, das an diese Stelle des Busches ein vornehmer Herr hingebannt sei, und an manchen Wegen zu gewissen Stunden die festhalte, welche dorthin gerieten, wer aber einmal da festgehalten werde, könne nimmermehr, er möge tun, was er wolle, früher aus dem Gebüsche heraus, als bis die Bannstunden vorüber seien. Man erzählt sich hierüber Folgendes. Es soll einst in der Nähe dieses Dorfes ein reicher Edelmann ein Schloss bewohnt haben, der durch seine wilde und unleidliche Gemütsart sich in der ganzen Umgegend verhasst gemacht hatte. Derselbe hatte eine Gemahlin, die aber eben so sanft und gut war, als er finster und hart. Indes lebten Beide anfänglich doch ziemlich gut mit einander, bis die Liebe, welche der Ritter zu seiner Gattin trug, sich nach und nach in immer größere Abneigung verwandelte, weil dieselbe seinen Wunsch, ihm einen Erben seines Namens und Stammes zu schenken nicht zu erfüllen vermochte. Er trieb sich immer mehr in der Umgegend herum, und wenn er einmal zurückkehrte, hatte er kein Wort der Liebe für seine arme Frau übrig.

So war er auch einst bei einem Freunde gewesen, der das Glück genoss, Vater eines munteren, blühenden Knabens zu sein. Neidisch blickte der Unglückliche auf seinen Freund, doppelt fühlte er sein Unglück und entbrannte vor Wut gegen sein unfruchtbares Weib, der er allein sein trauriges Los beimaß. Voll banger Sehnsucht hatte letztere auf seine Rückkehr gelauert, sie eilte ihm mit offenen Armen entgegen, er aber stieß sie mit starker Hand von sich, sie brach rücklings zusammen, verwundete tödlich ihr Haupt am eisernen Thorflügel und nach wenigen Stunden war sie nicht mehr. Eine lange Reihe von Jahren schwand dahin, allein der Stachel des bösen Gewissens blieb tief in des Mörders Brust, weder Seelenmessen, noch Schenkungen an Kirchen und Klöster, noch der Bau eines kostbaren Grabmals für die unglückliche Dahingeschiedene waren im Stande dem Mörder Ruhe zu verschaffen, endlich vermochte er die Qual nicht mehr zu ertragen, er nahm Gift und bald ruhte er an der Seite der unschuldigen Dulderin, seine Güter aber fielen an entfernte Seitenverwandte. Allein auch jetzt fand er noch keine Ruhe, zur Abendzeit sah man murmelnd einen Geist am Schlosse und am Gittertore umherirren, der erst um die Mitternachtsstunde unter dumpfem Gewimmer in der Totengruft verschwand. Einem frommen Priester in der Gegend, der schon manchen Zauber gelöst hatte, gelang es, den Unglücklichen in das obenerwähnte Gebüsch zu bannen, um welches er in der Tracht des 17ten Jahrhunderts, aber mit bleichem Gesicht die Runde macht, den Gruß des Vorübergehenden nicht erwidert und dann im Gehölze verschwindet, wer ihn aber erblickt, den fesselt er auf einige Zeit so, das derselbe, er mag wollen oder nicht, jene Stelle nicht wieder verlassen kann.

Das Bergmännlein auf dem Hochwalde

Auf dem Hochwalde, welcher bekanntlich eine der schönsten Aussichten vom Oybin gewährt, und in dessen Boden sich nach den Sagen der Wahlen kostbare Edelsteine befinden sollen, geht zu Zeiten, meist am heiligen Abend des Weihnachts-, Oster-, Johannis- und Michaelisfestes ein kleines, aschfarbig anzusehendes Männchen herum, das lange weiße Bart- und Kopfhaare hat, einen schwarzen, rotverbrämten, mit einem gelben Gürtel umgürteten Talar, auf dem Haupte eine spitze trichterförmige Mütze von smaragdgrüner Farbe trägt, und in der Linken ein Rauchfass, in der Rechten aber einen bunten Stab hält. Dieses Männchen zeigt dem, der das Glück hat, ihm in den Weg zu kommen, nicht bloß Gold, Silber und Edelsteine, sondern vorzüglich auch wohlthätige Heilkräuter.

Einst lebte zu Olbersdorf ein gewisser Jacob Sahrer, den Einige den frommen Jacob, Andere den hinkenden Boten nannten, weil er seit der Schlacht auf dem weißen Berge an einer Kugel laborierte, die ihm als kaiserlichem Reitersmann das Knie zerschmetterte, und ihn zum ewigen Hinken verurteilte. Er war im ganzen Dorfe beliebt, und besonders wegen seiner frommen Gesinnung – etwas Seltenes bei einem alten Soldaten – hochgeachtet, und so gab ihm Jeder gern etwas zu verdienen, wenn er die von ihm gesuchten Kräuter ausbot, oder sich zum Botschaft gehen erbot. Einst begegnete er in der Michaelisnacht dem Bergmännlein, das ihm ein Zeichen machte, er möge ihm nur getrost folgen, und so führte ihn dasselbe die Kreuz und die Quere durch den Wald, bis es endlich an einem kleinen Hügel stehen blieb, räucherte, mit seinem Stabe nach allen Himmelsgegenden hinwies, und dann den Boden damit berührte, worauf sich auf einmal aus dem Hügel ein förmlicher Springbrunnen von Gold, Silber und Edelsteinen ergoss, und als er eine Weile gesprudelt hatte, wieder versiegte. Nachdem das Bergmännchen ihm die Erlaubnis zugewinkt hatte, sich des Silber- und Goldsegens zu bemächtigen, und derselbe in Ermangelung eines Sackes dasselbe in seinen Mantel gepackt hatte, gab jenes ihm noch ein in schwarzen Sammet gebundenes Buch, winkte ihm, sich zu entfernen und verschwand selbst. In dem Buche aber, welches von den geheimen Kräften der Kräuter und Wurzeln handelte, lag ein Zettel, auf welchem in lateinischer Sprache dem nunmehrigen Besitzer eingeschärft ward, sich seines Fundes weise zu bedienen, und der Armen und Kranken eingedenk zu sein. Dies tat denn aber der brave Invalid nach Kräften, er heilte mit Hülfe seines Buches eine Unzahl Kranke, wendete seinen Reichtum zur Unterstützung der Armen und Schwachen an, und als er zu Ende des 17. Jahrhunderts starb, hatte er sein ganzes Eigentum der Kirche und

frommen Stiftungen vermacht. Jenes Bergmännchen selbst soll aber der Geist eines frommen Mannes aus den Zeiten des Mittelalters sein, der an der böhmischen Grenze ebenfalls als ein ausgezeichneter Kräuterkenner und Naturarzt vom Volke vielfach geehrt und gesucht ward, eines Tages aber, von einer Reise aus dem benachbarten Böhmen zurückgekehrt, auf jenem Hügel, dem jetzt noch sein Schatten entsteigt, von gottlosen Menschen, die wahrscheinlich große Reichtümer bei ihm zu finden gedacht hatten, da man ihm auch tiefe Kenntnis der in der Erde ruhenden Metalle und Edelsteine zuschrieb, erschlagen, und dann ebendasselbst von Landleuten aus der Nachbarschaft begraben worden sein soll.

Das bezauberte Mädchen in Zittau

Einst lebte zu Zittau ein Mädchen, Helene Gottschalck genannt (geb. 1691), die stets von furchtbaren Krämpfen heimgesucht war, lange Zeit von einer Unzahl von Läusen geplagt ward, bis sie aus freien Stücken eine Hand voll vom Kopfe nahm und mit den Worten: "Da hast Du Deine Läuse wieder, Du alte Hexe!" von sich warf, und so rätselhaft phantasierte, dass man glaubte, sie sei bezaubert. Der Verdacht fiel auf eine gewisse alte Frau, Namens Sabine, die 1700 auf der Pappelgasse mit Gottschalcks Familie in einem Hause gewohnt hatte, und von dem unglücklichen Mädchen selbst als die, welche sie behext hätte, bezeichnet ward. Sie ward also als Hexe eingesetzt, und damit sie die Erde nicht berühre, im Stockhause in Ketten frei aufgehängt.¹ Doch fand man sie eines schönen Morgens tot (21. Juni 1702), ob sie sich selbst erwürgt oder ob der Teufel ihr den Hals umgedreht, weiß man nicht: sie ward beim Galgen beerdigt. Sonderbarer Weise ward indes noch in demselben Monat das Mädchen völlig von ihren Übeln befreit.

Das Bild zu Baruth

Im Jahre 1683 besuchte eine Gräfin Truchses ihre Freundin, eine Frau von Gersdorf, auf deren Schlosse Baruth bei Budissin, um das Ende des Sommers bei ihr zuzubringen, während ihr Gemahl im österreichischen Heere gegen die Türken diente. An einem hellen Tage trat ein österreichischer Krieger ins Tafelzimmer und stellte sich hinter den Stuhl der Gräfin. Diese sich umwendend, erkannte sogleich ihren Gemahl, den sie mit dem freudigen Ausrufe: "Graf Truchses!" begrüßte, aufspringen und ihn umarmen wollte. Allein verschwunden war der Ritter. Man hielt es anfangs für einen Scherz, womit er seine Gattin habe necken wollen, durchsuchte das ganze Schloss, fand ihn aber nicht. Die Gräfin wurde nach langem vergeblichem Harren gefährlich krank. Da traf auf einmal die Nachricht ein, ihr Gemahl habe im Gefecht einen tödlichen Säbelhieb in den Schädel erhalten, an dessen Folgen er am Tage der Siegesfeier im Schlosse zur nächtlichen Stunde, wo sich jene Erscheinung zeigte, gestorben sei. Die Besitzerin des Schlosses ließ über diese Begebenheit von geschickter Hand ein Bild entwerfen, auf dem die Szene dargestellt war, wie der Ritter hinter den Stuhl seiner Gemahlin tritt, und dieses befand sich noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der Bildergalerie des Schlosses.

Das böse Ufer bei Muskau

Im Neißetal bei Muskau ist eine tiefe unterwühlte Uferstelle, die heißt das böse Ufer. Dort hat sich einst Folgendes zugetragen. Ein Mann aus einem benachbarten Dorfe hatte den ganzen Tag im Walde Holz gefällt, und als der Abend nahte, ging er seiner Hütte zu. Da sah er plötzlich, wie über die Heide hin ein langer weißer Nebelstreif gerade auf ihn los zog. Dem Landmann graute. Er beflügelte seine Schritte. Aber der Nebelstreif war schneller als der Mann und als er ganz nahe kam, so legte er sich gleich einer langen weißgekleideten Menschengestalt ihm auf die Schultern. Da erkannte der Mann, dass es die Pest sei. Zentnerschwer lag es auf seinem Haupte, seinen Schultern, drückte ihm die Brust, dass er vor Angst nicht wusste, wohin er sich wenden sollte. Er eilte vom Tale zum Hügel, vom Hügel auf das Feld, aber der entsetzliche Druck ließ nicht nach und die weiße Nebelgestalt

wich nicht von ihrem Opfer. Verzweiflung erfasste den Mann. Im Dorfe schlug es Mitternacht. Da stand er auf einem Hügel seiner Hütte gegenüber. Dort schlummerten sein blühendes Weib und seine lieben Kinder in der Fülle der Gesundheit. Er durfte ihnen nicht nahen, er wusste, dass er den Seinen, dass er dem ganzen Dorfe die entsetzliche Pest brächte. Händeringend stürzte er zurück ins weite Feld. Es wuchs die Angst, der Schmerz, aber auch die Sehnsucht nach den Seinigen nahm zu. Da kam er an die Neiße vor das böse Ufer. Voller Verzweiflung wollte er sich in die Tiefe des Flusses stürzen, um sich und seine fürchterliche Last zu begraben. Da endlich ließ das Gespenst von ihm ab, die Brust wurde freier, er atmete auf, und wieder zog ein Nebelstreif über die Heide, aber von ihm weg. Der Landmann eilte in den Strahlen der aufgehenden Sonne in seine Hütte und in die Arme der Seinigen.

Das Bratwurstspiel zu Zittau

Im Jahr 1504 haben die Schreiber zu Zittau am Aschermittwoch mitten auf dem Markte ein Spiel gehalten von der Bratwurst und dem Heringe. Nicol Holfeld war Bratwurstspieler verlor und wurde in die Röhrbütte geworfen.

Davon kommen wohl die noch heute in der Lausitz am Aschermittwoch gebräuchlichen Wurstbrüderschaften her.

Das Budissinische Gespenst

Es hat sich seit Weihnachten des Jahres 1683 in der Behausung des Oberamtssekretärs S. Hoffmann zu Budissin ein Gespenst gezeigt und ist ins besonders seiner Frauen Tochter, so ungefähr seit einem Jahre an den Oberamtsadvokaten Chr. Keilpflug verheiratet war, erschienen. Bald hatte dasselbe die Gestalt einer wendischen, bald die einer deutschen verschleierten Frau und hat es die Keilpflugin um Gottes Willen gebeten, sie solle ihr helfen. Es hat sich dabei Sabine Ruprechtin genannt und vorgegeben, sie wäre vor diesem von Martin Kathmannen (wie sie denn beide Namen mit Tinte und Kreide verschiedene Male nebst einer unleserlichen Jahreszahl aufgeschrieben) ermordet und in den Keller verscharrt worden, sie solle nur daselbst aufgraben und ihren Leichnam in einen Sarg legen, ihr auch einen Leichenstein mit einer Überschrift, darin ihres Mörders zu gedenken, von dem Gelde, so sie in einem Kästlein dabei nebst dem Schwert, womit der Mord geschehen, finden werde, setzen lassen, denn ihr Leib, der von bösen Geistern besessen sei, könne von diesen nicht eher befreit werden, als bis er in einen Sarg gelegt und mit einem Steine bedeckt werde. Wenn sie sich aber weigere, solle ihr und der ganzen Stadt großes Unheil begegnen. Es hat dieses Gespenst zwar mit der Keilpflugin verschiedene geistliche Lieder gesungen, nur nicht solche wie: "Gott der Vater wohn' uns bei" etc., "Nun lob' meine Seele den Herrn" etc. und den christlichen Glauben, auch das Vaterunser nicht mit gebetet, sondern dabei sich fortgemacht, in gleichen an den Tisch, worauf die heilige Bibel gelegen, da es doch sonst in andern Büchern herum stöbert, sich nicht wagen wollen.

Da nun die Keilpflugin begehrt, es solle das Kästchen bringen, hat es dasselbe auch gebracht, als es jene aber nicht aus der Hand des Gespenstes hat nehmen wollen, sondern verlangte, es solle dasselbe auf den Tisch stellen, hat es dasselbe wieder mitgenommen. Im Übrigen, als ungeachtet der geschehenen Verwahrung vor allen abergläubischen Mitteln, gleichwohl das Gesinde im Hoffmann'schen Hause ein paar alte Kehrbesen kreuzweise vor die Stubentür gelegt, sei das Gespenst, als es bis an die Schwelle gekommen, auf dem Besen stehen geblieben. Wenn es aus der Stube wich, ließ es einen üblen Geruch wie von Knoblauch und altem Speck zurück, zeigte sich auch zuweilen bald mit einer Feuerkugel unter dem Arme und mit feurigen Ketten um den Leib, bald mit blutigem Munde, bald in Gestalt eines Kaninchens, bald in abscheulicher Gestalt mit großen Klauen, Gänsefüßen und einem langen Kuhschwanz, ließ auch Blutstropfen fallen, so aber im herabfallen als Feuerfunken vergingen. Es ist auch zu der Keilpflugin ins Bett gekommen und hat ihr

gedroht, es wolle ihr den Hals umdrehen, wenn sie ihren Mann aufwecken werde und hat sie dabei an dem Schenkel, sowie auch am Halse gezwickt, also, dass man die Schwielen etliche Tage lang sehen konnte. Als nun eines Tages der Beichtvater der geplagten Frau, der Diaconus J. Muscovius bei ihr war, hat er zwar das Gespenst, welches gerade dagewesen, nicht selbst erblickt, es ist ihm aber so übel geworden, das er an Schenkeln und Händen anfang zu zittern. Da nun aber gleichwohl das geistliche Ministerium nicht gestattete, im Keller nach zu graben, weil gerade das Jahr, wo das Gespenst ermordet sein wollte, ein Pestjahr gewesen, und man auf vergrabene Pestleichen zu treffen dachte, auch das geistliche katholische Kapitel, welches die Jurisdiktion über das Haus zu haben vorgab, mit seinem Erbietem, die nicht zur Ruhe gekommenen Seelen durch einige Kapitularen beschwören zu lassen, nichts ausrichtete, weil das Gespenst den 13. Juni mit Kreide eine Verhöhnung desselben auf den Tisch schrieb, hat es zuletzt, nachdem es die Hausbewohner noch täglich geplagt und endlich den 12. August die Keilpflugin förmlich juristisch in den Keller zitiert, aber wiederum nichts durchgesetzt, nach und nach zu erscheinen aufgehört und am 8. Oktober ist ob seines Verschwindens eine förmliche Danksagung in der Kirche gehalten worden. Aufgeklärt aber ist der Spuk nie geworden.

Mit der weißen Gestalt, die aus dem Wendischen Turme zuweilen in die Kaserne herabkommt und da verschwindet, hat es wohl nichts gemein.

Das Eierfest auf dem Protschenberge am ersten Osterfeiertage

Alljährlich eilt am ersten Osterfeiertage in den Mittags- und ersten Nachmittagsstunden, wenn das Wetter es nur einigermaßen erlaubt, Alt und Jung aus Bautzens Mauern nach dem Protschenberge zum Eierschieben. Die Wege nach der luftigen Höhe, durch parkartige Anlagen und grünende Saatfelder führend, vermögen kaum in der Stunde zwischen 1 und 2 Uhr die frohen Scharen zu fassen. Der Protschenberg, eine von mächtigen Granitfelsen gebildete Anhöhe am linken Spreeufer, westlich von Bautzens altem Schlosse, der Ortenburg, das Flusstal einschließend, trägt auf seinem Scheitel einen Gottesacker, der als Begräbnisort von der zumeist wendischen Bevölkerung des uralten, an der einstigen vom fernen Osten nach Gallien durch Mitteldeutschland führenden Völkerstraße gelegenen Ortes Seidau benützt wird. Ein stark geneigter, von Gras nur spärlich bewachsener, nach dem rauschenden Gewässer der durch die Industrie dem Menschen sehr dienstbar gewordenen Spree blickender Abhang füllt sich rasch mit Seidauer Knaben und Mädchen verschiedenen Alters, und aus dem Munde dieser in rascher Bewegung auf- und absteigenden Kinderscharen tönt fortwährend, bald in vereinzelt Stimmen, bald in vollen Chören der lang gedehnte, vom wendischen Dialekte stark gefärbte Ruf: »Eier!« Die von Eltern, Geschwistern, Anverwandten und wohl auch Dienstboten begleiteten Kinder der Bewohnerschaft Bautzens und Scharen von Jünglingen und Jungfrauen schauen, in dichten Reihen die Stirn des Protschenberges einnehmend, heiteren Blickes hinab auf die rufende Menge. Es gilt nun, hart gesottene, mit Farben bunt bemalte Eier, oder auch Obst, Backwerk aller Art und nach Befinden auch Kupfermünzen, möglichst weit hinab in die schreienden Scharen zu werfen. Je nachdem bald aus der Mitte, oder aus einem der beiden Flügel der Städter die Gaben geworfen werden, je nachdem bewegen sich die Scharen der auffangenden Kinder nach dieser oder jener Richtung. Personen, die im Werfen geübt sind, vermögen Eier bis in den Fluss zu werfen. Ist dies geschehen, so waten abgehärtete Buben barfuß in das kalte Wasser und ringen unter dem Beifallsrufe der Menge um das farbige Osterei. Gegen drei Uhr lichten sich die Reihen und in den späteren Nachmittagsstunden verlassen die letzten Kinder mit ihren errungenen Schätzen den Festplatz.

Über die Bedeutung und Veranlassung dieses seltsamen Festes herrschen verschiedene Meinungen, aber eine sichere Kunde darüber gibt es nicht. Im Allgemeinen hält man dieses Fest für eine Erinnerungsfeier an jene Zeit, in welcher es dem Christentume gelang, die heidnischen Götzen von der Höhe des Felsens in die Fluten des Spreeflusses zu werfen. Das der Protschenberg früher ein heiliger, sogar befestigter Ort der heidnischen Bevölkerung der Gegend gewesen ist, haben verschiedene Nachgrabungen und die dabei gemachten

Funde mit ziemlicher Gewissheit ergeben, allein von einem Eierfeste zum Andenken an den Sieg des Kreuzes über die Götzen ist keine ältere Kunde vorhanden. Man bringt dieses Fest auch mit der Reformation in Verbindung und meint, dass die Protestanten am ersten Osterfeiertage jedes Jahres auf den Protschen gezogen seien, um ihren Groll darüber zu vergessen, dass sie an diesem Tage ihr Gotteshaus den wendisch-katholischen Christen Bautzens und der Umgegend in der Mittagsstunde zur Benutzung zu überlassen gezwungen seien. Bis zum Jahre 1848 fand allerdings nach alten, nun aufgehobenen Verträgen in dem protestantischen Teile der Petrikerche ein wendisch-katholischer Gottesdienst während der Mittagsstunden statt, so dass der Festgottesdienst der Protestanten erst um drei Uhr seinen Anfang nehmen konnte. Wenn in diesem letzteren Umstande die Veranlassung zum Eierfeste liegen sollte, so könnte die Entstehung desselben bis in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zurückreichen denn im Jahre 1525 wurde bereits der erste protestantische Prediger an der Petrikerche angestellt.

Jedenfalls ist das Eierfest auf dem Protschenberge als ein erster allgemeiner Ausflug sogleich nach dem Beginn des Frühlings nicht ohne Poesie, mag auch seine Entstehung und Veranlassung in tiefes Dunkel gehüllt sein. Mit welcher Zähigkeit man übrigens an diesem Eierfeste auf dem Protschenberge hält, beweist der Umstand, dass wiederholt Versuche angestellt worden sind, den Schauplatz des Festes nach dem zum Spiele für die Kinder weit mehr geeigneten Schießplatze zu verlegen, aber stets vergeblich.

Das Galgengespenst bei Löbau

Zur Nachtzeit kommt zuweilen in der Nähe des Galgens auf dem Löbauer Berge auf der Bernstädter Straße eine weiße Gestalt aus den Sträuchern und neckt und verfolgt die späten Wanderer, ja es versucht sogar sie festzuhalten. Eine Frau ward vor einigen Jahren von diesem unheimlichen Galgengespenst verfolgt und beim Mantel ergriffen. Glücklicher Weise lässt es sich nicht immer sehen, sondern meist nur im Herbst.

Das Grab des bösen Jägers zu Horka

Auf dem Kirchhofe zu Horka Richtung Norden, dicht an der hohen Mauer erblickt man ein langes, mit Moos, Gras und Blumen bewachsenes Grab, dessen Hügel mit der Zeit eingesunken ist. Kein Leichenstein, kein Totenkreuz nennt uns den Namen und die Schicksale dessen, der hier eingesenkt wurde, kein Greis des Orts weiß darüber sichere Kunde zu geben, nur im Munde des Volks wird er der grüne Mann, und sein Grab das Grab des bösen Jägers genannt. Aus diesem Namen geht hervor, dass er finsternen und menschenfeindlichen Sinnes gewesen ist, und selbst noch im Grabe weiß er sich furchtbar zu machen. Als vor mehreren Jahren der Totengräber einem Verstorbenen das letzte Bett bereiten wollte, und die Schaufel in das Grab des bösen Jägers stieß, um hier ein neues Grab zu graben, bekam er von unsichtbarer Hand eine so derbe Ohrfeige, dass er Schaufel und Gerät im Stiche lassend, scheu und entsetzt entflo. Seitdem hat kein Totengräber es gewagt, das Grab des bösen Jägers zu berühren und den Schlaf des grünen Mannes zu stören. Nur einer machte scheu den Versuch, allein das Grab war felsenhart, und er konnte die Schaufel nicht in den Hügel stoßen. So bleibt das Grab verschont, während alle übrigen Gräber nach einer Reihe von Jahren wieder benutzt werden, denn jeder fürchtet die gespenstige Ohrfeige.

Das Holzweibchen in der Lausitz

Sowohl die eben genannte böse Frau als das Holzweibchen hat eine große Ähnlichkeit mit der uns schon bekannten Mittagsfrau. In der Zittauer Gegend bei Hainewalde, Dittersbach, Großschönau, Cunnersdorf, Oderwitz erblickt man es oft, wie es in der Gestalt einer kleinen zusammengeschrumpften alten Frau mit runzlichen Gesichte, eine Hocke Holz in einem Korbe auf dem Rücken oder Reißholz in der Schürze tragend auf einen Stock gestützt einher

wandelt, oder an Kreuzwegen spinnend oder strickend im Busche sitzt. Wer es hässlich nennt oder gar verspottet, den haucht es an, wovon er Beulen und Geschwüre im Gesichte bekommt, oder hockt ihm, wenn er sich entfernt hat, auf, wovon er lahm wird. Wer es aber lobt oder ihm gar Geschenke reicht, dem vergilt es solche wiederum, schenkt ihm Gespinste oder Strickwaren, welche sich wunderbar vermehren und Glück und Segen ins Haus bringen.

Zuweilen steht man auch ein verwimmertes Männchen Holz aus dem Rücken tragen, und wenn es die Holzhauer unterstützen wollen, ertönt ein schallendes Gelächter und die Armen versinken im Sumpfe. Diesen schlägt die Axt vom Helm, jenem zerspringt das Sägeblatt etc.

Einst hütete eine Kuhhirtin am Buschrande das Vieh und spann, da bittet ein Buschweibchen sie zu kämmen, wofür sie ihr auch eine Spille vollspinnen wolle: Beides geschied. Als nun des Abends die Hirtin das Garn abweist und ein Strähn, ein zweiter, ein dritter geweft und noch mehr vorhanden ist, ruft sie aus: »den Donner, das hat auch gar kein Ende!« und siehe da, die Unverständige hatte ihren Lohn weg denn das Garn ging bald auf. Überhaupt durfte man bei solchem öfters als Geschenk von ihnen gewährten Knäulen nicht das Ende aufsuchen, weil es dann bald zu finden war während der Knaul, ohne dass darnach geforscht wurde, fortwährend aushielt.

Ein gleicher Dienst wurde von einem andern Buschweibchen durch eine Schürze voll Laub belohnt, doch als die Hirtin dieses als unnütz weggeworfen hat, und nach Hause gekommen, an ihrer Schürze noch ein Goldstück bemerkt, sieht sie ein, was sie wegwarf, konnte aber das Weggeworfene nicht wiederfinden. Ein am Forste bei Spitzkunnersdorf pflügender Bauer sieht einst die Buschweibchen eifrig mit Anstalten zum Kuchenbacken beschäftigt, und bittet endlich, ihm auch einen solchen zu backen, sie versprochen es, und er fand den Morgen darauf einen schönen Kuchen auf einem Ackerraine.

Das kleine graue Männchen bei Camenz

Auf dem südöstlich von der Stadt Camenz befindlichen Reichardsberg soll eine mit Gold und Silber angefüllte Braupfanne vergraben sein, die von einem graugekleideten kleinen Kobold gehütet wird, der diejenigen, welche ihm in den Weg kommen, verhöhnt und verspottet. Geht man jedoch mit dem Ausschlage der 11. Mitternachtsstunde in der Johannisnacht dorthin, so erblickt man zuerst ein blaues Flämmchen, welches sich aus der Erde erhebt, und nach und nach die Gestalt eines Männchens annimmt, das einen großen Schlüssel in der rechten Hand hält. Diesem hat man sich zu nähern und ihm durch Zeichen anzudeuten, dass man den Schlüssel zu haben wünscht; dann wird das Männchen auf einmal verschwinden, und man wird den Schlüssel in der Hand haben. Nun wird sich auf einmal die östliche Seite des Berges öffnen, und man wird eine Türe erblicken; hat man diese mit dem Schlüssel geöffnet, so gewahrt man die Braupfanne, allein man darf sich nichts von den darin befindlichen Kostbarkeiten aneignen, sondern nachdem man etwas, gleichviel was hineingeworfen, geht man rückwärts den Schlüssel in der Hand den Berg hinab, ohne sich von den erscheinenden Spukgeistern schrecken zu lassen. Zwar wird nun die Türe wieder verschwinden, allein wenn man drei Tage nachher an dem Flecke, wo sie gewesen, abermals nachgräbt, öffnet sie sich wieder mit dem bewussten Schlüssel, und nun kann man sich ihren Inhalt aneignen.

Das Königsholz bei Zittau

Als die Stadt Zittau noch dem Königreich Böhmen angehörte, regierte ein milder, weiser König daselbst; dieser Hinterließ ein unmündiges Prinzelein, dem ein falscher Oheim die Krone nicht gönnte. Er sprengte aus, der Prinz sei auf der Jagd im Walde verunglückt, und setzte sich dreist die Krone aufs Haupt. Heimlich aber hatte er Mörder gedungen, welche dem Prinzen an das Leben gehen sollten, sie aber hatten Mitleid mit ihm und ließen ihn frei. Er entfloh und bettelte sich nach Zittau durch, wo sich ein wohlhabender Schuhmacher des

armen Knaben, der zu ihm ansprechen kam, annahm. Er war zweifelhaft, ob er ihn wirklich für einen Prinzen halten sollte und schwieg deshalb weislich, aber er liebte den Knaben väterlich, lehrte ihm sein Handwerk und ließ ihn auch sonst in mehr Wissenschaften unterrichten, als ein Schuhmacher braucht. So vergingen einige Jahre, die Böhmen wurden von ihrem unrechtmäßigen König gedrückt und waren seiner Herrschaft müde. Jetzt fand es der verbannte Prinz an der Zeit, sich dem Volke zu zeigen. Es verbreitete sich die Kunde, Prinz Wenzeslaus, wie der verbannte Prinz von Rechts wegen hieß, lebe noch und sei ein mutiger, tapferer Prinz geworden. Viel Volks strömte hinzu, und als sie ihn sahen und an der Ähnlichkeit mit seinem verstorbenen Vater erkannten, riefen sie ihn zum König aus. Der Platz, wo dies geschah, zwischen Zittau und dem später angebauten Flecken Herrnhut, heißt noch jetzt das Königsholz und das Haus, wo der Schuhmacher damals gewohnt, hat noch jetzt über der Türe eine in Stein gehauene vergoldete Krone.

Das Kreuz am Elstraer Wege bei Camenz

Wenn man vor dem Budissiner Thore zu Camenz den nächsten nach Elstra führenden Weg einschlägt, so erblickt man unfern des Elstraflusses ein stehendes Kreuz, auf dem eine Armbrust eingehauen ist. Man erzählt, dass vor 1658 an diesem Orte die Bogenschützen ihre Übungen hielten, und einst an dieser Stelle ein solcher aus Unvorsichtigkeit erschossen ward, woran dieses Wahrzeichen erinnern soll.

Das Kreuz am Wege zur Königsmühle in Budissin

Geht man aus Budissin zum Ziegelthore heraus nach der Königsmühle hin, so wird man daselbst, wo linker Hand der Weg nach Niedergurig leitet, ein großes steinernes Kreuz bemerken, von dem man sich Folgendes erzählt:

Einst habe ein Bauer aus dem Marktflecken Baruth gewettet, einen Scheffel Hirse von dem Dorfe aus, ohne auszuruhen, auf seinen Schultern nach Budissin zu tragen: nach vom andern Teile angenommener Wette habe er es auch bis zu dem Platze, wo gegenwärtig das Kreuz steht, ausgeführt, sei aber daselbst hingesunken, habe den Blutsturz bekommen, und diesen Stein hätten seine Anverwandten ihm als Denkmal errichtet.

Das Kreuz bei Schwosdorf

Wenn man von Camenz nach Königsbrück geht, erblickt man hinter dem Dorfe Schwosdorf auf einer kleinen Anhöhe ein steinernes Kreuz mit einem darauf eingehauenen Husarensäbel und der Jahreszahl 1745. Dies soll den Fleck bezeichnen, wo im genannten Jahre ein mit zwei Kameraden von seinem Regimente entlaufener Husar, nachdem es nur jenen gelungen war, zu entkommen, hier an einem Schnellgalgen aufgehängt ward.

Das Männchen ohne Arme und Beine in Lauban

An dem Eckhause rechts beim Eingange in die Kirchgasse sieht man in Stein gehauen die Figur eines Mannes, welchem Arme und Beine fehlen. Dies soll das Bildnis des Pfarrers Jeremias Gall sein, welcher am 16. Mai 1427, als die Hussiten Lauban erstürmten, auf den Kirchturm gestiegen war und von da aus die Bürger zum Widerstande ermahnt hatte. Er ward dafür von den siegreichen Hussiten an vier Pferde gebunden und zerrissen. Dies geschah allerdings an dieser Stelle, wie glaubwürdige Chroniken berichten. Andere sagen das Bild stelle den damaligen Besitzer des Hauses, Conrad von Zeidler vor, welcher an diesem unglücklichen Tage die Laubaner anführte und im Schleiifgrunde in Stücke gehauen ward.

Das Militärgespent

Im Jahre 1738 kam der Hofnarr August des Starken, Schmiedel, durch Budissin, und als er durchfuhr, sah er den dort in Garnison liegenden Obersten von Schmiskal aus seinem Fenster des Hauses Nr. 262 herausgucken. Er sah hinauf und sprach lachend und mit dem Finger drohend: "Nun warte nur! Dich werden sie auch bald beim Schlagfittich nehmen!" Dies griff den abergläubischen, und allerdings mancher Schuld bewussten Mann so ans Herz, das er selbst durch einen Schuss wenige Tage nachher seinem Leben ein Ende machte. Seit dieser Zeit wird jedes mal jährlich in der Nacht, wo er sich das Leben genommen hat, erst ein gräulicher Lärm in dem gedachten Hause gehört, bis im letzten Viertel der zwölften Stunde der unglückliche Oberst in dem militärischen Kostüm seiner Zeit erscheint, über den Saal des Hauses schreitet und dann verschwindet.

Das Mittagsgespent

Das Mittagsgespent (*Pshipolnitza*) ist ein weibliches, großgewachsenes weißgekleidetes Wesen, welches zur Mittagszeit von 12 bis 2 Uhr auf den Feldern zu erscheinen pflegt. Es schweift mit der Sichel bewaffnet über die Felder und steht unerwartet vor denjenigen, welche es versäumt hatten, mittags die Feldarbeit zu unterlassen und nach Hause zu gehen. Die Überraschten mussten ein scharfes Examen über den Anbau des Flachses und das Leinwandweben bestehen und die ganze Prozedur dieses Kulturzweiges ununterbrochen und in einer solchen Ausführlichkeit vortragen, das damit die Zeit bis zwei Uhr ausgefüllt wurde.

Hatte diese Stunde geschlagen, so war es mit der Macht desselben aus und es ging von dannen. Wussten aber die Geängstigten auf ihre Fragen nicht zu antworten und das Gespräch bis zu dieser Stunde nicht im Gange zu erhalten, so schnitt sie ihnen den Kopf ab oder erwürgte sie oder verursachte ihnen wenigstens eine mit Kopfschmerzen verbundene Krankheit. Bei trübem Himmel oder zur Zeit eines herannahenden Gewitters war man vor ihr sicher. Noch jetzt spricht man im Scherz zu demjenigen, welcher während der Mittagszeit ohne Not auf dem Felde arbeitet: "fürchtest Du nicht, das die Mittagsfrau auf Dich kommen wird?" und die sprichwörtliche Redensart: "sie fragt wie die Mittagsfrau", ist im alltäglichen Gebrauch.

Dieses Gespent pflegt besonders in der Gegend von Diehsa am Fuße des dortigen Berges den Arbeitern auf dem Felde zu erscheinen und ihnen, wenn sie nicht reinen Herzens sind, eine Masse von Fragen vorzulegen; können sie dieselben beantworten, so ist es gut, wo nicht, so tut ihnen dasselbe ein Leid an.

Einst lag um die Mittagszeit ein junges Bauermädchen hier im Grase und schlief, ihr Bräutigam saß bei ihr, allein sein Herz war anderwärts und sann, wie er sich ihrer entledigen könne. Da kam das Mittagsgespent einhergeschritten und fing an dem Burschen Fragen vorzulegen, und soviel er auch antwortete, immer warf es neue Fragen auf, und als die Glocke Eins schlug, da stand sein Herz still, das Gespent hatte ihn zu Tode gefragt. Als aber das Mädchen die Augen aufschlug, da lag ihr Bräutigam blass und tot neben ihr, sie weinte und klagte manchen Tag, bis man sie neben dem Jüngling, der ihre Liebe nicht verdiente, zur ewigen Ruhe einsenkte.

Das Ostritzer Rathaus und die tapferen Nonnen

Im Jahr 1368 kamen die Einwohner von Ostritz, das damals noch sehr klein war, auf den Gedanken, sie wollten eine große Stadt werden, wie die benachbarten Sechsstädte Görlitz und Zittau. Sie fingen damit an, eigenes Bier zu brauen und in der Gegend zu verkaufen, wodurch die Stadt Zittau zu großen Schaden kam. Aber sie wurden immer übermütiger und

beschlossen, steinerne Mauern und Tore zu bauen und taten es auch. Als sie aber auch ein steinernes Rathaus auf ihrem Marktplatze errichteten, riss den Sechsstädten die Geduld und die Bürger derselben zogen wohl an die hundert Wagen voll geharnischter Leute und Zimmerleute und Maurer aus, und drangen in die Stadt ein um die Mauern einzureißen, weil sie vorgaben, es könnten sich hier ritterliche Wegelagerer festsetzen. Als sie aber vor das neuerbaute Rathaus kamen, stand vor der Türe die Äbtissin des Klosters Marienthal, an welches der Graf von Dohna - Ostritz verkauft hatte, und alle ihre Klosterjungfrauen und hielten das Haus besetzt um es zu verteidigen. Allein die Sechsstädter hatten keinen Respekt vor ihnen, sie jagten sie hinaus, und machten das Rathaus der Erde gleich. Die Nonnen beschwerten sich nun bei dem Kaiser (Karl IV.), aber sie konnten nichts weiter erreichen, als das die Sechsstädter ihnen ihre Fleischbänke, welche im Rathaus bereits eingerichtet gewesen waren, wieder aufbauen mussten.

Das Schwein auf der Landeskrone bei Görlitz

Ein Mädchen aus Pfaffendorf hütete an der Landeskrone die Kühe eines Bauers; nun hatte dieser aber auch noch ein Schwein, welches er gewöhnlich mit den Kühen zusammen austreiben ließ. Aber das Schwein blieb nicht bei der Herde, sondern es ging seine eigenen Wege, tief in die Büsche und blieb hier so lange, bis die Zeit kam, wo heimgetrieben ward, da kehrte es von selbst zurück und ging mit der Herde nach Hause. Da nun dies das Schwein aber alle Tage tat, so ward das Mädchen endlich neugierig und wollte wissen, wo das Schwein hinlaufe. Sie ging also das nächste Mal demselben nach in den Busch und kam so weiter und immer weiter, bis an die Landeskrone und auch hier wieder den halben Berg hinan bis in das dickste Gebüsch. Da lief es auf einmal in eine Höhle hinein, die Magd ging nach und kam so in einen Pferdestall, da standen viele Rosse gesattelt und gezäumt und geharnischte Krieger in Waffen saßen dabei. Das Schwein aber war verschwunden. Die Männer aber fragten die Magd, was sie wolle und waren sehr barsch und unwillig, sagten, sie habe hier nichts zu fürchten, ihr Schwein werde sie schon wieder bekommen, sie solle machen, das sie fortkomme. Da lief das Mädchen erschrocken davon, und erzählte Alles dem Bauer, dieser aber sagte: "Lass gut sein, das Schwein kommt schon wieder, aber wenn in der Landeskrone die Reiter wieder rumoren, da wird's bald losgehen und es wird nicht lange dauern, so wird Krieg werden." So sprach der Bauer und so ist es auch geschehen.

Das Silbergeschenk

Im Jahre 1600 am Tage St. Peter und Paul ward ein armes Mädchen aus Brauna von ihren Eltern ausgeschickt, um Holz zur Feuerung sammelzulesen. Es war eine grimmige Kälte, und das Mädchen sputete sich gewaltig, wieder nach Hause zu kommen. Mit einer schweren Last beladen trat sie den Heimweg an, da erhob sich auf einmal so ein gewaltiges Schneegestöber, das sie keinen Schritt vor sich sehen konnte. Dadurch kam sie aber von ihrem Wege ab, allein als sie von dem rechts auf dem Wege von Camenz nach Schwosdorf liegenden Berge ein Licht schimmern sah, ging sie darauf los, und hier trat ihr ein kleines Männchen in den Weg, welches sie fragte, was sie da trage und wo sie hin wolle. Auf ihre Klagen wegen ihrer Armut antwortete er damit, dass er ihr befahl, ihr zu folgen, vorher aber ihren Korb leer zu machen. Sie kletterte ihm nun denn Berg hinauf nach, und als sie oben angekommen war, sah sie wie aus einer Öffnung des darauf liegenden gegen 5 Ellen hohen Steinklumpens bei einem hellen Feuer eine Menge Silbermünzen herausspringen. Hier schüttete ihr das Männchen selbst ihren Korb aus, und befahl ihr, denselben mit dem Silber anzufüllen, und als sie sich anfangs weigerte, weil sie das Männchen für einen bösen Geist hielt, füllte es selbst ihren Korb mit den Silberstücken, half ihr denselben auf den Rücken, und brachte sie bis an das Haus ihrer Eltern. Als sie nun im Dorfe von ihrem gehabten Glücksfalle erzählte, da zogen die Bauern in Masse hinaus, um ebenfalls nachzugraben, aber keiner fand etwas, und so hörte das Wallfahren der Habsüchtigen dahin bald wieder auf.

Das steinerne Kreuz an der Dreifaltigkeitskirche zu Zittau

Die heilige Dreifaltigkeitskirche, die auch, weil sie vor dem Webertore gelegen ist, kurzweg Weberkirche genannt wird, ist eine der drei kleinern Begräbniskirchen Zittaus. Tritt man vor die Stufen, die zu dem einfachen, aus Sandstein gehauenen Portale empor führen, so gewahrt man bald hinter dem ersten Pfeiler, welcher sich an der linken Seite desselben befindet, ein etwa 1½ Ellen langes steinernes Kreuz, das fest in der Mauer der Kirche eingefügt ist. Seine Form verrät ein ziemlich hohes Alter, ebenso das Messer, welches in dasselbe eingemeißelt ist. Über letzterem, in der Mitte des Kreuzes befindet sich eine kleine Nische. Links neben diesem, in einer Entfernung von etwa 3 Fuß, ist in einem der Sandquadern, aus welchem der Unterbau der Kirche besteht, ein langes gebogenes Schwert eingehauen, dass große Ähnlichkeit mit einem Türkensäbel besitzt. Eine früher dabei gewesene Inschrift ist gänzlich verwischt. Als Ursprung dieser Bildwerke wird folgende Sage erzählt.

Der Senat der Sechsstadt Zittau hatte, da es ihm nicht an Gelde fehlte, einen berühmten italienischen Baumeister kommen lassen, um den Bau der neuen Kirche zu leiten. Der Meister kam und begann den Bau, unterstützt durch fleißige und geschickte Gesellen. Allein diese waren ihrem Herrn nicht sehr gewogen, da er aufbrausend und jähzornig war, und jedes geringe Versehen hart rügte. Namentlich zog einer unter ihnen, ein junger blonder Geselle, den Hass des Italieners auf sich, weil er dem Übermut desselben keck die Stirne bot und dadurch auch die Übrigen zum Widerstand ermutigte. Als er nun einst in Vermessenheit die Worte ausgesprochen hatte, das auch hier Meister in der edlen Baukunst angetroffen würden und er sich getraue, ebensoviel zu leisten wie jener, so forderte dieser eine Probe und man kam auf beiden Seiten überein, seine Kunst an zwei noch unvollendeten Strebepfeilern zu zeigen. Wer von Beiden zuerst den seinigen ohne Tadel vollendet haben würde, der solle Sieger sein. Rüstig ging es an die Arbeit, Meister und Gesellen ruhten nie, Schlaf erquickte sie nicht, kaum gönnten sie sich zum Essen Zeit, und wenn der eine durch Ruhe seine Kräfte erfrischen wollte, so trieb ihn die Furcht, das der Gegner ihm unterdessen zuvorkommen möge, zu neuer Tätigkeit an. Zwei Tage und zwei Nächte waren so vergangen und die Pfeiler ihrer Vollendung bald nahe, als die Kraft des Meisters, die an eine anhaltende und schwere Arbeit nicht mehr gewöhnt war, immer mehr zu erschaffen begann, obgleich er selbst sah, das, wenn er nicht alle Kraft der Muskeln zusammennehme und auf das Höchste steigere, der Jüngling eher seinen Pfeiler vollendet haben würde, als er. Fieberhaft zitternd in Folge der großen Erschöpfung und Angst setzte er Stein auf Stein. Doch waren seine Mühen umsonst, in der Mittagsstunde des dritten Tages erschall vom andern Pfeiler der freudige Ruf: "fertig!" herüber, der eine Leichenblässe auf dem Antlitze des Meisters hervorrief. Unten jubelten die anderen Gesellen und die Volksmenge, welche dem eigentümlichen Wettkampfe mit steigendem Interesse und Teilnahme zugeschaut hatte. Der Meister steigt vom Gerüste herab, um sich von unten den Bau des andern Pfeilers zu betrachten, und vielleicht irgendeinen Mangel an demselben zu entdecken. Aber kein Fehler ist zu sehen, Alles im Gegenteil nach den Regeln der Kunst gemacht. Auch der Jüngling ist herabgekommen, Freude strahlt sein Antlitz, nur aus den Augen blitzt kecker Übermut und Hohn. Da glänzt ein blanker Dolch in der Luft, von der sichern Hand des Meisters ins Herz getroffen sinkt der Jüngling nieder und haucht zu dessen Füßen seinen Geist aus, ruhig, ja fast Freude und Genugtuung über seine Bluttat empfindend stellt sich der Welsche dem Gericht, welches das Todesurteil über ihn fällt. Ohne Reue zu äußern, stirbt er den Tod durch Henkershand; sein Haupt, feurig anzusehen rollt jetzt noch mitunter in der Nacht über den Kirchhof. Zum ewigen Andenken an diese Begebenheit hat man an den Pfeilern, welche das Volk davon die Wettpeiler genannt hat, und sich an der Westseite der Kirche befinden, zwei Nischen anbringen und das Kreuz mit dem Dolche und Schwerte in die Mauer einfügen lassen.

Das Steinkreuz und der schwarze Pudel am Einsiedel

Oberhalb der alten Einsiedel- oder Teufelsmühle in Mittel-Oybin, steht dicht am Rande der Straße ein mächtiges Steinkreuz. Gerade rüber, wo jetzt das einsame Wohnhaus steht, hatte im Mittelalter eine Einsiedelei ihren Platz; der dabei fließende Brunnen heißt noch heute der Einsiedlerbrunnen. Beim Eindringen der Reformation soll man den letzten Eremiten erschlagen haben und das Steinkreuz an diese Freveltat erinnern. Die Jahreszahl 1670 ist wohl erst später daran angebracht worden, wo wahrscheinlich das Kreuz mit als Grenzstein benützt wurde. Am Einsiedel-Kreuz ist überhaupt nicht geheuer, dort spuckt mittenachts der erschlagene Eremit, außerdem unweit davon, auf den alten Mühleteich zu, ein riesengroßer, schwarzer Pudel.

Das Teufelsfenster am Czorneboh

An einer freien Stelle des westlichen Abhanges des Berges erblickt man zur Rechten am Saume der Nadelwaldung den Anfang einer Felspartie, die durch eine runde Öffnung an dem obern Teile des Felsens als das sogenannte Teufelsloch oder Teufelsfenster bezeichnet wird. Aus dieser Öffnung sollen nach der Sage noch heute kleine Koboldchen schlüpfen und einen Keller mit unendlichen Schätzen bewachen, weshalb man die Stelle auch zuweilen die Koboldskammer genannt hat. Eine Frau, die mit ihrem Kinde auf den Berg gegangen war, um Waldbeeren zu suchen, hatte Gelegenheit, in den Keller zu gelangen. Sie setzte ihr Kind auf den Boden der Höhle und raffte die Schätze begierig zusammen. Schreckliches Donnern erschütterte die Erde und trieb die Frau angsterfüllt ins Freie. Aber als sie sich umsah, war die Höhle geschlossen und kein Eingang wieder zu finden. Die arme Mutter lag bei ihren Schätzen, unbekümmert um deren Wert, denn sie hatte ihr Kind verloren. Doch nach einem Jahre an demselben Tage stand sie wieder am Teufelsfenster. Der Keller tat sich auf und auf dem Boden saß ihr Kind und spielte. Die Schätze mochten funkeln und glänzen, die Mutter sah sie nicht, sie erblickte nur ihr Kind und entriss es mit Blitzesschnelle den unterirdischen Mächten.

Das Veilchen vom Czorneboh

Als noch das Wendenland im heidnischen Aberglauben versunken war, da verehrten die Sorben einen Götzen, Czorneboh, von dem der Berg den Namen hat, weil er hier oben ein prächtiges Schloss bewohnte. Derselbe hatte aber ein liebliches Töchterlein, das er höher schätzte, als alle seine Schätze. Wie nun aber das Christentum sein Licht auch in diese Gegend trug, da wusste er, das sein Reich auf dieser Welt zu Ende war, und als das Kreuz zum ersten Male auf dem Berge erglänzte, da war der Götze zu Stein geworden und mit ihm sein stolzes Schloss, sein reizendes Töchterlein aber ward in ein bescheidenes Veilchen verwandelt. Alle 100 Jahre einmal in der Walpurgisnacht erwacht die Jungfrau zum Leben, und wem es beschieden ist, das Veilchen in diesem Augenblicke zu pflücken, der erhält die holde Jungfrau mit allen Schätzen ihres Vaters.

Das verfallene Schloss auf dem Stromberge bei Weissenberg

Zwischen Löbau und Weissenberg in einer sehr anmutigen Gegend liegt eine kegelförmig sich erhebende Anhöhe, die ganz mit Kirschbäumen bepflanzt ist, und der Stromberg genannt wird. In diesem soll ein großer Schatz verborgen liegen, so von bösen Geistern gehütet wird. Derselbe rührt vermutlich von den einstigen Bewohnern einer Burg her, die auf seinem Gipfel lag und von der nur noch wenige Trümmer von Mauerwerk und eine zerstörte Treppe Zeugnis geben.

1) Sobald das Schloss auf dem Berge zur Ruine geworden war, und dies geschah vor der Erbauung Weissenbergs, fanden sich Berggeister in demselben ein, welche sorgfältig die

verschütteten Schätze der ehemaligen Besitzer des Schlosses hüteten, namentlich einen langen Kasten aus Eisenblech gefertigt und eine Braupfanne. Diese rätselhaften Wesen zeigten sich meist einzeln oben auf dem Berge, zuweilen aber auch in einer ganzen Schar. Mehrere der Ansiedler des genannten Ortes hegten schon längst den Wunsch, ein bekanntes bierartiges Getränk zu brauen, nur fehlte zur Verwirklichung desselben eine Braupfanne. Dieses Gerät zu kaufen waren sie nicht vermögend, und sie zu borgen, bot sich keine Gelegenheit dar. Da erfuhren sie endlich, dass aus dem zerstörten Schlosse des Stromberges eine Braupfanne sich vorfinde, die aber von Berggeistern verwahrt werde. Lange sann man hin und her, wie man wohl am Besten in den Besitz der Pfanne komme, und endlich entschloss man sich, zwei Männer durchs Loos zu erwählen, welche dann nach dem Bergschloss gehen und ihr Begehren da aussprechen sollten. Dies geschah. Zwei Männer erstiegen den Stromberg und sprachen zitternd und bebend ihr Anliegen vor den verwüsteten Mauern aus. Kaum war das geschehen, so erhielten sie mit dumpfer Stimme den Bescheid, nur bei Sonnenaufgang mit einem Wagen unten am Berge zu halten, da würden sie die Pfanne erhalten. Nach dem Gebrauche sei aber von ihnen ein Silberblechstück und ein kleines Weizenbrot in dieselbe zu legen und wieder an den Ort zu bringen, wo der Empfang stattgefunden habe. Unter diesen Bedingungen stehe ihnen immer die Pfanne zum Leihen bereit. Froh und muntern Schrittes eilten die Abgesandten zu ihren harrenden Freunden zurück, und taten, wie ihnen gesagt war. Mit Sonnenaufgang hielt ein Wagen am Berge und nahm die ansehnliche Braupfanne, welche allda auf zwei Stücken Holz ruhte, in Empfang. Nach dem Gebrauche legte man ein Silberblechstück und ein Weizenbrot darein und lud am Fuße des Berges das geborgte Braugerät wieder ab. Gar oft wiederholte sich diese Szene, bis endlich auf einmal die Berggeister erzürnt Steine nach den Abgesandten warfen und die Stiere töteten, welche die Braupfanne ziehen sollten. Der Grund zu dieser Veränderung war folgender. Einer der Männer, welche die Pfanne zurück nach dem Berge zu schaffen hatten, nahm das Weizenbrot und aß es, und das Silberstück steckte er in die Tasche, die Pfanne aber verunreinigte er und lies davon. Von dieser Zeit an hat Niemand mehr die Pfanne geborgt erhalten, auch Niemand mehr dieselbe zu sehen bekommen.

2) Lange nach jener Zeit, in der die Berggeister die Braupfanne verborgten, arbeitete einst ein Bauer derselbigen Gegend auf seinem Felde in der Nähe des Stromberges; da sah er von Zeit zu Zeit die Berggeister in graue Gewänder gehüllt, runde Kuchen, auf dergleichen Brettern tragend hin- und herlaufen. "Was haben die grauen Männchen nur heute für ein Fest?" dachte er bei sich selbst, und von Appetit getrieben, rief er laut den Geistern zu: "Lasst mich doch auch mitessen!" "Wir werden Dir Etwas zukommen lassen", rief eins der grauen Männchen, "komme nur in der Mittagsstunde zu jenem großen Steine, der dort im Grünen liegt!" Sobald die Sonne ihren höchsten Stand eingenommen, säumte der Bauer nicht, nach dem bezeichneten Ort zu gehen. Zu seinem großen Erstaunen fand er einen Tisch gedeckt, und darauf lag ein wohlgeratener Kuchen. Noch ehe sich der Bauer niedersetzte, vernahm er deutlich die Worte: "nun iß` den Kuchen, doch anschneiden darfst Du ihn nicht!" Da ward ihm ganz eigen zu Mute, und fast hätte er den Kuchen ungegessen gelassen und würde davon gegangen sein, wenn er nicht endlich von Ungefähr auf den Gedanken gekommen wäre, den Kuchen rundum auszuschneiden. Außerordentlich mundete ihm das Gebäck, und als er satt war, sagte er den Geistern seinen Dank, stand auf und wollte wieder an seine Arbeit gehen; allein kaum war er einen Schritt fortgegangen, so rief eine Stimme ihm die Worte nach: "der Teufel hat Dich klug gemacht. Hüte Dich, das wir nicht auch an Dir tun, was Du an unserem Kuchen getan hast!" Nach Jahren fand man einen Leichnam unten am Stromberge im Blute liegen. Die Brust war aufgeschlitzt und das Herz zerfleischt. Dieser Unglückliche aber war jener Bauer, der den Kuchen ausgeschnitten hatte.

3) Ein reisender Kavalier aus Flandern kam auf seiner Reise nach Polen in die Gegend des Stromberges. Seine Liebe zu Abenteuern kam seinem Mute vollkommen gleich, und darum entschloss er sich, sogleich zur Nachtzeit das Schloss des Berges mit dem Schwerte in der Hand zu besuchen, als er die Kunde vernommen hatte, das da übermenschliche Geister ihr Wesen trieben. Der Vollmond mit seinen milchweißen Strahlen übergoss zauberisch die

alten Schlossruinen und der Kavalier trat zu den Mauern der Burg. Alles war still und offen stand ein kleines Pfortchen. Der Held schritt da hinein und kam in eine weite Halle, in deren Mitte eine mit Gold und Edelsteinen gefüllte Braupfanne und ein langer eiserner Kasten standen. Ein Augenblick genügte, und die Halle hatte sich mit einer Schar grauer Männchen gefüllt. Der Kavalier stand staunend an einem Pfeiler und wusste nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. Da trat eins der grauen Männchen zu dem Kasten heran und öffnete durch einen Tritt darauf denselbigen. Welch Wunder! Ein langes, schneeweißes Menschengeriippe richtete sich empor und wandte die hohlen Augenhöhlen nach allen Seiten umher. Die grauen Männchen winkten freundlich dem staunenden Kavalier, näher zu dem unermesslich reichen Schatze zu treten. Er tat es, doch im Nu sank unter fürchterlichem Getöse die gefüllte Braupfanne in ein unterirdisches Gewölbe hinab, und der Boden verschloss sich wieder. Ein gellendes Gelächter erschallte aus dem Munde der Berggeister, das bleiche Gerippe aber verfolgte den aus der Halle entfliehenden Kavalier mit einem blinkenden Messer in der knöchernen Faust. Sobald der Kavalier aus dem Bereiche des Schlosses war, sah er sich wieder allein. Kein Lüftchen regte sich und schweigend blickte der volle Mond auf den bleichen Ritter und auf die hohen Schlossruinen herab, doch nicht mehr gelüstete es ihn, nochmals in das Gemäuer zurückzukehren.

4) Ein armer Knabe hütete einst auf dem Stromberge Kühe; als er nun aber müßig da und dort herumschlenderte, siehe! da lag plötzlich zu seinen Füßen ein Goldstück. Er bückte sich, um es aufzuheben, aber indem er dies tat, blitzte ihm schon wieder ein anderes in die Augen, schnell langte er auch nach diesem, doch schon wieder ein neues glänzte daneben aus dem Grase hervor. So ging es immer fort, und schon hatte der Knabe 10 der schönsten Goldstücke in seine Mütze zusammengelesen, als ihm auch noch ein 11tes vor den Augen spiegelte. Auch dieses wollte er sich zueignen, doch dies war schon zu viel verlangt, eben als er sich darnach bückte, erhielt er von unsichtbarer Hand einen derben Backenstreich. Aber mit diesem waren auch seine ersten bereits gesammelten Goldstücke im Nu wieder verschwunden und er blieb alles Suchens ungeachtet so arm, als er vorher gewesen war.

5) Eine Frau, die am Fuße des Stromberges, wo einige Häuser stehen, wohnte, gewahrte einstmals, und zwar des Sonntags unter dem Gottesdienste, das an einem Orte jenes Berges Funken aus der Erde hervorsprühten und blaue Flämmchen emporloderten. Alsbald erinnerte sie sich an die alte Regel, das man, wenn man so glücklich sei, dies Zeichen wahrzunehmen, augenblicklich irgend etwas von Metall in jene Flämmchen werfen müsse, um den darunter befindlichen Schatz, dessen Anzeichen sie wären, fest zu bannen, um ihn vor dem Weiterrücken zu bewahren. Unverzüglich warf sie daher, da sie eben nichts Anderes bei sich hatte, ihr Taschenmesser auf jene vorbedeutungsvolle Stelle, lief sodann eiligst in ihre Wohnung zurück, um sich die nötigen Werkzeuge zum Graben herbeizuholen, und schritt nun, mit diesen versehen, rüstig ans Werk. Der ganze Platz, wo sie die bunten Flämmchen hatte spielen sehen, ward nun emsig von ihr durchwühlt und durchgraben, und siehe da! ihre Hoffnung hatte sie wirklich nicht getäuscht, denn sie fand, wenn auch nicht gerade pure Kremnitzer, doch wenigstens eine bedeutende Anzahl uralter Groschen. Sie war damit zufrieden und behielt daher ihren Schatz.

6) Eine andere, ebenfalls in jener Gegend wohnende Frau, der die vorige, aus lauter Freude über ihr gehabtes Glück, den ganzen Vorfall von Anfang bis zu Ende und mit allen Nebenumständen erzählt hatte, nahm nun auch die Gelegenheit wahr, als einst während des Mittagsgottesdienstes wieder bunte Flämmchen aus der Erde hervor schielten, beobachtete dabei alle erforderlichen Umstände und war so glücklich, bei angestelltem Nachgraben eine große Menge alter harter Taler zu finden. Gierig, die ihr jetzt so günstige Gelegenheit recht zu ihrem Vorteile zu benutzen, rafft sie so viel als möglich von jenem Gelde in ihre Schürze und eilt damit nach ihrer Behausung. Mit Emsigkeit zählt sie hier ihren Schatz auf vielen Tischen und Bänken auf, nur begierig, zu erfahren, wie viel ihr das sonst so neidische Glück, dem sie nun einmal die gute Stunde abgelauscht hatte, beschert haben würde. Da aber, als sie im besten Zählen ist, deucht es ihr plötzlich, als ob sie Feuerlärm höre, das ganze Dörfchen scheint in Flammen aufzugehen, das die Lohe ihr glühendrot ans Fenster schlägt;

in der größten Bestürzung eilt sie plötzlich hinaus, die Gefahr zu untersuchen, aber o Wunder! Alles ist draußen still und in der größten Ruhe, als sie zum Hause hin austritt, und nicht die geringste Spur einer Feuersbrunst kann sie bemerken. Staunend kehrt sie jetzt wieder um, ihren Schatz vollends durchzuzählen, noch mehr aber staunt sie nun, als auch dieser jetzt zu Nichts hingeschwunden und auch nicht eine Spur davon mehr in der ganzen Stube zu bemerken ist.

7) Der Schatz auf dem Stromberge blieb aber nicht immer daselbst, die ihn bewachenden Geister hielten es einst, vielleicht weil man demselben allmählich zu sehr auf die Spur gekommen war, für nötig, ihn auf den felsigen Rothstein bei Sohland zu bringen. Man erzählt sich davon folgende Geschichte. Ein Paar Bauern aus dortiger Gegend ackerten einst am Fuße des Stromberges; plötzlich kam ein kleines graues Männchen, sie wußten selbst nicht recht, woher, auf sie zu und verlangte, dass sie ihm sogleich ein Gespann von 6 roten Ochsen verschaffen sollten, weil die Braupfanne mit dem großen Schatze des Stromberges von diesem auf den benachbarten Rothstein gebracht werden solle. In nicht geringer Angst vor dem Berggeiste gaben sie ihm unverzüglich jeder die an seinen Pflug gespannten Ochsen, die zum Glück lauter rote waren, und holten eiligst aus dem nahen Dorfe noch ein anderes Paar roter Ochsen hinzu, um den Wunsch des Geistes zu erfüllen. Dieser fragte sie hierauf, ob sie die Wegführung des großen Schatzes sehen oder hören wollten, und gab ihnen nicht undeutlich zu verstehen, dass sie Eins von den Beiden sich erwählen müssten. Die beiden Bauern, die sich nicht eben viel Gutes hiervon versprochen, dieses Anerbieten aber gänzlich auszuschlagen sich nicht getrauten, wählten das, wobei sie am wenigsten Gefahr zu laufen können glaubten und wollten sich gern mit dem bloßen Hören begnügen. Aber Zittern und Beben ergriff sie, als sie nun die Erde unter sich dröhnen und den großmächtigen Schatz wie einen gewaltigen Donner dahin brausen hörten.

8) Zu gewissen Zeiten war aber auf diesem wunderreichen Berge ein Schloss zu sehen, und deutlich beobachtete man dann aus der Ferne, wie dessen Bewohner daselbst ihr Wesen trieben. Niemand aber wagte es so leicht, persönlich dort einen Besuch abzustatten und das Wesentliche jenes Schlosses näher zu untersuchen. Im Gegenteil warnte man einander eher mit bedenklichen Mienen davor, um sich nicht größeren Gefahren auszusetzen, als man vielleicht zu übersehen im Stande sein mochte. Dennoch aber geschah es einst, das ein Bürger aus der jenem Berge benachbarten Stadt Löbau, ohne das er selbst davon wusste, jenes Schloss und seine Bewohner näher kennen lernte. Die Geschichte, die man sich davon zu erzählen weiß, ist folgende. Vor langer Zeit war einst ein Schuhmacher aus Löbau in dem etwa zwei Meilen davon entfernten Städtchen Weissenberg zu Markte gewesen, wobei ihn sein Weg am Stromberge vorbeiführte. Als er spät abends wieder nach Hause kehrte, verirrte er sich im Dunkeln in der Gegend des Berges. Lange schon ohne Weg und Steg im Finstern herumirrend, gewahrte er endlich auf der Höhe jenes Berges den Schimmer eines Lichtes. Ohne irgend etwas Unheimliches zu ahnen, ging er darauf zu, staunte aber nicht wenig, als er bei mehrerer Annäherung ein schönes großes und erleuchtetes Schloss gewahrte, das ihm nicht im Geringsten bekannt war. Denn dass es das berühmte Strombergschloss sein könnte, ahnte er entweder nicht, oder er kannte auch die Sage davon gar nicht einmal. Froh, sich endlich aus der Verlegenheit helfen zu können, suchte er den Eingang, um dort sich eine Laterne zu borgen, mit deren Hülfe er seine Reise besser und bequemer zu beenden dachte. Ohne weitere Schwierigkeiten gelangte er in das Zimmer des Schlosses, welches erleuchtet war, und fand darin zwei Herren. Einer saß an einem Tische und schrieb eifrig, was ihm ein Anderer, der mit verschlungenen Armen in der Stube auf- und abging, in die Feder zu sagen schien. Letzterer redete den Schuhmacher in einem rauhen Tone an und fragte ihn mit kurzen Worten, was er wolle. Dieser erzählte nun seine Geschichte und trug ihm sein Anliegen vor, erhielt aber für jetzt bloß die Antwort von ihm, das er es sich vor der Hand gefallen lassen müsste, 3 Tage und 3 Nächte bei ihnen zu bleiben, und das es ihm nachgelassen sein solle, sich selbst die Arbeit zu wählen, die er bei ihnen während der Zeit verrichten wolle. Der Schuhmacher aber, der so wenig zu dem Einen als zu dem Andern Lust bezeugte, konnte sich zu keiner bestimmten Arbeit entschließen, es ward ihm daher von jenen beiden Herren auferlegt, während seines Aufenthalts auf dem

Berge Steine zu karren. So beschwerlich ihm nun auch dieses Geschäft sein mochte, so wagte er aus Furcht einer möglichen gefährlichen Ahndung es doch nicht, sich dessen zu weigern. Endlich am Abend des dritten Tages entließen ihn jene beiden Herren seiner Arbeit wieder, gaben ihm nach seinem Wunsche eine Laterne und erlaubten ihm, nun nach Hause zu gehen. Doch der Schuhmacher, der wo möglich gern einen Ersatz für die dreitägige Versäumnis in seiner Arbeit gehabt hätte, war hiermit nun noch nicht zufrieden, sondern er wagte es sogar, sich einen Lohn für die ganze 3 Tage lang treulich geleistete Arbeit auszubitten. Auf vieles Zureden und Bitten empfing er endlich nicht mehr und nicht weniger als einen Silberdreier, und zwar mit der Bedeutung, das er dadurch, ob es gleich nur ein Geldstück von sehr geringem Werte sei, dennoch sehr glücklich sein werde, indem, so lange er dieses besitzen würde, es ihm nie an Gelde mangeln werde. Hiermit zufrieden, verwarhte der Schuhmacher diesen Dreier sorgfältig, beurlaubte sich dann von den beiden Herren, und trat seinen Weg nach Hause an. Spät erst in der Nacht kam er heim, und fand die Türe seines Hauses schon verriegelt und verschlossen; er klopfte daher mit aller Macht und rief und schrie, damit seine Frau ihn hören und sobald als möglich einlassen möge. Endlich aus dem Schlafe erweckt, erschien diese, prallte aber mit einem lauten Schrei des Entsetzens zurück, als sie in dem Ankommenden ihren Mann erkannte, den sie schon längst für tot gehalten hatte. Denn anstatt das er bloß 3 Tage abwesend gewesen zu sein glaubte, war er nicht weniger als ein ganzes Jahr entfernt gewesen, und in seiner Heimat hatte man sich überredet, er müsse verunglückt sein, da er von dem damaligen Weissenberger Markte nicht zurückgekehrt war. Da er seinen Gedanken nach gar nicht lange abwesend geblieben, so war er mit der alten Ordnung der Dinge bald wieder vertraut, nur mit dem Unterschiede, das er nun, seitdem der heilbringende Dreier vom Stromberge in seinem Beutel wohnte, und er diesen niemals leer werden ließ, sich selbst nicht mehr in jene Ordnung wieder hineinfügen wollte, und anstatt wie sonst fleißig zu arbeiten, jetzt nur dem Müßiggange und der Trunksucht sich ergab, weil er augenscheinlich bemerkte, das er jenes nun nicht mehr nötig habe, dieses ihm aber vergnügter Tage gewähre. Doch dies, wozu ihn jener heilbringende Dreier verleitete, nämlich der Trunk, war im Gegenteil auch wieder die Ursache, das er sich eines solchen unersetzlichen Schatzes verlustig machte. Denn als er einst in einem starken Rausche seinen vollen Beutel hervorsuchte und seine Zeche bezahlen wollte, aber aus Unachtsamkeit jenen heilbringenden Dreier ausgab, ward er dadurch, da er sich nun einmal an ein unmäßiges Leben gewöhnt hatte, zum Bettler.

Das Wahrzeichen der Stadt Zittau

Am Hinterhause des Hotels "Zum Sächsischen Hofe" zu Zittau befindet sich ein mit der Jahrzahl 1532 bezeichnetes Bildwerk, von über 2 Ellen Breite und über 1 Elle Höhe. Darauf sind drei Rinder ausgehauen, von denen ein Mann in der damaligen Tracht der Stadtknechte das eine am Schwanze nach sich zieht, während ein links stehender, scheinbar entkleideter Mann das zweite Rind auf gleiche Weise erfasst hat. Dieses Bild bezieht sich nicht auf den 1491 zwischen den Zittauern und Görlitzern geführten Bierstreit, sondern soll den Richterspruch: "wer seine Kuh heißt Fahle, der zieh' sie bei dem Zahle (d.h. wem eine Kuh in seinem Stalle eigen gehört, der darf sie auch beim Schwanze festhalten oder wem die Kuh gehört, der fasst sie bei den Hörnern)" erklären und sich auf den in Zittau gehaltenen Rindermarkt beziehen. Ein ähnliches Wahrzeichen gewahrt man in Bild über dem dortigen Schlossportal.

Wahrzeichen der Stadt Zittau

Als Wahrzeichen der Stadt Zittau betrachtete man sonst noch ein sonderbares mechanisches Kunstwerk, welches dieselbe zur Erinnerung an den im Jahre 1608 stattgefundenen großen Brand, durch den mehr als drei Theile der Stadt in Feuer aufgegangen sind, am Rathause hat anbringen lassen. Es lässt sich nämlich allemal den 7. Januar $\frac{3}{4}$ auf 12 Uhr der Tod mit einem Brande und nach demselben ein Engel mit einem Ölzweige sehen. Diese recht nett gefertigten Bilder werden durch ein künstliches Gewicht getrieben und nebst einem dazu gehörigen Glöckchen bewegt; dabei stehen die Worte

In CenDIVM Zittale

in welchen das Jahr des Brandes liegt.

Das Weihnachtsgeschenk

Wenn man von Budissin nach Görlitz geht, erblickt man unweit des Pfarrdorfes Krischa linker Hand einen mit Nadel- und Laubholz bepflanzten Platz, auf dem vor ungefähr 100 Jahren noch eine Betsäule stand, die eine nicht mehr lesbare Inschrift trug. Der Ursprung derselben wird aber so erzählt.

Es soll einst am heiligen Christabend ein armer Bürger aus Budissin nach Görlitz gegangen sein, um dort einiges Geld für von ihm dorthin gelieferte Arbeit zu holen. Allein wie ward ihm, als er dasselbe nicht erhielt, und dadurch seine Hoffnung, für seine sechs kleinen Kinder einige Christstollen zu kaufen, verlor. Traurig und mit banger Sorge vor dem kommenden Winter kehrte er in später Abendstunde in seine Vaterstadt zurück, da sah er, das das rechts bei Krischa liegende Gebüsch mit einer Unzahl heller Lichter erleuchtet war. Er begriff allerdings nicht, was dies sein könne, allein er fasste sich ein Herz und ging mutig auf das Gebüsch los, um zu sehen, was die Lichter zu bedeuten hätten. Da trat ihm am Eingange desselben ein kleines kaum vier Spannen hohes Männchen entgegen, grüßte ihn und rief ihm zu, er möge nur näher kommen, es sei ihm heute eine große Freude beschert. Der arme Mann ließ sich dies auch nicht zweimal sagen, er trat unter die Bäume, und sah die kleinen Fichten ganz wie die Lichterbäume in der Stadt mit Äpfeln, Nüssen, Mandeln, Zuckerwerk und Honigkuchen behangen. Das Männchen lud ihn nun ein, sich davon so viel zu nehmen, als er wolle, um seinen Leuten zu Hause eine Weihnachtsfreude zu bereiten, und so füllte er sich den Sack, den er zum Tragen der Stollen bestimmt gehabt hatte, mit diesen wunderlichen Weihnachtsgaben voll und machte sich auf den Weg in seine Heimat, nachdem er noch ausdrücklich die Lichter an den Bäumen hatte auslöschen sehen. Je näher er aber der Stadt kam, desto schwerer ward sein Sack, und kaum vermochte er sein Haus zu erreichen, doch hütete er sich wohl, etwas aus jenem wegzuschütten, um sich seine Bürde zu erleichtern. An der Türe kamen ihm schon seine Kleinen entgegen, welche lange schon auf ihn gelauert hatten, weil sie wussten, das er ihnen einen heiligen Christstollen hatte mitbringen wollen, schnell warf er nun den Sack von den müden Schultern, allein wie ward ihm, als beim Öffnen, statt der Äpfel, Nüsse etc., die er darin zu finden gedachte, eine Masse alter Goldmünzen herauskollerten. Damit war aber aller ihrer Not ein Ende gemacht, nun konnte er seinen Kindern nicht bloß Christstollen, sondern überhaupt alles kaufen, was sich sein Herz wünschte. Er wendete aber das Geschenk des kleinen Männchens wohl an, er errichtete zur Erinnerung an jene himmlische Weihnachtsbescherung an jener Stelle eine Betsäule, trieb sein Handwerk – er war ein Strumpfwirker – dermaßen ins Große, das dasselbe überhaupt in seiner Vaterstadt gehörig in Schwung kam, und ward der Ahnherr einer der angesehensten und wohlhabendsten Familien der Stadt.

Das weiße Pferd zu Löbau

Die Stadt Löbau soll ursprünglich auf dem heute noch sogenannten Löbauer Berge angelegt gewesen sein, was man aus den naheliegenden Steinen und einem großen Steinwalle, der sogenannten Stadtmauer, geschlossen hat. Weil aber ein weißes Pferd des Nachts allemal die Baumaterialien vom Berge wieder herab trug, hat man den Bau auf dem Berge aufgegeben. Noch heute soll sich aber das Ross in der Nähe des Goldkellers zeigen und wehmütigen Blickes nach seinen heidnischen Priestern suchen.

Der Alex zu Horka

In einer alten Kammer an der Kirche zu Horka findet sich ein altes roh aus Holz geschnitztes Christusbild, sitzend, das dornumflochtene Haupt mit der Hand stützend, dem Alt und Jung den unerklärlichen Namen Alex beilegen. Dieses Bild ist ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens für viele. Einst, so erzählt man, ging eine Magd des Kantors, um Gras auf dem Kirchhofe zu schneiden, vor jener dunkeln Kammer, in der das gefürchtete Bild sich befindet, vorüber. Leichtsinn und Übermut verleiteten sie zu der verwegenen Aufforderung: "Alex, komm, hilf Gras schneiden!" Uplötzlich bekommt sie von unsichtbarer Hand eine sehr fühlbare Züchtigung. Andere erzählen, die Magd sei auf dem Kirchhofe gewesen, um die Abendfeierglocke zu läuten, und habe die gefürchtete Gestalt aufgefordert, ihr zu helfen, worauf sie die obige Strafe empfangen habe. Auch will der Nachtwächter in einer stürmischen Nacht die verrufene Gestalt in der Geisterstunde am Kirchhofe gesehen haben.

Der Ameisenberg

In dem nach dem Oybin führenden Tale zieht sich gegen Nordwest in beträchtlicher Länge ein Berg bis an den Oybin fort. Man nennt ihn den Ameisenberg und erzählt sich von ihm, wie er in uralten Zeiten von einer rohen und wilden Menschenrasse sei bewohnt worden, die Jagd, Fischerei und Raubhandwerk getrieben, nach vollendeten Geschäften aber in Saus und Braus gelebt, Tag und Nacht gespielt, gezecht und sich allen Lüsten und Begierden ergeben hätten. Ihnen gegenüber wäre eines frommen Klausners Wohnung gewesen, welcher diese Weltkinder oft von ihrem tollen Treiben abgemahnt und zu einer Lebensveränderung hätte führen wollen, allein nur von ihnen verhöhnt und verspottet worden sei. Vergebens habe er ihnen mit des Himmels Strafe gedroht, allein Hohngelächter und Frevelrede sei ihm zur Antwort geworden. Eines Abends, am ersten Pfingstfeiertage, hätten sie nun des Lärmens und Tollens so viel gemacht, das der Geduldfaden des heiligen Mannes gerissen, er ergrimmt sei und sie in Ameisen – welche ein unruhiges, unstetes und mühevolleres Leben führen müssen und von Menschen und Tieren fortwährend verfolgt werden – verwünscht und ihnen diesen Berg zur immerwährenden Wohnung angewiesen habe.

Der Basilisk zu Budissin

Aus dem von den Fleischbänken in Budissin zur Schülergasse führenden, links die Ecke bildenden Hause ist einst ein schrecklicher Basilisk, der mit seinem Anblick viele Menschen vergiftet, auch sonst allerhand Unheil angestiftet hat, getreten, bis endlich ein kluger Mann sich über und über mit Spiegeln behangen hat, worin das Ungeheuer geblickt, darauf geborsten und somit durch sein eigenes Gift getötet worden ist.

Der Bludnik in der Oberlausitz

Der wendische Bludnik (von *blud*, Irrtum) ist der deutsche Irrwisch. Er ist ein schadenfroher Gnom, der bei Nacht und Nebel die Menschen so verblendet, dass sie den Weg verlieren und irre gehen und dabei leicht in Sümpfe geraten. Das macht er besonders mit den

Vorwitzigen, die ihm mutwillig nachlaufen. Am besten ist es daher, man sieht ihm so wenig als möglich nach und geht bedachtsam und ruhig seines Weges.

Manchem jedoch, der ihm gute Worte gibt und eine annehmliche Bezahlung verspricht, hilft er den bereits verlorenen Weg wieder finden und geleitet ihn richtig nach Hause. Aber wehe dem, der ihn zum Besten hat und ihn betrügen will. Ein Verirrter versprach ihm einmal zwei Silber Groschen, wenn er ihn richtig nach Hause bringt. Der Irrwisch war damit zufrieden und sie kommen auch endlich vor das Haus des Verirrten. Dieser erfreut, dass er keiner Hilfe mehr bedarf, dankt dem Führer, gibt ihm aber statt des Versprochenen eine geringe Kupfermünze. Der Irrwisch nimmt sie auch an und fragt, sich bereits entfernend, "ob sich der Geleitete nun allein nach Hause finden werde?" Letzterer antwortet ganz fröhlich: "ja! denn ich sehe schon meine Haustür offen." Da schreitet er auf diese zu und – fällt ins Wasser, denn es war alles Täuschung gewesen.

Besonders mit den Betrunkenen macht sich der Irrwisch seinen Spaß, wenn sie vom Jahrmarkt oder von einem Trinkgelage nach Hause gehen. Er führt sie vom Wege ab und in die Irre, und wenn sie in ihrer Trunkenheit nicht weiter gehen wollen, sondern es vorziehen, draußen ihren Rausch auszuschlafen, dann brennt er sie auf die Fußsohlen. In einigen Gegenden hat das Volk den Glauben, die Irrlichter wären die Seelen der ungetauft gestorbenen Kinder.

Der blutende Geist zu Neschwitz

Auf dem alten Schlosse Neschwitz, nicht weit von Budissin (im sogenannten Orangerhäuse) erscheint den 7. Juli, manchmal auch zu andern Zeiten in der Mitternachtsstunde eine bleiche abgehärmte Gestalt voller Blut, welche um das Schloss herumgeht, und dann mit einem tiefen Seufzer wiederum verschwindet. Die Sage dazu ist folgende.

Als am 6. Juli des Jahres 1698 Joh. K. Joachim (Rittmeister) auf Saritsch, und Jacob auf Zescha, Gebrüder von Theler bei ihrem Vetter, W. Ehrenreich von Theler auf Neschwitz bei einem freundschaftlichen Gastmahle waren, erhob sich zwischen erstgenannten beiden ein Streit über politische Meinungen, welcher so heftig wurde, das sie ins Nebenzimmer gingen und ihre Degen zogen. Der Wirth, Wolf Ehrenreich, dies bemerkend, eilte ihnen, um Ruhe zu stiften, sofort nach, redete zur Sühne und ergriff, sich unter die Kämpfenden werfend, einen Stuhl, wobei er von einem der Zornwütigen einen Stich erhielt, an dessen Folgen er am andern Tage starb.

Der Blutflecken an der großen Mühle in Budissin

Am Fuße des Proitschenberges nahe am rechten Ufer der Spree liegt die sogenannte große Mühle mit sechszehn Gängen. An ihrer Mauer oben, nicht weit unter dem Dachgesimse, sieht man eine Menge Blutflecken, von denen die Sage folgendes erzählt:

Als die Mühle gebaut ward, traf der Bauherr mit dem Teufel eine Übereinkunft, nach welcher der Teufel sich verpflichtete, dem Müller beim Baue zu helfen, der Müller aber dem Teufel das Privilegium einräumte, auf dem 16ten Gange Pferdeäpfel zu mahlen und zwar, ohne das ihn jemand dabei stören sollte. Als nun die Mühle mit Teufelshilfe fertig war, schüttete der Müller auf 15 Gänge Getreide, und der Teufel auf seinen 16ten Pferdeäpfel. So hatten sie es lange Zeit in gutem Frieden getrieben, als der Müller einen neuen Knappen annahm, welcher ein vorwitziger und unfolgsamer Geselle war. Denn obgleich es ihm der Meister streng verboten, schüttete er dennoch auf den 16ten Gang Getreide und schmälerte das Recht des Teufels. Dieser aber mochte es nicht leiden und ward zornig, fasste den Mühlknappen und warf ihn zur Strafe außen an die Mauer, so das er alsbald tot blieb, die Blutflecken aber, welche sein zerschmetterter Körper hinterließ, lassen sich durch nichts wegbringen.

Der Brunnen zu Camenz

Auf dem Camenzer Marktplatz befindet sich ein Brunnen, der die Form eines Galgens hat. Derselbe soll auf Kosten, des Bürgermeisters Andreas Günther (gest. 1570) gebaut worden sein, der damit - die ihm eines schweren Vergehens wegen zuerkannte Todesstrafe - abgekauft haben soll.

Der Denkstein am Weinberge bei Görlitz

Sonst stand an dem sogenannten Weinberge bei Görlitz ein steinernes Kreuz, welches aber bei der Anlegung der Straße nach Leschwitz entfernt worden ist. Dasselbe sollte zur Erinnerung folgender merkwürdigen Begebenheit dienen.

Ein Schlosser zu Görlitz hatte einen einzigen Sohn, allein dies hinderte ihn nicht, da er ein sehr wohlhabender Mann war, nebenbei noch zwei arme Waisen, einen Knaben und ein Mädchen an Kindesstatt anzunehmen und selbige mit ersterem aufzuziehen. Die beiden Knaben erlernten beide das Schlosserhandwerk und als sie zu Gesellen gesprochen waren, zogen sie beide in die Fremde, der Meisterssohn wollte in Deutschland bleiben, das Waisenkind aber nach Frankreich ziehen. Beim Abschiede machten sie jedoch unter sich aus, sie wollten nach Ablauf von drei Jahren an einem gewissen Tage in einer Schenke zwischen Zittau und Ostritz zusammentreffen und dann beide wieder in Görlitz einwandern. Beide Burschen trugen aber in ihren Herzen eine heimliche Sehnsucht nach ihrer zurückgebliebenen Pflegeschwester und jeder hoffte sie nach seiner Rückkehr sehen zu können. So vergingen die drei Jahre, beide arbeiteten fleißig, nur mit dem Unterschiede, das der Meisterssohn, was er verdiente, hinlegte und für seine zukünftige Wirtschaft zusammensparte, sein Pflegebruder aber, der sich in Paris auf die lockere Seite gelegt hatte, schnell alles, was er die Woche über erarbeitet, Sonntags wieder durchbrachte. Am bestimmten Tage trafen indes beide wieder zusammen und erzählten sich einander ihr Erlebtes, der Meisterssohn aber teilte seinem Bruder mit, das, sowie er nach Hause zurückgekehrt sein werde, sein Vater ihm die Werkstatt übergeben und seine Pflegeschwester ihm ihre Hand reichen werde. Da zog der Teufel der Eifersucht und Missgunst in das Herz seines unglücklichen Bruders ein; als sie später gerade um die 12. Stunde in die Nähe der sogenannten Weinberge kamen, versetzte letzterer ersterem von hinten einen Schlag mit seinem mit Eisen beschlagenen Wanderstab auf den Hinterkopf, der ihn lautlos zu Boden streckte. Er höhnte eine tiefe Grube in dem lockern Sandboden aus, warf den Ermordeten hinein, dann Steine auf ihn und zuletzt einen großen Haufen Erde und Sand, womit er alle Spuren des Mordes vertilgte. Hierauf wanderte er in Görlitz ein, als wenn nichts geschehen wäre, und nachdem die sorgenvollen Eltern und die bekümmerte Braut einige Jahre auf ihren ermordeten Sohn gewartet, kamen sie zu der Überzeugung, er müsse verunglückt sein, sie nahmen also den Mörder wirklich an Kindesstatt an und die Braut des Ermordeten reichte ihm ihre Hand am Altare. So lebte er an die dreißig Jahre als ein angesehenener und geachteter Bürger zu Görlitz, da geschah es eines Tages, das er in einer Dezembarnacht, wie er meinte, früh halb 6 Uhr nach seiner Gewohnheit erwachte um in der Peterskirche der Frühmesse beizuwohnen. Er ging wie gewöhnlich zur Kirche, als er aber an der Türe derselben anlangte, schlug auf einmal die Glocke Zwölf und während er noch darüber nachdachte, wie es überhaupt gekommen, das er sich so in der Zeit geirrt habe, fiel ihm ein, das der heutige Tag gerade der 30. Jahrestag sei, wo er zur selbigen Stunde seinen Bruder ermordet habe. Er eilte wie von Furien gejagt nach Hause, allein am andern Morgen kamen Scharwächter, um ihn gefangen zu nehmen, es war nämlich in derselben Nacht ein frecher Diebstahl an den heiligen Gerätschaften der Peterskirche verübt worden, und weil Fußtapfen in dem Schnee, der vorher gefallen war, nach seinem Hause führten, war man auf den Verdacht gekommen, er sei der Täter. Vor Gericht gestellt erklärte er, hieran sei er unschuldig, allein dafür bekenne er sich schuldig an dem vor 30 Jahren begangenen Morde; er führte die Richter selbst nach der Stelle, wo er seinen Bruder eingescharrt hatte und wo man dessen Gebeine noch fand. Er ward zum Tode verurteilt und an dem betreffenden Orte

hingerichtet, jener Gedenkstein aber bezeichnete noch lange die grausige Stelle und die Wahrheit des alten Satzes, das kein Verbrechen ungerächt bleibt und dem Auge Gottes kein Sünder entgehen kann.

Der Drache in der Lausitz

Das Volk denkt sich denselben als einen feurigen Luftdrachen (Plon), der als eine funkensprühende Feuerschlange am Himmel dahinfährt, und zwar mit einer Schnelligkeit, das ihm die Augen nicht folgen können, und demjenigen, bei dem er sich niederlässt, Glück und Segen bringt. Er wendet seinen Günstlingen unter den Sterblichen den Reichtum auf die Weise zu, das er ihnen durch die Feueresse, durch welche er seinen Ein- und Ausgang nimmt, entweder bares Geld oder Getreide oder auch Milch herzu schleppt. Es gibt sonach dreierlei Drachen, Gelddrachen, Getreidedrachen und Milchdrachen. Als Ersterer bewacht er auch die in der Erde verborgenen Schätze, deren Dasein manchmal in Funken aussprühendes Feuer kund tut, was man gewöhnlich durch den Ausdruck bezeichnet: "es spielt Geld." Wem ein Drache zu Diensten steht, der wird unfehlbar und wunderschnell ein reicher Mann. Für seine Gaben will jedoch der Reichtumbringer auch gut gepflegt sein. Er hat als ein Feuergeist sein verborgenes Quartier in der sogenannten Hölle hinter dem Ofen bei seinen Auserwählten und verlangt, dass man ihm gutes Essen auf die Ofenplatte hinsetze, als Milchhirse, Fleisch etc., was er, wenn alles im Hause schläft, verzehrt. Sonst ist er ein hässliches, gräuliches Wesen, das mehrere Gestalten annehmen kann.

Der Dutschmann zu Budissin

Auf dem zu Budissin am Markte bei der Ratswaage befindlichen Wassertroge befindet sich ein steinernes Standbild, einen bewaffneten Mann in Römertracht vorstellend, mit einem starken Barte, in der rechten Hand eine Fahne, in der linken ein Schild mit dem Budissiner Stadtwappen und ein kurzes Schwert an der Seite tragend. Die Figur ist unter dem Namen Dutschmann bekannt und verbreitet sich darüber folgende Sage.

Es sei einst ein wendischer Fürst, wild und unbändig, dabei aber ein kühner, verwegener Reiter gewesen, welcher sich anheischig gemacht, mit seinem Pferde über den Wasserkasten zu setzen, auch selbiges ausgeführt habe. Andere erzählen jedoch, er habe sich mit seinem Pferde überschlagen und sei in dem gefüllten Wasserkasten ertrunken, und zur Erinnerung sei dieses Standbild errichtet worden.

Der Eichenbaum zu Camenz

Am Eckhause des Marktes zu Camenz, welches sonst das Hirsehaus hieß und mit IA. bezeichnet war, bildete ein in Stein gehauener Eichbaum, welcher derbe Knollen hatte, und sich oben zu mit einem Kranze, in welchem sich zwei übers Kreuz gelegte vergoldete Schlüssel befanden, die Einfassung der Haustüre. Um den Kranz standen in altväterischen Charakteren die Worte

JOST KOENICK W.R. 1511.

d.h. Justus König war Rektor 1511, und sollte dieses anzeigen, dass sich hier einst die Schule befand, ehe sie ins Kloster verlegt ward.

Der Eigen

Der Landstrich in der Oberlausitz, welchen das Städtlein Bernstadt und die Dörfer Alt-Bernsdorf, Schönau, Dittersbach, Ober- und Nieder-Kießdorf, Cunnersdorf und Naundorf mit dem Nonnenwalde umfasst, heißt bis auf diesen Tag noch der Eigen und zwar aus folgendem Grunde.

Um das J. Chr. 1320 wohnte der Besitzer aller dieser Güter, ein Herr von Biberstein auf dem schönen Hutberge in einem prächtigen Schlosse mit seiner frommen und züchtigen Gemahlin, einer Schwester der damaligen Äbtissin des Klosters Marienstern. Obwohl er aber an allen Erdengütern Überfluss hatte, so wurde ihm doch von Gott das Geschenk eines Leibeserben versagt; darum vermachte er alles, was er besaß, dem Kloster, dergestalt, das die Äbtissin, seine Schwägerin, es so lange sie lebe, eigentümlich besitzen solle. Andere sagen, er habe es der genannten Äbtissin als Eigentum vermacht und diese es dann dem Kloster hinterlassen. Genug, von da an wurden diese Güter "der Äbtissin Eigen" oder kurzweg "der Eigen" genannt.

Der einsame Stein bei Camenz

Geht man aus dem Pulsnitzer Tore zu Camenz nach dem Dorfe Lückersdorf, so findet man unfern der sogenannten roten Mühle einen halb in der Erde versunkenen Stein von Kreuzesform, der einsame Stein genannt, an dem man die Jahreszahl 1390 wahrgenommen haben will. Derselbe soll angeblich daran erinnern, das an dieser Stelle in jenem Jahre ein Bauer, der ein heimlicher Heide gewesen, plötzlich bei völlig heiterem Himmel vom Blitz erschlagen und daselbst auch begraben worden ist.

Der ewige Durst

1) Verfolgt man in Wilthen, 2 Stunden südlich von Bautzen, den Fußweg, welcher hinter der Kirche über den Berg nach Bautzen führt, so gewahrt man linker Hand unterhalb des Waldes einige Wiesen mit einer Quelle. Dort zeigt sich zuweilen in den Mittagsstunden eine weißgekleidete Frau, welche bis an die Quelle wallt und sich bückt, um mit der Hand Wasser zu schöpfen. Aber wie sie sich auch müht, sie kann das Wasser doch nicht erreichen und tief seufzend entfernt sie sich wieder und verschwindet. Diese Erscheinung heißt: »Der ewige Durst.« Alte Leute erzählen: Es habe einst eine junge Frau in Wilthen während ihrer Niederkunft unsäglichen Durst gelitten und die Wehefrau gebeten, ihr zur Kühlung nur einige Tropfen Wasser zu reichen. Aber die Kindfrau verweigerte ihr die Labung, und so verschied sie unter den Qualen eines verzehrenden Durstes. Seit dieser Zeit geht sie alle Mittage an jene Quelle, will Wasser trinken – denn sie durstet noch immer – und kann doch das Wasser nicht erreichen, ein weiblicher Tantalus mit hoffnungsloser Qual.

2) Zwischen Irgersdorf und Wilthen liegt hart an der Straße ein quellender mit einem grünen Pflanzenteppich bedeckter Sumpf, der immer frisches Wasser hat und niemals zufriert. Dorthin ist früher immer eine weiße »wilde Frau« allabendlich trinken gegangen. Sie kam vom Pichow-Berge herab und ging dann wieder auf dem Quersteige, der von der Wilthener Seite bis auf die Spitze des Berges führt, zurück, um daselbst auf einem Stein, der wie ein gemachtes Bette gestaltet ist, zu übernachten. Oft hat man diese wilde Frau rufen hören: »Ewiger Durst.« Einst nötigte sie eine ihr begegnende Magd, sie zu kämmen und zu lausen und belohnte sie dann mit einer Schürze voll trocknen Laubes, das die Magd leider weg warf, denn zu Hause angekommen hatte sich ein am Schürzenband hängen gebliebenes Blatt in pures Gold verwandelt.

Der falsche Schwur

In der Oberlausitz lebte vor 100 Jahren ein Mann, den man im Verdacht verschiedener Betrügereien hatte. Auch seine anfänglich ehrliche Frau verleitete er zum Betrug, und sie ward nach und nach immer geübter in dergleichen Künsten. Einst wurde es entdeckt, das sie das Gespinst, mit dem sie handelte, zu kurz weifte, Personen, die welches von ihr gekauft hatten, wollten es ihr wieder zurück geben, sie leugnete, das dieses kurz geweihte Gespinst von ihr sei, und endlich kam es zu einem Streit, den die Gerichte enden sollten. Der Frau

ward der körperliche Eid zuerkannt und sie schwur mit den Worten: »Gott strafe mich und meine Nachkommen bis ins dritte und vierte Glied, wenn ich falsch geweiht habe und das kurze Gespinst mein ist! « Sie ward freigesprochen.

Nach Jahresfrist klagte sie über heftige Schmerzen in der rechten Hand, welche endlich von der Gicht ganz krumm gezogen wurde. Sie gebar einen Sohn und eine Tochter, beiden fehlte an jedem Finger ihrer Hände das letzte Glied. Jetzt gedachte man in der ganzen Gegend des Eides und die Frau ward allgemein verachtet. Ihre Kinder verheirateten sich, bekamen Kinder, und wieder fehlte diesen an jedem Finger ihrer Hände das letzte Glied. Die Großmutter starb in Reue und Leid, ihre Kinder erlebten noch Enkel, welchen ebenfalls an jedem Finger das letzte Glied fehlte. Dem Urenkel dieser betrügerischen Frau, der über seine übelgestalteten und zu wenig fähigen Hände sehr niedergeschlagen war, ward endlich ein Sohn mit ganz wohl gebildeten Händen geboren.

Der Feuerhusar

Zwischen Reibersdorf, Friedersdorf, Giesmannsdorf, Hirschfelde und Seitzendorf erscheint, hauptsächlich in der heiligen Adventszeit und in der zweiten Hälfte der Fasten, der Husar, eine rote, weitleuchtende Flamme, die sich in großen Sprüngen bewegt, näher kommt, wenn man pfeift oder ruft, zuweilen mannhoch über dem Boden schwebt und auch quer über die Straßen zu springen pflegt.

Alte Leute wollen bei dem Erscheinen des Husars auch ein lautes Säbelgerassel gehört haben und erzählen, es sei der Geist eines in einer gewissen Grube, die sein eigentlicher Aufenthalt ist, im 30jährigen Kriege als Deserteur erschossenen Soldaten.

Der Feuermann zu Baruth

Auf dem 1½ Meile von Budissin in der Nähe von Baruth gelegenen sogenannten Schaaferberge zeigt sich in der Andreasnacht zur gewöhnlichen Geisterstunde ein Feuermann, welcher weit und breit seine prasselnden Flammen schleudert. Hier ist in einer großen eisernen Truhe ein unermesslicher Schatz vergraben, auf welchem Behälter eine kleine Schatulle von Ebenholz mit Elfenbein ausgelegt steht. Ein Graf von Gersdorf, Besitzer dieses Gutes, ließ in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter Leitung eines sachkundigen Jesuiten daselbst nachgraben. Nach langer Mühe stieß man endlich auf die Truhe, worüber man sofort dem Grafen Bericht erstattete. Dieser begab sich sogleich an den bezeichneten Ort und sah mit seinen eigenen Augen die Truhe und Schatulle, auf derselben aber ein zusammengerolltes Papier, welches er wegzunehmen befohl. Darin stand aber: "Wer dieses Kistchen öffnet, dem kostet es seinen erstgeborenen, und wer sich dieser Lade bemächtigt, seinen zweiten Sohn." Der Graf, welcher nur zwei Söhne hatte, die er gleichartig liebte, erschrak heftig, ließ die Grube wiederum verschütten und der Schatz blieb ungehoben.

Der Feuersegen zu Budissin

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts kam eine wandernde Zigeunerfamilie nach Budissin und suchte, da fast alle eine Krankheit befallen hatte, ein Obdach auf einige Tage. Die Mutter mit ihren zwei kranken Kindern ging von Haus zu Haus, um die Herzen der Einwohner zu bewegen, und der Vater lag auf einer Steinbank am Tore.

Allein kaum gelang es den Armen einige geringe Gaben zu erhalten, sie aufzunehmen bezeugte niemand Lust, und so mussten sie dem kranken Vater leider alle Hoffnung auf Obdach in der feuchten Herbstnacht rauben. Traurig, vor Kälte zitternd, saßen sie nun am Tore, da schritt ein Mann vorüber, der selbst arm und dürrtzig aussah. Dieser fragte sie, warum sie so klagten, und als sie ihm ihre Not gestanden, da führte er sie mit den Worten: "nun kommt nur mit mir!" in seine schlichte Wohnung in der Goschwitz unfern der äußern

Ringmauer der Stadt. Er gab ihnen eine Kammer, reichte dem durchfrorenen Vater einen erwärmenden Trank, teilte mit den Unglücklichen sein Abendbrot und bereitete ihnen ein Lager aus frischem Stroh. So übte er mehrere Tage lang sein Werk der Barmherzigkeit an ihnen, bis sie im Stande waren, ihren Weg wieder in ihre Heimat, nach Ungarn, fortzusetzen.

Ehe sie Abschied von dem menschenfreundlichen Manne nahmen, sprach der genesene Zigeuner zu ihm: "wir wollen nicht undankbar von dieser Stätte gehen, sondern ein bleibendes Zeichen zurücklassen. Von dieser Stunde an wird dieses Gebäude kein Raub der Flammen werden, und wenn auch die ganze Stadt in Schutt und Asche verwandelt würde, so wird doch kein Feuer dieses Haus anfassen!" Damit murmelte er den sogenannten Feuersegen und zog von dannen.

Zwar glaubte anfangs der Besitzer des Hauses den Worten des Zigeuners nicht, allein bald ward er eines Andern belehrt und erfuhr zu seinem nicht geringen Staunen, das der Fremdling Wahrheit geredet hatte. Nach wenigen Jahren ward Budissin von Wallenstein erobert und mit kaiserlichen Truppen besetzt, der Friedländer zog bald darauf nach Böhmen und ließ den Obersten von Goltz als Stadtkommandanten zurück. Dieser ließ, als die Sachsen vor die Stadt rückten, die Vorstädte der Stadt in Brand stecken, ein widriger Wind jagte das Feuer in die innere Stadt und bald stand diese in Flammen, nur ein unbedeutendes Haus in der Goschwitz blieb unversehrt und das war das, welches die Zigeuner beherbergt hatte: die Soldaten legten mehrmals Pechkränze an, konnten aber das Dach nicht in Brand bringen.

Noch vor wenigen Jahren war es bewohnt, allein 1840 ward es wegen Baufälligigkeit niedergerissen, der Platz geebnet und als Garten benutzt.

Der feurige Hund von Budissin

Am 2. November des Jahres 1633 hatte Wallenstein die Stadt Budissin durch einen Accord mit der sächsischen Besatzung in Besitz genommen, er zog hierauf nach Böhmen weiter und ließ zu Budissin den Obersten Goltz als Stadtkommandanten zurück. Derselbe plagte nun mit seiner rohen Soldateska die armen Bewohner auf das Schauerlichste, und als die Sachsen zu Anfang des Jahres 1634 vor die Stadt rückten, um dieselbe wieder zu erobern, so ließ er die Vorstädte in Brand stecken. Da aber mittlerweile durch Flugfeuer die Stadt an mehreren Stellen in Flammen geriet, so zündeten die Kaiserlichen selbst verschiedene Häuser an. Es dauerte nicht lange, und es brannte in allen Straßen, niemand durfte löschen, die Kroaten plünderten die Häuser und raubten auch den unglücklichen Bewohnern noch das Wenige, was dieselben aus ihrem brennenden Eigentum gerettet hatten. Von der ganzen Stadt blieb nur ein ganz kleines Haus in Kleinpolen und die Ortenburg stehen. Als nun die Sachsen die arme Stadt brennen sahen, bewilligten sie dem Obersten Goltz freien Abzug, allein als derselbe zum Laentore hinausritt, und sich im Umschauen höhnisch also äußerte: "Hört Ihr, wie die Hunde von Budissin heulen", da rührte ihn auf einmal der Schlag, er stürzte vom Rosse herab und ehe man ihn aufheben konnte, war er schon unter den Hufen der vor den nachdringenden Flammen ängstlich und scheu gewordenen Pferde seiner Begleiter zertreten. Seit dieser Zeit soll sich um die Mitternachtsstunde zuweilen ein feuriger Hund in den Straßen von Budissin sehen lassen, und anzeigen, dass binnen drei Tagen ein Feuer in der Stadt ausbrechen werde.

Der Franziskanermönch in Bautzen

Im Jahre 1225, also noch zu Lebzeiten des heiligen Franziskus, wurde die Franziskanerkirche zu Bautzen, mit der ein Kloster in Verbindung stand, eingeweiht. Kirche und Kloster sind seit dem Brande am 2. Juli 1598 nicht wieder aufgebaut worden und von der Kirche stehen noch jetzt die nördlichen Umfassungswandern, während der innere Raum derselben eine Menge kleiner Wohnungen birgt, welche mit dem Namen "Mönchskirche"

bezeichnet werden. Zur Zeit, als das Kloster noch blühte, war ein Mönch in dasselbe eingetreten, der von seinem Erbteile einen kostbaren Ring, eine goldene Kette und ein mit Edelsteinen besetztes Kreuz verheimlicht hatte und diese Kleinodien in einem Sarge, der in dem Grabgewölbe der Franziskanerkirche stand und mit einem Schlosse verwahrt wurde, wovon der Schlüssel im Kloster hing, sorgfältig verbarg. Von Zeit zu Zeit weidete er sich an seinem Schatze. Einst, als er seinem Schatze einen Besuch gemacht, und darauf den Klostergarten, der das ganze Terrain einnahm, wo jetzt das alte Seminar und das Gasthaus zum Lamm stehen, durchschritten hatte, bemerkte er, wieder im Kloster angelangt, das ihm der Schlüssel abhanden gekommen war. Sobald er nun seine Klosterbrüder im festen Schlummer wusste, machte er sich, eine Kerze in der Hand, auf, den Schlüssel zu suchen.

Er muss aber den Schlüssel nicht gefunden haben, denn noch in neuerer Zeit und zwar zuletzt im Jahre 1845, will man den Mönch mit seiner Kerze zur Nachtzeit bemerkt haben.

Der Frosch bei Nebelschütz

Wenn man von Milkwitz über Nebelschütz nach Camenz geht, erblickt man nicht weit von erstgedachtem Orte in einer mit Laubholz bewachsenen Vertiefung einen über 8 Ellen hohen Granitsteinblock in Froschgestalt. Von diesem erzählt man, es habe einst kurz nach der Einführung des Christentums hier in dieser Gegend ein heidnischer Zauberer gehaust, der ein arger Feind der neuen Lehre gewesen. Einst ward in stürmischer Novembernacht an seine Hütte geklopft und mit den Worten: Gelobt sei Jesus Christ! um Nachtherberge gebeten. Darüber erboste sich der Heide dermaßen, dass er hinausstürzte, und den vor der Türe stehenden Fremden mit Stockschlägen wegtrieb. Dieser aber antwortete: "ich gehe mit Gott, Du aber sollst als ein Zeichen der Unwirtlichkeit immer hier bleiben". Damit berührte er ihn mit seinem Stabe und gab ihm diese steinerne Gestalt, die er noch heute trägt.

Der Fuhrmann ohne Kopf auf dem Worbisberge bei Oppach

In der Nähe des Dorfes Oppach in der Oberlausitz wohnte vor alter Zeit ein Fuhrmann, der durch den Fleiß wohlwollender Gnomen, die sich in seinem Hause aufhielten, wohlhabend, ja reich geworden war. Der grüne Peter – so nannte man den Fuhrmann nach der Farbe des Anzuges, den er zu tragen pflegte – wurde dadurch übermütig, fing mit den Kobolden Handel an und ließ sich endlich sogar einfallen, einen derselben durch Fußtritte aus dem irdischen Jammertale in's himmlische Jenseits zu befördern. Von nun an verließen die Geister in Taschenformat, die Däumlinge, oder wie sie sonst heißen mögen, das Haus, und mit ihnen zog das Glück fort. Peter verarmte und wie es bei feigen Charakteren in den Tagen, so uns nicht gefallen, oft geschieht, er verwilderte, suchte Zerstreuung bei der Flasche und in Ausschweifungen aller Art als Ersatz für die edleren Freuden, deren sein Gemüt nicht mehr fähig war. Die Leute aber meinten, mit dem Peter werde es kein gutes Ende nehmen, und die Leute hatten Recht: denn als er einst, es war gerade an einem Grünen Donnerstage, mit sei neuem Gespann von Bautzen zurückkehrte, überraschte ihn auf offener Landstraße ein heftiges Unwetter, dessen Getöse die erschrockenen Pferde aufbäumen ließ. Da fluchte nun Peter, der wieder eins über den Durst getrunken, über alle Maßen und wollte samt seinen Tieren vom Donner erschlagen sein. Und siehe, kaum war seinem Munde das Frevlerwort entflohen, da öffnete sich der Himmel, Blitz und Schlag fiel zugleich, tötete den Berauschten mit seinen Rossen und setzte den Wagen in Brand.

Seit dieser Zeit treibt er in gewissen Nächten, zumeist in der des Grünen Donnerstags, auf dem Worbisberge, wo das Verhängnis ihn ereilte, sein Wesen, erschreckt die Vorübergehenden mit Peitschenknall, oder jagt ohne Kopf mit zornigem Gespann, dessen Hufe den Boden zerquetschen, durch die Schauer der Mitternacht, ein ruheloses Wesen mit Qual ohne Ende.

Der gespenstige Hund zu Weißig

Auf dem Rittergute Weißig bei Kamenz hat zu Anfange dieses Jahrhunderts der Besitzer einen Hund gehabt, den er sehr geliebt und wie einen Menschen gehalten hat, ja als er gestorben, hat er ihm einen Grabstein gesetzt, und darauf seine Tugenden beschreiben lassen und versichert, der Hund sei besser gewesen als die Menschen. Seit der Zeit geht aber der Hund um und lässt sich in einem Zimmer des Schlosses als Gespenst sehen. Vor kurzem sahen ihn noch die Herren Swob. und v. Qu., die eines Nachts dort schliefen, er sprang von einem Bette aufs andere, sie fühlten ihn auf der Bettdecke, sahen aber nur seine feurigen Augen und fühlten seinen heißen Atem.

Der gespenstige Lautemann zu Zittau

Zu der Zeit, als noch die Johanniskirche zu Zittau stand, ließ sich zuweilen ein Franziskanermönch im Glockenstuhl des Turmes sehen, griff an den Strick, als wolle er die sogenannte Bürger- oder Bierglocke, die Abends um 9 Uhr geläutet ward, ziehen, legte aber jedes Mal seine Kutte zuvor ab, als hindere ihn diese bei seinem Geschäfte. Diese Gelegenheit passte nun einmal der wirkliche Lautemann ab: während er den Mönch mit dem Stricke beschäftigt sah, nahm er ihm seine abgelegte braune, etwas schadhafte gewordene Mönchskutte, knöpfte sie sich unter den Rock, und ging höhnisch lachend, als er sah, wie der halbnackte Mönch mit wahrer Seelenangst nach derselben suchte, nach Hause.

Am nächsten Abend knöpfte er die Kutte wieder unter seinen Rock und ging wohlgemut, nur etwas früher als sonst, nach der Kirche. Allein sein Muth fiel gewaltig, als er schon von Weiten die dürre Gestalt des Mönchs erblickte, wie sie die Hände rang und die leidenschaftlichsten Gebärden machte. Froh, das ihn der Weg nicht gerade an dem kuttenlosen Geiste vorüberführte, eilte er in den Turm, läutete und schlich sich eben so wieder nach Hause, ohne das ihn die Gestalt verfolgte. Es schien, als sei sie in bestimmte Grenzen gebannt, die sie nicht überschreiten dürfe. Seit diesem Abend sah der Lautemann den Mönch alle Tage immer dieselben flehenden, aber heftigen Gebärden gegen ihn machen, allein so unwohl ihm bei diesem Anblicke wurde, die Rückgabe der Kutte wagte er nicht, aus Furcht, der geneckte Geist möge keinen Spaß verstehen und ihm vielleicht gar den Hals brechen. So blieb nun die geisterhafte Mönchskutte im Besitze des Lautemanns bis zu dessen Tode, der freilich schon ein Jahr nach dem freventlich verübten Raube erfolgte. Denn war es nur Furcht vor dem täglich erscheinenden Gespenste, oder war es Seelenangst und Folge der Gewissensbisse, die ihn keine Ruhe mehr ließen, der Mann fing an zu siechen, wurde schwächer und schwächer und genau am Jahrestage des Kuttenraubes starb er mit dem letzten Glockenzuge. Sein Nachfolger konnte sein Amt ungestört verrichten, nur am Jahrestage des verübten Frevels erschien fortan der kuttenlose Mönch und flehte unter entsetzlichem Händeringen um Rückgabe des dürftigen Gewandes. Da man trotz alles Suchens die geraubte Kutte nicht auffinden konnte – der übermütige Räuber hatte sie wahrscheinlich vernichtet – so verschaffte man sich eine andere und legte sie dem flehenden Geiste an den Ort, wo er regelmäßig erschien. Die Gestalt hob das Gewand auf und besah es sich von allen Seiten, da sie aber bemerkte, das es nur ein untergeschobenes sei, legte sie dasselbe wieder hin und ging unter den kläglichsten Gebärden von dannen, und so kehrte sie immer wieder, bis mit dem Bombardement der Stadt im 7jährigen Kriege der Turm in Trümmer sank.

Der gespenstige Ochse bei Horka

Bei Horka ist sowie bei Görlitz eine Hügelreihe, welche sich von Westen nach Süden hinzieht, unter dem Namen: "die Weinberge" bekannt. Die Benennung derselben soll sich davon ableiten, dass vor Zeiten auf diesen Bergen ein Schloss stand, wo man Wein geschenkt hat. Weit und breit sind Leute hierher zu Wein gegangen und gefahren, wo es

dann geheißen hat: "wir fahren auf die Horkschen Berge zu Weine." Die Horkschen Untertanen haben auch alljährlich einen gewissen Geldzins, sowie einen gemästeten Ochsen dahin entrichten müssen. Ein solcher Ochse geht dort noch jetzt um: der Ochsenknecht auf dem Dominio Ober-Horka, Herrmanschen Anteils, ein Mensch von 17 bis 18 Jahren, hat ihn vor einigen 30 Jahren gesehen, als er gegen Abend die Ochsen hütete. Etliche Abende hinter einander erschien ihm nämlich ein weißer Ochse. Als der Knecht vor Furcht nicht mehr allein austreiben wollte, gingen der Dominialpächter, der Jäger und mehrere Andere mit Flinten bewaffnet mit. Da nun der Ochse, wenn man spricht, sich wieder entfernt, so hatte man dem Ochsenknecht gesagt: "wenn der Ochse kommt, so lass nur die Peitsche fallen". Als dies geschieht, aber die übrigen keinen Ochsen sehen, so fragt der Begleiter, wo denn der Ochse wäre? "Dort kehrt er wieder um, und geht jetzt gerade über die Brücke weg", antwortete der Knecht. Sie müssten also unverrichteter Sache nach Hause gehen.

Der Goldkeller am Frageberge

Nordwestlich vom Czorneboh befindet sich der sogenannte Frageberg, den einige Felsen bilden: von diesen ist einer mit einem tiefen Loche versehen, in welchem sich die heidnischen Priester zu ihren Weissagungen begeistert haben sollen, wovon wahrscheinlich der Berg jetzt noch den Namen hat, und unter diesem Felsen befindet sich eine Felsenschlucht, in der ein großer Schatz begraben liegen soll. Einst weidete ein armer Hirte am Fuße dieses Berges, müde von des Tages Hitze legte er sich ins Gras und hielt ein Schläfchen, als er aber erwachte, fehlte ihm eine Kuh, er stieg eilig den Berg hinan sie zu suchen, da stand er auf einmal vor der Schlucht, er trat hinein, und sah sich auf einmal an dem Eingang eines großen Gewölbes, wo überall Gold und kostbare Edelsteine herumlagen. Schnell legte er Hut und Hirtenstab ab, um desto bequemer sich die Taschen füllen zu können, und nachdem er soviel genommen, das er es kaum fortbringen konnte, eilte er jauchzend ans Tageslicht. Da fiel ihm ein, das sein Hut zurückgeblieben sei, er eilte also schnell zurück, stürzte in das Gewölbe, wo sein Hut noch unversehrt lag, allein als er dasselbe wieder verlassen wollte, da schlugen auf einmal die Pforten desselben zu, er war gefangen, seine Herde kehrte ohne ihren Führer ins Dorf zurück, und noch jetzt soll man des Nachts, wenn man sich dem Felsen nähert, schweres Seufzen aus demselben vernehmen, die Klage des für alle Zeit hier eingesperrten Hirten.

Der Gotschdorfer Heilbrunnen

Bei Gotschdorf und Neukirch, eine halbe Meile von Königsbrück, war in früheren Zeiten ein heidnischer Götzentempel mit einem heiligen Brunnen. Dieser Tempel wurde später in eine christliche Kirche verwandelt, aber nach wie vor kamen die Leute an gewissen Tagen, um in dem Brunnen zu baden und von seiner Wunderkraft immerwährendes Heil und Kraft zu erlangen, so das die christlichen Priester Geld dafür nahmen und große Schätze sammelten. Erst als eine der vorigen Königsbrücker Herrschaften ihn überdecken ließ, hat er seine Kraft verloren, aber doch nicht gänzlich seine Heiligkeit eingebüßt.

Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts kamen an einem bestimmten Tage des Jahres die Neukircher Burschen, um den Brunnen feierlich zu reinigen.

Eine halbe Meile von Königsbrück ist eine andere Quelle, welche die Eigenschaft haben soll, das Steine, welche man hineinwirft und einige Zeit darin liegen lässt, weich werden. Im Jahre 1646 ließ der Freiherr v. Schellendorf, damaliger Besitzer von Königsbrück, die Quelle untersuchen und fassen, und es fand sich bald ein Zulauf von Leuten aus allen Ständen, die ihr Wasser als Heilmittel brauchten. Ein Bauersmann kam auch dahin und gebrauchte den Brunnen. Da er aber nicht sogleich eine heilsame Wirkung verspürte, verachtete er die Gottesgabe und sprach spöttisch: "Wasser ist Wasser, ich lobe mir eine Kanne Bier dafür",

worauf ihn der Schlag auf der Stelle rührte, das er stumm geworden und hierauf in einigen Tagen gestorben ist.

In derselben Gegend sind auch sonst zwei Salzquellen gewesen, deren Wasser die Landleute zum Salzen der Butter gebraucht haben, welche davon sehr schmackhaft ward, allein in der Hussitenzeit sind sie mit Schlamm verstopft und mit Gehölz überwachsen.

Der große Stein bei Görlitz

Auf dem Wege von der Landeskrone bis zur Stadt Görlitz liegt ein sehr großer Stein, an dem man gleichsam Klauen- oder Krallen-Griffe bemerkt. Von ihm erzählt die Sage: das der Teufel erzürnt gewesen, als er gesehen, das in der Stadt sich der herrliche Dom, Peter und Paul geheiligt, zur Ehre Gottes aufwölbte. Wütend vor Zorn, riss er einen übermächtigen Felsblock von der Landeskrone ab und trug ihn hoch durch die Luft, um den Dom zu zerschmettern.

Aber Gott rettete das ihm geweihte Haus; von seiner Macht gelähmt, ließ der Teufel das Felsenstück fallen, doch sieht man noch die Orte, wo er es anfasste und tiefe Löcher mit seinen glühenden Krallen einbrannte.

Der H. Benno und die H. Walpurgis in der Lausitz

Der heilige Bischof Benno von Meißen wurde einst so erzürnt über den Abfall der von ihm bekehrten Wenden in der Lausitz, das er die Kirchenschlüssel vor Verdross in die Elbe warf. Aber in einem gefangenen Fische wurden sie wiedergefunden.

Bei Gersdorf liegt ein Berg, der heißt der heilige Berg und sein Gipfel der Totenstein. Dort ist in den alten Heidenzeiten gräulicher Götzendienst getrieben worden, bis Markgraf Gero unter Kaiser Otto I. kam, die heidnischen Priester tötete und das Christentum einführte, auch das jetzt nach ihm so genannte Dorf Gersdorf gründete. Diese Gegend war aber dem h. Benno gar lieb und vom nahe gelegenen Bischheim (Bischofshain), wo er ein Lustschloß hatte, kam er oft über die Berge hinüber nach Gersdorf. Daher rührt noch ein gepflasterter Fußweg, der über den heiligen Berg führt und die Mönchsmauer genannt wird. Von dem Berge aus führt auch ein unterirdischer Gang nach der Pfarre. Auf dem heiligen Berge aber gründete Gero eine Kapelle der h. Walpurgis, einer Nichte des h. Bonifacius, welche in der Lausitz von Berg zu Berg gezogen war und den Heiden das Evangelium gepredigt hatte. Als sie gestorben war, hat man ihr überall und besonders auf diesen Bergen Standbilder und Bethäuser errichtet und ihr zu Ehren in der h. Walpurgisnacht überall auf den Bergen Feuer angezündet, dafür beschützte sie das Vieh gegen das Behexen. Wer aber am dritten Pfingstfeiertage sowie an Walpurgis und Margarethe zu dieser Kapelle wallfahrte, hatte 100tägigen Ablass für seine Sünden.

Der Hanka-Brunnen bei Colm

Bei Hoyerswerda liegt ein Dorf, Weiß Colm genannt, hinter dessen Kirche ein Berg, der sogenannte Weinberg sich befindet, an dessen Fuß ein Brunnen, Hanka genannt, ist, der alle Jahre von Johannis bis Michaelis trocken ist. Dies geht so zu. Bei diesem Brunnen pflegte das Jahr über eine ledige Weibsperson aus dem Dorfe Leinwand zu bleichen und sich davon zu ernähren. Diese hieß Hanka oder Anna und nach ihr bekam der Brunnen denselben Namen. Da kam sie einst ins Gerede, sie sei schwanger, sie ward deshalb vor Gericht vorgenommen und zur Rede gesetzt. Da leugnete sie aber und sagte, so sie schwanger sei, solle ihr Gott den Brunnen vertrocknen lassen. Das ist auch alsbald geschehen und derselbe vertrocknet noch alle Jahre um dieselbe Zeit.

Der Holzmann

Geht man von Budissin auf der Löbauer Straße hin, so erblickt man unweit des Dorfes Kittlitz linker Hand ein Birkenwäldchen. In diesem begegnet man zu gewissen Zeiten einem langen abgemagerten Mann von verfallenem Gesichte, mit kleinen stechenden Augen und auffallend spitzem Kinn. Wer ihn grüßt oder gar die gute Meinung hat, ihm seine Last zu erleichtern, dem hockt er auf, erschwert ihm den Weg, treibt allerlei Unfertigkeiten, und entlässt endlich die auf diese Art von ihm Gequälten, nachdem er sie derb durchgeprügelt hat. Der Gespenstige war nämlich, als er noch die Weltluft einatmete, ein harter, unerbittlich strenger Holzförster, der die armen Holzlesenden grausam behandelte, und dessen Geist nunmehr bis zur Erlösung zum Herumirren verbannt ist. Von denjenigen, welche ihn grüßen, glaubt er, dass sie ihn und seine Strafe kennen, die Hilfe die er anbot war reiner Hohn.

Der Hungerbrunnen bei Olbersdorf

An der sogenannten alten Leipäer Straße im Olbersdorfer Forste findet sich ein stark quellender Brunnen zur Rechten und folgendes Denkmal zur Linken derselben. Es ist an einem Felsstück ein bekränzttes Brod, ein Kind (Kniestück in einem Oval) und eine jetzt ganz unleserliche Inschrift ausgehauen. Hier soll eine gottesfürchtige Matrone aus Zittau am 12. Juni 1539, als sie zu diesem Brunnen mit ihren zwei Kindern beten ging, einen Freund und Retter (einen Engel Gottes) in der damaligen teuren Zeit gefunden haben. Der Quell führt noch bis heute deshalb den Namen des Hungerbrunnens.

Der Hutberg bei Bernstadt

Mitten in dem Eigenschen Kreise liegt der Hutberg und man kann von ihm aus den ganzen fruchtbaren und anmutigen Landstrich beschauen. Deshalb erbauten auch die Herren von Biberstein auf demselben die Veste, von welcher noch jetzt die Ringmauern zu erkennen sind, welche in Form eines Zirkels 720 Fuß an Umfang hatte. Vor etwa zweihundert Jahren ragten sie noch aus der Erde gen Himmel empor und schauten auf das Dorf Bernstadt, welches seinen Namen von einem Herrn Bernhard von Biberstein hatte, stolz hernieder. Wodurch die Veste verfallen, ob sie die Hussiten zerstört haben oder ob sie, seit der Eigen an das Kloster gekommen, vernachlässigt worden und unbeachtet geblieben ist, das weiß man nicht. Den Namen des Hutberges leiten die Leute davon her, das die Herren von Biberstein in der Gewohnheit gehabt hätten, einen blauen Hut zu tragen und von dem Volke gewöhnlich die Blauhüte genannt worden wären. Andere meinen, das der Berg so genannt worden, weil man von ihm aus weit ins Land hineinsehen kann und die dort oben hausenden Ritter ihr ganzes Besitztum von da herab in guter Hut zu halten vermochten.

Der in einen Esel verwandelte Bräutigam

Zwei Meilen von Görlitz liegt ein Städtlein, Brück genannt. Eines Bürgers Sohn aus diesem Ort hatte unter der Schwedischen Armee Dienste genommen, als diese damals in Deutschland lag. Anno 1645 lag er in Schlesien in einer Stadt bei einer Witwe im Quartier, und verlobte sich mit ihrer Tochter. Als er sie aber geschwängert hatte, da musste die Besatzung und er natürlich mit ihr ausziehen. Gleichwohl aber gab er Beiden, der Mutter und der Tochter gute Worte und die teuerste Zusage, dass er kommen und diese seine Verlobte abholen wolle. Das alte Weib vermutete aber Betrug und sagte zu ihrer Tochter, ihr vermeinter Bräutigam werde sie gewiss sitzen lassen, sie wolle ihn aber dafür zum Esel machen.

Diese ließ sich deswegen gegen ihn vernehmen, dass wenn er schelmisch an ihr handeln werde, so solle er seiner Strafe nicht entgehen. Der Reiter ritt weg, kam zu einem kleinen Busch, fühlte ein Drängen, als wenn er seine Notdurft verrichten müsse, stieg ab und ward zum Esel und blieb in solcher Gestalt bei seinem Pferde stehen. Andere hinter ihm

nachkommende Reiter fanden, das ledige Pferd und dessen Gesellen dabei, und weil sie nun nicht wussten, wem diese Tiere angehörten, so nahmen sie, vermöge ihrer gewöhnlichen Barmherzigkeit, sich ihrer an und verfuhrten damit dergestalt, das sie das Pferd behielten, bei Gelegenheit Geld daraus zu machen, den Esel aber verkauften sie an einen Müller, das er bei diesem den Lastträger mache. Dieser legte ihm einen Sack auf den Rücken, aber er war mutwillig, bekam deshalb noch einen zweiten auf den Leib, warf sie aber beide wieder ab. Weil nun der Müller befand, dass ihm dieses Tier nicht diene, verkaufte er ihn einem seiner Zunftbrüder, bei dem dieser Menschenesel sich jedoch nicht frömmer bezeigte.

Es trug sich zu, das eben dieser Müller mit seiner Magd im Stalle etwas Unziemliches anzufangen suchte; da wollte ihm der Esel seinen Willen nicht vollbringen lassen, sondern fing an nach Esels Art aufs Lauteste zu schreien, schlug auch mit den Hinterfüßen nach denen, die also im Werke begriffen waren. Weil nun der Müller diese und anderes handeln nicht vertragen konnte, so verkaufte er ihn in derselben Stadt, wo er seiner Wirtin Tochter betrogen hatte.

Nun ging er einmal mit einem Sacke beladen vor dem Hause der Zauberin vorbei, als gleich die Mutter mit ihrer Tochter vor der Türe stand. Sobald sie das Tier sah, sagte sie:

"Ei, Mutter, seht da unser Eselchen, sollte er nicht wieder ein Mensch werden können?" – "Ja", antwortete die Alte, "es kann geschehen, wenn die Lilien blühen und er davon isst!"

Dieses hörte der Menschenesel und behielt es. Als nun die Blütezeit der Lilien gekommen war, sah er auf eines Apothekers Fenster einen Teil dieser Blumen in Töpfen stehen. Als bald warf er seinen Sack ab und sprang mit den Vorderfüßen auf das Fenster, schnappte nach den Lilien, aß davon und ward darauf also fort wieder zu einem Menschen, stand aber völlig nackt auf der Straße. Sobald dieser vom Handeln der beiden Weiber der Obrigkeit des Ortes erzählte, nahmen sie Beide, Mutter und Tochter, beim Kopfe und nachdem sie auf getanes Bekenntnis in der Zauberei schuldig befunden, wurden sie beide zum Tode verurteilt.

Der Reiter bekannte, das ihm in den zwei Jahren das Tragen der Säcke nicht sauer geworden, auch hatte er die Peitsche auf dem Rücken wenig geachtet, doch wenn man ihn unter dem Bauche getroffen und der Scham nahe gekommen, hat er den Schlag nicht ausstehen können. Überdies wenn man ihm Heu oder Hafer vorgelegt, hat er diese trockene Kost nicht durch die Kehle bringen, doch Kleie, Träber und Mehl noch durchwürgen können, er war darum oftmals nach der Mühle gelaufen um an den Mehlsäcken zu lecken. Da er nun wieder ein Mensch geworden war, verfügte er sich zu dem unzüchtigen Müller, seinem zweiten Meister, und drohte ihm, wo er ihm nicht Geld nach seinem Begehren gebe, wolle er seine verübte Tat mit der Magd beim Gerichte angeben.

Hierdurch bekam er soviel Geld, das er sich wieder ein Pferd und ein Gewehr kaufen konnte und hielt sich hernach so tapfer, das er bei der Schwedischen Armee eine Leutnants-Stelle bekam.

Der Judenkopf an der Rathausuhr zu Löbau

An der Rathausuhr zu Löbau ist ein Judenkopf befestigt, der den Mund öffnet, wenn die Stunde schlägt. Einst flog ein Sperling in den geöffneten Mund dieses Kopfes und musste darin verbleiben, bis sich nach einer Stunde sein Gefängnis wieder auftat.

Der Jungfernsprung auf dem Oybin

(gefunden auf einer Oybiner Postkarte)

Ein Mädchen ging nach dem Oybin, dort wollt sie ihren frommen Sinn, im Kirchlein recht erbauen, und dann den Berg beschauen.

Da plötzlich trat ihr in die Quer, ein schnöder junger Mönch und der, wollt sie betören und küssen, mit Schmeicheleien und Rissen.

Die Jungfer floh vor diesem Bär, der tolle Mönch dicht hinterher, doch stand sie bald mit bleichem Munde, vor einem dunklen tiefen Grunde.

O Himmel rief sie, gib mir Kraft, damit mich nicht der Mönch errafft, spring ich jetzt froh und munter vom Felsen hier herunter. Die Jungfer sprang, ihr Sprung gelang, dem Herrgott sagt sie ihren Dank. Der Mönch tat mit den Tatzen die Glatzen sich zerkratzen.

Der Jungfernsprung auf dem Oybin

(3 Versionen - J. G. Theodor Grässe)

Der Oybin, ein bienenkorbformiger 208 Ellen hoher Sandsteinfelsen, berühmt durch seine herrliche Ruine, hat unter andern Merkwürdigkeiten auch eine Felskluff, die man den Jungfernsprung nennt. Man erzählt drei verschiedene Sagen von der Entstehung dieses Namens. Im Jahre 1601, dem Tage Johannes des Täufers, als eine große Menge Menschen aus Zittau und den benachbarten Dörfern der Gewohnheit nach den Oybin besuchte, befand sich unter ihnen ein rasches Mädchen, die mit ihren Gespielinnen auch an diesem Orte sich umsah. Man scherzte, und jenes Mädchen wagte es auf eine Wette, über diese Kluff wegzusetzen. Damals trugen noch die meisten Frauenzimmer, auch die von Stande, Pantoffeln. Im Springen nun glitschte ihr Fuß aus dem glatten Pantoffel und sie fiel hinunter. Da sie aber nach damaliger Sitte einen tüchtigen Steif- oder Reifrock anhatte, der sie vor dem schnellen Falle schützte, so ward sie durch Hilfe desselben hernieder geschwebt und vollendete diese ansehnliche Tour von ungefähr 40 Fuß Tiefe ganz ohne Nachteil.

Die zweite Sage erwähnt einen Jäger, der ein züchtiges Mädchen brünstig verfolgte. Sie flüchtete sich hinter die Kirche, der Jäger ihr nach. Sie lief atemlos weiter, gelangte an die Schlucht, sprang mutig herab ihre Tugend zu retten und kam auch glücklich von dannen.

Die dritte Sage schreibt eben diese heroische Tat einer Nonne zu, die von einem Mönche verfolgt wurde, und um ihre Ehre zu retten, diese gefährliche Luftreise machte.

Der Jungfernsprung

(Jacob und Wilhelm Grimm)

In der Lausitz unfern der böhmischen Grenze ragt ein steiler Felsen, Oybin genannt, hervor, auf dem man den Jungfernsprung zu zeigen und davon zu erzählen pflegt: Vorzeiten sei eine Jungfrau in das jetzt zertrümmerte Bergkloster zum Besuch gekommen. Ein Bruder sollte sie herumführen und ihr die Gänge und Wunder der Felsengegend zeigen; da weckte ihre Schönheit sündhafte Lust in ihm, und sträflich streckte er seine Arme nach ihr aus. Sie aber floh und flüchtete, von dem Mönche verfolgt, den verschlungenen Pfad entlang; plötzlich stand sie vor einer tiefen Kluff des Berges und sprang keusch und mutig in den Abgrund. Engel des Herrn fassten und trugen sie sanft ohne einigen Schaden hinab.

Andere behaupten: Ein Jäger habe auf dem Oybin ein schönes Bauermädchen wandeln sehen und sei auf sie losgeeilt. Wie ein gejagtes Reh stürzte sie durch die Felsengänge, die Schlucht öffnete sich vor ihren Augen, und sie sprang unversehrt nieder bis auf den Boden.

Noch andere berichten: Es habe ein rasches Mädchen mit ihren Gespielinnen gewettet, über

die Kluft wegzuspringen. Im Sprung aber glitschte ihr Fuß aus dem glatten Pantoffel, und sie wäre zerschmettert worden, wo sie nicht glücklicherweise ihr Reifrock allenthalben geschützt und ganz sanft bis in die Tiefe hinuntergebracht hätte.

Der Mädchensprung auf dem Oybin

(3 Versionen – J. Gustav Büsching)

Auf dem steilen, mit Klüften und Schluchten umgebenen Oybin zeigt man noch jetzt dem Wanderer eine Felsenschlucht, welche der Jungfrauensprung genannt wird, und erzählt dabei drei verschiedene Sagen, die den Namen gegeben haben sollen.

1.) Als noch das Kloster, dessen Ruinen man nur jetzt bewundert, auf dem Gipfel des Oybin stand, kam auch, wie, erzählt die Sage nicht, einst ein Mann hinauf, um die dortigen Geistlichen zu besuchen, wie dies häufig geschah. Einer der Brüder zeigte der Jungfrau die Schönheiten des Berges, führte sie herum zu den merkwürdigsten Plätzen, bei tiefen Schluchten vorbei und zeigte ihr die Pracht der Natur. Aber die Schönheit der Jungfrau erweckte stündliche Lust dem mit ihr einsam wandelnden Kloster Bruder und in sträflicher Begierde streckte er die Arme nach ihr aus. Da entflohm ihm die keusche Jungfrau, flüchtete die verschlungenen Wege entlang, verfolgt von dem nicht mehr sich selbst kennenden Mönch. Glaubend an eine sichere Stätte zu kommen, rann sie durch die unbekanntenen Pfade, bis plötzlich eine tiefe Spalte des Berges, eine ungeheuerere Kluft, vor ihr lag. Da, um ihre Tugend zu retten, sprang sie mutig in den Abgrund hinab und die Engel des Herrn ergriffen die Sinkende und trugen sie sanft hinab, ohne einigen Schaden.

2.) Einst kam ein Jäger auf den Oybin und wandelte durch die labyrinthischen Gänge. Auch ein Mägdlein aus dem am Fuße des Berges liegenden Dorfe war heraufgestiegen und begegnete dem Waldmann, der, in sinnlicher Begierde, die schöne Beute sich nicht entgehen lassen wollte und auf sie zueilte. Wie ein gejagtes Reh stürzte sie durch die Felsenpfade, der Abgrund öffnet sich drohend vor ihr, sie springt hinab und kommt unverseht auf den Boden nieder.

3.) Im Jahre 1601, am Tage Johannis des Täufers, als eine große Menge Menschen aus Zittau und den benachbarten Dörfern, der Gewohnheit nach, den Oybin besuchten, befand sich unter ihnen ein rasches Mädchen, die mit ihren Gespielinnen auch an diesem Orte sich umsah. Man scherzte, und jenes Mädchen wagt' es auf eine Wette, über diese Kluft wegzusetzen. Damals trugen noch die meisten Frauenzimmer, auch die vom Stande, Pantoffeln. Im Springen glitscht ihr der Fuß aus dem glatten Pantoffel und sie fiel hinunter. Da sie aber, nach damaliger Sitte, einen tüchtigen Reifrock an hatte, der sie vor dem schnellen Falle schützte, so ward sie durch Hülfe desselben in die Kluft gleichsam hinunter geschoben und kam ohne Nachtheil hernieder.

Sprung Sage vom Oybin

(Ludwig Bechstein)

Der hohe Berg Oybin – anderthalb Stunden, und was der Fuchs, der sie gemessen, noch dreingegeben, von Zittau – erhebt sich stolz und prachtvoll inmitten eines herrlichen Gebirgskranzes; in alter Zeit ward ein Jagdhaus auf ihm erbaut durch einen Ritter, Qual von Berka, dann eine Raubburg, die ein Eigen wurde der Herren von Leipa. Dieser Burg erwies Kaiser Karl IV. die große Ehre, sie in höchsteigner Person zu belagern und sie zu zerstören. Noch zeigt man droben das Kaiserbette und den Kaiserstuhl, zwei aussichtreiche Felsensitze, darauf Majestät geruhet haben, der Zerstörung des festen Bergschlosses zuzusehen. Zugleich schien die Gelegenheit des Ortes dem frommen Herrn ganz geeignet zur Anlage eines Klosters; er gründete dies und besetzte es mit zwölf Brüdern Zölestinermonchen, welchen der himmelnahe Aufenthalt um so mehr zusagte, als alle Ortschaften umher dem Kloster Oybin unzählige Lammsbäuche und Michelshühner zinsen mussten.

Damals ward die schöne, reichgeschmückte Klosterkirche gebaut, deren eine Längenwand ganz aus dem Felsen gehauen ist. Neben ihr hin führt ein Gang zu einer Stelle über einen schauervollen Abgrund, und dieser heißt der Jungfernsprung. Hier wagte eine verfolgte Jungfrau den entsetzlichen Sprung in die Tiefe, und zum Lohn ihrer keuschen Tugend wurde sie wundersam gerettet. Die Sage, welche dies erzählt, lässt ungewiss, ob ein Oybiner Zölestiner dies arme unschuldige Lamm für ein Zinshuhn, auf das er ein Recht habe, ansah und deshalb verfolgte, oder ob ein Ritter oder aber ein Jäger so unritterlich handelte, die Unschuld in solche Todesgefahr zu bringen, wie dort am Jungfernsprung bei Arnstadt, bei dem ganz nahe auch ein Felsgipfel der Königsstuhl und etwas entfernter ein Felsen der Ritterstein heißt.

Der Jungferstein auf dem Leiper Berge bei Hoyerswerda

Der Jungferberg heißt so von dem sogenannten Jungferstein, einem drei Ellen langen, anderthalb Ellen breiten und unten ungefähr eine halbe Elle dicken, oben aber flachern Stein. Um demselben herum liegen noch andere kleinere Steine, von denen der eine das Bett, der andere der Tisch und der dritte die Wiege heißt. Der große Stein aber soll seinen Namen von folgender Begebenheit haben.

Einst war eine vornehme hochadelige Jungfer von einem geringen Manne schwanger geworden, kurz vor ihrer Entbindung flüchtete sie sich aus Furcht vor den Misshandlungen ihres erzürnten Vaters hierher auf diesen Berg. Da sie aber nicht mehr weiter konnte, legte sie sich, weil sie kein anderes Lager fand, auf diesen harten Stein. In der Angst der Geburt aber tat sie ein Gelübde, sie wolle, wenn ihr Gott einen Sohn schenke, hier eine Kapelle bauen. Da sie jedoch eine Tochter gebar, unterblieb der Bau, so dass nur der Stein noch seinen Namen behielt.

Der Kampf nach dem Tode

Eine Stunde östlich von Löbau befindet sich das Dorf Herwigsdorf, an dessen Kirche sich folgende Sage knüpft.

Vor vielen Jahren lebten hier der Ortpfarrer und der Rittergutsbesitzer nicht in bestem Einvernehmen. Beider gegenseitige Abneigung wuchs von Jahr zu Jahre und an eine Versöhnung war nicht zu denken. Als der Gutsherr starb, versagte der Pfarrer ihm die Begleitung zur Ruhestätte und ließ seinen nachbarlichen Amtsbruder die verordneten Amtshandlungen verrichten. Der Ortpfarrer verstarb auch und wurde vor seiner Beisetzung die letzte Nacht auf dem Paradebette in der Kirche ausgestellt. Die Kirchväter hatten die Ehrenwache zu übernehmen. Gegen Mitternacht waren sie in ihren Ständen eingenickt und erwachten fast gleichzeitig auf ein gewaltiges Gepolter, das von der herrschaftlichen Loge kam. Die Kirche war finster und eilend verließen sie das Haus. Auf dem Kirchhofe angelangt, hörten sie, dass in dem Innern der Kirche ein Kampf, wie auf Leben und Tod, gekämpft würde. Ihr Haar sträubte sich empor, doch als alles wieder ruhig geworden war, wagten sie es, die Türe zu öffnen und nach dem Pfarrer zu blicken. Da sahen sie alles in Ordnung. Die Kerzen auf den Armleuchtern brannten hell leuchtend, der Pfarrer lag auf seinem Totenlager und nur die große Perücke zeigte sich bei näherer Betrachtung etwas verschoben.

Der Keuler zu Kreckwitz

Einem Herrn von Nostitz auf Kreckwitz träumte einst, das er von einem großen Eber, welcher zu jener Zeit die Umgegend in Furcht und Schrecken setzte und den Nachstellungen rüstiger Waidmänner Hohn sprach, getötet wurde. So ein eifriger Priester Dianas er auch war, er nahm sich diesen Traum so zu Herzen, das er weder auf das Zureden seiner Vertrauten, welche ihm seine Angst ausreden wollten, hörte, noch es wagte, einen Fuß über die

Schwelle seines Zimmers, geschweige denn in den Forst zu setzen. Einige Tage nachher erschallten plötzlich im jauchzenden Jubeltone die Jagdhörner, den Sieg über ein gefälltes Wild verkündend, der Jagdzug langte im Schlosshofe an, und wer schildert seine Freude, als er seinen ihm angekündigten Mörder erlegt vor sich liegend erblickte. Er befahl Küche und Keller zu öffnen und die wackern Waidmänner mit Speise und Trank zu erfreuen, eilte in den Schlosshof und trat hohnlachend vor den erlegten Feind und rief, indem er seine Hand auf dessen Körper legte: "nun wirst Du mir nichts mehr tun!" Unversehens schlitzte er sich am Hauer des Wildes, welches ihm eine Entzündung verursachte, die vernachlässigt in Brand überging und seinen Tod herbeiführte. Von dieser Zeit an lässt sich nun der Keuler Feuer hauchend am Abend des St. Hubertustages sehen, und wehe dem, der ihm begegnet, indem er gewiss seine Hauer schmerzlich empfinden würde.

Der Klötzelmönch zu Görlitz

In der Fleischergasse zu Görlitz bewahrt man an dem Hause der neuen Apotheke das in Stein gehauene Bild einer Frau, welche gleichsam wie aus einem Fenster aus der Mauer herauschaut, als wolle sie sich nach etwas umsehen. An derselben Wand gegenüber ist aber noch ein zweites Bild, das Gesicht eines hässlichen Mönchs. Mit diesen zwei Köpfen hat es nun aber folgende Bewandtnis.

Eines Tages wanderte ein junger Handwerksgeßell in die Stadt Görlitz ein, als er bei der offenen Klosterkirche vorbeikam, läutete eben das Minoritenglöcklein zur Messe, der fromme Jüngling trat in die heiligen Räume, legte in einer Ecke der Kirche sein Ränzlein ab, kniete nieder und betete inbrünstig. Da überfiel ihn eine plötzliche Müdigkeit, er lehnte seinen Kopf an eine nahe Bank und schlief ein. Als die fromme Handlung vorüber war und alle die Kirche verließen, schloss der Pförtner, der den Schlafenden nicht bemerkt hatte, die Kirchentüren. Der junge Mann erwachte erst gegen Mitternacht und erschrak nicht wenig, als er sich in tiefer Finsternis ganz mutterseelenallein in der öden Kirche wiederfand. Er sprang auf und näherte sich der ewigen Lampe, welche auf dem Hochaltar brannte, um wenigstens in der schauerlichen Einsamkeit etwas sehen zu können; da hörte er auf einmal schlürfende Schritte aus der Ferne kommen, er versteckte sich daher eilig in einen der gotischen Chorstühle, welche den Altarplatz umgaben, und kaum hatte er sein Versteck erreicht, da öffnete sich ihm gegenüber die eiserne Türe, welche die Kirche mit dem Minoritenkloster (daraus ward nach der Reformation ein Gymnasium gemacht, das aber 1853 weggerissen ward um dem neuen Schulhaus Platz zu machen) verband. Heraus trat aber ein Mönch, dessen hässliche Züge eine Blendlaterne hell beleuchtete; er schleppte eine schlanke Frauengestalt, die offenbar nicht mehr am Leben war, an ihren langen blonden Locken hinter sich her und klapperte dabei recht unheimlich mit seinen Holz- oder Klötzelpantoffeln. Vor dem Altar angekommen, arbeitete er eine Steinplatte aus dem Fußboden heraus und ließ den Leichnam, den das darauf fallende Licht der Blendlaterne jetzt als den eines schönen jungen Mädchens kennzeichnete, hinab in die Tiefe, schloss dann die Platte wieder und verließ mit demselben schlürfenden Gange die Kirche wieder.

Dem Handwerksburschen zitterten nach diesem grausigen Anblick alle Glieder, er musste jedoch ruhig ausharren, bis die Türen zur Frühmesse geöffnet wurden, da schlich er sich unbemerkt hinaus und glaubte, es habe ihn ein böser Traum geöffft. Allein auf der Herberge angelangt, hörte er, das man seit gestern die schöne Tochter einer armen Witwe vermisste, die in die Messe gegangen, aber von da nicht wieder nach Hause zurückgekehrt war. Da begab er sich flugs zum Bürgermeister und erzählte, was er in der vorigen Nacht erlebt hatte. Dieser ließ sofort die Kirche und das Kloster mit Wachen umstellen, den Handwerksburschen in die Kirche führen und dort durch diesen die Steinplatte suchen. Dieselbe war bald gefunden, man hob sie in die Höhe, stieg in die Gruft hinab und fand dort die Vermisste als Leichnam. Nun wurden alle Mönche versammelt und leicht fand der Handwerksgeßell unter den zitternden Mönchen den heraus, dessen hässliche Züge ihn in der vorigen Nacht so erschreckt hatten. Derselbe gestand nun, dass er das Mädchen in seine Zelle gelockt, dort missbrauchte, dann ermordet und in der Mitternachtsstunde am

Altar der Klosterkirche verscharrt habe. Seine Strafe war die, lebendig eingemauert zu werden. Aber seine Seele hatte keine Ruhe, sowohl im Kloster als in den dazu gehörigen Gebäuden hörte man ihn oft auf seinen hölzernen Schlappantoffeln herumklappern, noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erschreckte er einen Barbierjungen, der sich in den Kreuzgängen des Klosters verlaufen hatte, so mit seiner Blendlaterne, das derselbe am andern Tage gestorben ist. Erst nachdem man zu Anfange dieses Jahrhunderts beim Wegreißen des zu den "drei Eichen" gehörigen, mit dem Kloster verbundenen Gebäudes seine eingemauerten Gebeine fand und in geweihter Erde begrub, hat er sich nicht wieder sehen lassen. Das Bild des Mönchs aber und das der ängstlich nach ihrer Tochter ausschauenden Mutter ließ ein Görlitzer Bürger an dem Hause, wo das Mädchen gewohnt hatte, anbringen.

Von diesem Minoritenkloster führte übrigens der Sage nach ein unterirdischer Gang nach der Landskrone, einmal drangen drei Schüler hinein, gingen eine Viertelstunde weit darin fort, kamen aber dann an eine eiserne Türe, die sie nicht zu öffnen vermochten. Später wurde der Eingang vermauert.

Der kluge Mönch von Camenz

Wie sich an vielen Orten Sachsens, z.B. auf dem Sonnenstein, in der Ruine der Mönchskirche zu Budissin auf der Ortenburg, in dem Schulgebäude zu Pirna, in der St. Johanniskirche zu Zittau etc. hin und wieder ein gespenstiger Mönch zeigen soll, der durch seine Erscheinung stets der Stadt ein Unglück andeute, so soll auch in Camenz zuweilen ein Franziskanermönch zu sehen sein, der sogar einmal die Buchstaben C.M.P. an das Klostertor angeschrieben habe, die man, da bald darauf 1680 die Pest erfolgte, als *Camitia Misere Peribit* (d.h. Kamenz wird elendiglich zu Grunde gehen) deutete.

Viele halten ihn für den Erfinder des Schießpulvers - Berthold Schwarz, dessen angeblicher Grabstein in der St. Annenkirche zu Camenz eine Kanone zielt, und dessen Standbild an der Hausecke der Budissiner Gasse Nr. 91 angeblich zu sehen gewesen sein soll. Dies ist aber unmöglich, denn jene Grabstätte ist die eines Büchsenmeisters, Max Gottmann, der im Jahr 1508 hier verstarb, und jenes Standbild bezeichnet, das der Besitzer dieses Hauses einst ein gewisser Hans Wagner († 1503) gewesen sei. Daher muss jener Mönch wohl der unruhige Geist eines der letzten Mönche des aufgehobenen Franziskanerklosters zu Camenz, Matthäus Rudolph sein, der, nachdem er zu Leipzig und Paris besonders Magie und Alchimie studierte, von seiner engen Zelle aus im Kloster St. Anna in Camenz, wo er von weit und breit Besuche von Armen und Reichen empfing, durch Formeln und Wundersprüche, aber auch mit Wurzeln, Steinen, Kräutern und Pflastern heilte. Man suchte ihn jedoch nur in der Not auf, denn es ging von ihm das Gerücht, er habe sich dem Teufel verschrieben, und dieser leiste ihm bei allen Heilungen getreuen Beistand.

Im Jahr 1562 kehrte er aus Böhmen von einem Krankenbesuche zurück, da erhob sich auf einmal bei ganz heiterem Himmel ein furchtbares Gewitter, und in diesem kam der Mönch mitten auf der Straße um: angeblich hatte ihn der Teufel geholt.

Den Tag nach seinem Tode kamen aus Camenz seine drei noch übrigen Ordensbrüder und holten seine Leiche in aller Stille auf einem Düngerwagen ab. Erst nach seinem Tode wagte man ihm den Prozess als Zauberer zu machen, seine Magd und ihr Sohn, die auf der Folter bekannt hatten, das sie ihm beim Zaubern geholfen hätten, wurden 1564 hingerichtet.

Der Kobold in der Lausitz

Der wendische Kobold entspricht vollkommen dem deutschen. Er ist ein Hausgeist, der in den Stuben, Ställen etc. sein Wesen treibt und je nach seiner Neigung den Einwohnern des Gehöftes bald Gefälligkeiten erweist, indem er ihre Geschäfte übernimmt und Nachts im Finstern fortarbeitet, bald aber auch Schabernack spielt. Er will nach seinen Launen gut behandelt und wohl gespeist sein, sonst lärmt er im Hause herum, quält die Leute und schreckt sie nachts aus dem Schlafe auf, indem er sie durch Poltern aufweckt oder gar aus dem Bette heraus wirft. Er soll gern die Gestalt eines Kalbes annehmen, hat aber mit Feuer und Licht nichts zu tun, sondern ist vielmehr ein Geist der Finsternis, doch soll er auch Kranken des Nachts beim Vollmondschein erscheinen. In Gestalt einer Dohle bringt er Gold. Ihre Wohnung soll auf dem eine Meile von Budissin bei den Dörfern Rachlau und Döhlen über Meschwitz gelegener Berg Czorneboh sein, wo ein einzelner mit einer Höhlung versehener Berg nach ihnen die Koboldskammer heißt

Der Kochjunge auf der Ortenburg

Auf dem Schlosse Ortenburg zu Budissin war einmal ein gottloser Kochjunge, der sein Vergnügen darin suchte, in einem fort zu schimpfen, zu fluchen und zu lästern, gleichsam als sei kein Gott im Himmel, der das Gute belohne und das Böse bestrafe. Nun begab es sich, dass einst die Mächtigen in der Provinz auf dem Schlosse ein Prunkmahl feierten, bei welchem nach damaliger Sitte weidlich gegessen und getrunken ward. Dabei vergaßen sich nun aber auch die Diener nicht, und sie zechten wo möglich noch derber als ihre Herren, der Kochjunge aber war einer der ärgsten und trieb es mit Fluchen und Schwören ärger als je zuvor, ja er forderte den Teufel vermessen heraus, ihn zu holen, schalt ihn feig, stampfte mit dem Fuße und sagte: "er solle nur kommen, er wolle schon mit ihm fertig werden". Da erschien plötzlich der Satan in seiner furchtbarsten Gestalt, ergriff den Buben beim Schopf, fuhr mit ihm durch das auf den Schlosshof führende Küchenfenster und zerschellte ihm über demselben den Schädel, woran man die Blutspuren noch vor wenigen Jahren erblicken konnte.

Der Kopf an der Nicolaipforte zu Budissin

Im Jahr 1429 wüteten die Hussiten in der Lausitz und erschienen am 12. Oktober vor der Stadt Budissin. Ihr Anführer Molesko (oder Mieslaske) forderte die Stadt sogleich zur Übergabe auf, allein der tapfere Bruno von Colditz, der daselbst befehligte, wies dieses Ansinnen mutig zurück. Die Hussiten stürmten nun an drei verschiedenen Orten, am Schüler- und Reichengraben und in der Nähe der jetzigen Michaeliskirche; allein sie wurden überall mit großem Verluste zurückgeschlagen. Da fand es sich auf einmal, dass der Pulvervorrat durch ruchlose Hand angefeuchtet worden war, und ziemlich gleichzeitig stiegen auch aus einem Hause auf der Reichengasse die Flammen gen Himmel, allein der tapfere Kommandant wusste die Feuersbrunst zu löschen und den Mangel an Pulver durch andere Verteidigungsmittel zu ersetzen. So gelang es ihm, die Hussiten, nachdem deren Anführer gefallen war, abzuschlagen. Kaum waren die Hussiten fort, so wurde von Seiten des Rats eine öffentliche Prozession angeordnet, welche alle Jahr bis auf die Zeit der Reformation abgehalten ward, und beschlossen, an der Stelle der kleinen Kapelle die jetzige Michaeliskirche zu erbauen, weil man sagte, der Erzengel Michael habe während des Sturmes über der Stadt geschwebt. Nun hatte aber während des Sturmes der Ritter Bruno einen Pfeil mit einem Papierstreifen aus den Reihen der Verteidiger nach dem Heere der Hussiten zu fliegen sehen. Bald kam ein ähnlicher in derselben Richtung zurückgefliegen; man ergriff den Bürger, der jenen abgeschossen hatte, und fand, dass es der Stadtschreiber Prischwitz gewesen war. Derselbe gestand auf der Folter, dass er das Feuer angelegt, die Fenster seines Hauses am Markte, damit es verschont bleibe, mit neuen Ziegelsteinen ausgesetzt habe. Er wurde am 6. Dezember auf einer Kuhhaut vom Markte aus durch alle Gassen geschleift, ihm der Leib aufgeschnitten, das Herz herausgerissen und ins Gesicht

geworfen, sein Körper in vier Teile geteilt und an jedem Tore ein Stück aufgehängt. Die Ringe, die man noch vor einiger Zeit an jedem Tore bemerkte, und der Kopf, der an der Nicolaipforte eingemauert ist, sollen aus jener Zeit herrühren.

Der Krystallsarg im Kottmarberge

In dem Kottmarwalde bei Kottmarsdorf unweit Löbau findet sich gegen Morgen zu im Felsen ein nischenartiger Einbuchtung, der ehemals eine Türe gewesen sein soll, die in ein im Felsen befindliches Gewölbe geführt habe, und sich nach der Sage auch jetzt noch zuweilen öffne. Es soll nämlich einst (im 10ten Jhdt.) in dieser Gegend ein Graf ein Schloss besessen haben, dem der Herr nur ein einziges, aber wunderschönes Töchterlein geschenkt hatte. Leider waren aber ihre Eltern noch wie die Böhmen überhaupt dem blinden Heidentum ergeben, nur jene Jungfrau war einst von einem durchziehenden Pilger im Christenglauben unterrichtet worden, und der milde Strahl des bessern Lichtes hatte ihr Herz so erwärmt, das sie selbst ihren Eltern erklärte, sie werde sich niemals vermählen, sondern gen Rom pilgern, sich dort taufen lassen, und ihr Leben dem Himmel weihen.

Ihren Eltern blieb nichts übrig, als sich dem Willen ihrer geliebten Tochter zu fügen, sie wiesen daher alle, die um deren Hand anhielten, von sich, nur einer, ein vornehmer böhmischer Herr, der aber ein arger Zauberer war, sann auf Rache, wie er das Mägdlein in seine Hände bekommen möge. Nun hatte aber Wiarda – so war ihr Name – von jenem Pilgrim ein silbernes Kreuz bekommen, und war ihr von demselben gesagt worden, so lange sie dieses bei sich trage, könne sie allen Anfechtungen böser Zauberer spotten. Da begab es sich eines Tages, das die Jungfrau vor dem Schlosse lustwandelte und zufällig das Kreuz zu Hause abgelegt hatte; auf einmal rauschte ein von zwei Greifen gezogener Wagen aus der Luft herab, in welchem jener Zauberer saß, er sprang heraus, ergriff die langersehnte Beute, und eilte mit ihr durch die Lüfte davon. Ihre armen Eltern weinten und jammerten manches Jahr um ihr verlorne Töchterlein und hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, sie jemals wieder zu sehen, da sprach einmal ein fremder Pilger in ihrem Schlosse ein, und gab sich als den frommen Bruder zu erkennen, der ihre Tochter einst im Christenglauben unterwiesen habe. Er erzählte ihnen, ihre Tochter sei von jenem böhmischen Zauberer in sein Schloss entführt worden, derselbe habe sie aber durchaus nicht zu überreden vermocht, die Seinige zu werden, im Gegenteil habe sie sich laut zum Christentum bekannt, und sei schon seit einem Jahre selig dahingeschieden, wenn sie sie aber noch einmal sehen wollten, möchten sie nur am nächsten Vollmondabend auf den Kottmarberg gehen, wo sie sie wiederfinden würden. Als nun die betrübten Eltern zur bestimmten Zeit auf dem Berge erschienen, da sahen sie, wie sich im Felsen ein weites Felsentor öffnete, welches zu einem mit tausend Lampen erleuchteten Gewölbe führte; mitten in diesem stand ein Kristallner Sarg, und in diesem lag ihre Tochter, rosig und holdselig, wie sie im Leben ausgesehen hatte. Sie knieten an ihrem Sarge nieder, und von nun an war es bis an ihren erst nach langen Jahren erfolgten Tod ihre einzige Freude, jeden Abend sich an jenem Felsentor einzufinden, welches sich auch jedes Mal vor ihnen öffnete, und an der letzten Behausung ihrer Wiarda zu beten. Nach ihrem Willen wurden sie in demselben Gewölbe beerdigt, das sich aber ihren Särgen zum letzten Male öffnete, und sich dann jedem menschlichen Auge für immer schloss; das einzige Zeichen aber, das ihre Körper dort ruhen, sind noch jetzt drei Flämmchen, die am Abend an jener Stelle des Felsens herumphüpfen.

Der Läusebrunnen bei Moys

Am Fußsteige von Görlitz nach dem Dorfe Moys liegt der Läusebrunnen. Früher standen dort einige sehr alte und große Eichen. In ihrem Schatten ließ der ermüdete Wanderbursch sich gern nieder, ehe er in die Stadt einzog, um vorher sich zu reinigen und zu säubern. Davon blieben denn nicht selten lebendige Spuren im Grase zurück, wie die, welche sich später darin niederließen, durch merkbare Angriffe auf ihr Fleisch und Blut in Erfahrung brachten. Daher der Verruf des Brunnens. Andere erklären jedoch diese Nachsage für Verleumdung

und behaupten, er sei von einem Vorwerksbesitzer mit Namen Lausnitzer angelegt worden, habe demnach ursprünglich Lausnitzer Brunnen geheißen, was später von den alle Namen verunstaltenden Görlitzern in Läusebrunnen verwandelt worden sei. Wie dem auch sei, er heißt noch heut Läusebrunnen, obwohl man weder in, noch um ihn herum eine Laus auffinden kann, vielmehr das Wasser ganz klar und seine Umgebung rein ist.

Früher stand am Läusebrunnen ein steinernes Kreuz zur Erinnerung daran, das dort ein Bader aus Görlitz einen Schönfärber, seinen Mitbürger, auf dem Rückwege von der Moyser Schänke im Streite um ein Glas Bier mit einem Reifhammer erschlagen hat. Haßners Chronik nennt den Mörder Christ. Bayer und den Ermordeten Hieron und gibt das Jahr der Tat mit 1682 an. Nach Scultetus war es 1583, der Mörder hieß Beer und der Gemordete Taßdorf. Beide wohnten in der Neißegasse. Der Mörder floh nach Rothenburg und fand dort Schutz.

Der Lindwurm

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts soll an der böhmisch-sächsischen Grenze in den Wäldern um Warnsdorf ein Lindwurm von außergewöhnlicher Größe gehaust haben, der den vorbeiziehenden Menschen und den in der Nähe weilenden Viehherden äußerst gefährlich und verderblich war. Er raubte sowohl das Wild als auch das Vieh und schleppte die Beute in sein Versteck, das sich in einer uralten, hohen Tanne am Ufer des Waldbaches befand. Dadurch erlitten die Obrigkeit und die ländliche Bevölkerung großen Schaden, und die ganze Gegend wurde als gefährlich gemieden.

Man hatte schon eine Jagd auf das Ungetüm gehalten, und demjenigen, der es erlege, eine große Belohnung versprochen, aber vergeblich. Endlich entschloss sich im Jahre 1673 der Oberförster Hans Michel, den Lindwurm in seinem Verstecke aufzusuchen und zu erschießen.

Nachdem er sich zu diesem kühnen und gefährlichen Unternehmen mit frommen Gebeten, Beichte und Kommunion vorbereitet hatte, begab er sich, mit dem Hirschfänger und mit scharf geladenem Jagdgewehr versehen, an den bestimmten Ort und wartete, bis das Untier aus seinem Schlupfwinkel hervorkam. Als er den Lindwurm erblickte, bewaffnete er sich, rannte los und traf das Ungetüm so gut in den Kopf, das es mit furchtbarem Gezische und Getöse tot in die Höhlung des Baumes zurückfiel.

Graf Pötting, der damalige Besitzer der Rumburger Herrschaft, beschenkte den Oberförster für seine Heldentat mit einer bedeutenden Geldsumme.

Der Malzmönch zu Zittau

Die alte Stadt Zittau ist von jeher durch ihr Bier weit und breit berühmt gewesen und war deshalb sonst ziemlich reich an Brauereien. Gleichwohl ist das von denselben gelieferte und sonst allenthalben so hoch geschätzte Bier einmal den dortigen Franziskanermönchen nicht gut genug gewesen, sondern haben dieselben durch ihren Abt es dahin zu bringen gewusst, das ihnen der Stadtrat ein besonderes Brauhaus einräumte, eigens vereidete Brauer darin angestellt und selbst die Brauknechte mit besonderen Instruktionen und von Andern sich abzeichnender Kleidung versehen wurden.

Der Abt ließ nun das dem Kloster eingeräumte Brauhaus auch äußerlich als dem Orden angehörig bezeichnen und setzte als Inspektor desselben einen dicken Mönch, Namens Laurentius, ein, der zwar in allen Dingen einfältig bis zur Dummheit war, allein einen so feinen Geschmack besaß, das Niemand zu diesem Amte geschickter war als er. Derselbe besuchte nun die Malzböden der Klosterbrauerei jeden Tag dreimal und jedes Mal schöpfte er mit einem mäßig großen Becher von schön poliertem Rosenholz, dessen Entstehung

Niemand kannte, eine Hand voll Malzkörner von jedem Haufen, die er langsam über die Gänge wandelnd bedächtig verzehrte. Schmeckte ihm das Malz nicht, so musste es noch länger liegen oder mit solchem, das er vortrefflich fand, so lange gemischt werden, bis es ihm mundete, und erst wenn alles Malz seinem Geschmacke genügte, durfte es in die Pfanne geschüttet und zum Brauen verwendet werden. Wie mit dem Malze verfuhr er auch mit dem gebrauten Biere selbst, erst wenn es ihm zusagte, gestattete er die Auffüllung desselben.

So geschah es, das das Klosterbier bald das Beste in der Stadt ward und Jedermann dasselbe haben wollte, die Stadtbrauereien aber bald keine Abnehmer mehr fanden. Zwar suchten die Besitzer desselben durch besseres Malz und stärkern Hopfen ihr Bier wieder in Aufnahme zu bringen, allein es gelang ihnen nicht, und so meinten sie denn, die Mönche müssten durch geheime Künste ihrem Biere den guten Geschmack zu geben verstehen. Nun hatte aber die Tochter des Klosterbrauers einmal ihrem Geliebten, einem Brauerssohn aus der Stadt, vertraut, das der Pater Laurentius oft in stiller Mitternacht die Malzböden durchwandle und dann zum Kühlstock hinabsteige, den Segen über das brodelnde Getränk spreche und dann verschiedene Male von seinem Inhalte koste. Der Brauer brachte sie also dahin, das sie ihn und einige seiner Kameraden im Klosterbrauhaus versteckte, und als der Mönch richtig wieder seine Runde machte, fielen sie über ihn her, banden ihn und schleppten ihn von dannen.

Von dieser Gewalttat ward der Abt durch ein eigenhändiges Schreiben des Bürgermeisters in Kenntnis gesetzt und von demselben verlangt, er möge dem Bruder Laurentius den Befehl erteilen, seinen so wirksamen Zauberseggen auch dem Kühlbier der übrigen Brauer zu erteilen. Demselben blieb nichts Anderes übrig, als zu dem bösen Spiel gute Miene zu machen und der arme Laurentius wurde nun von Brauhaus zu Brauhaus geschleppt, bis er aller Orten einem oder dem andern Malzstock seine Zustimmung gegeben und nach und nach alle Kühlstöcke in der Stadt gesegnet hatte. Allein ein unglücklicher Zufall wollte es, das, als nun die Gebräue aufgeschlagen wurden und hunderte von durstigen Kehlen nach diesem gesegneten Biere verlangten, es sich fand, das das ganze Bier essigsauer war. Über diese ganz entgegen gesetzte Wirkung gerieten nun die Stadtbrauherrn sehr in Schrecken und hielten sie für eine gerechte Strafe wegen ihres Frevels an der Heiligkeit des Klosters, ein Teil eilte dorthin, um für seine Sünden Vergebung zu erlangen, ein anderer aber sann auf Rache. Zu Letztem gehörte auch jener Brauerssohn, der Bräutigam der Tochter des Klosterbrauers. Dieselbe hatte ihm nämlich geraten, er möge sehen, wie er sich den Rosenholzbecher des Paters verschaffen und ihm seine Beschwörungsformel ablauschen könne, und beide beschlossen, den herumwandernden Mönch aufzulauern und ihm sein Geheimnis mit Gewalt zu entreißen.

Wie gedacht, so geschehen, der Brauer versteckte sich mit seinem Mädchen in der Nähe des Kühlstocks im Klosterbrauhaus, und als Pater Laurentius wiederum in der Mitternachtsstunde angewackelt kam, aus dem Kühlstocke kostete und seinen geheimen Spruch tat, da entriss ihm das Mädchen mit gewandter Hand den Becher und ihr Bräutigam, ein starker Bursche, hob ihn hoch empor, hielt ihn über die brodelnde Flüssigkeit und vermaß sich hoch und teuer, in hineinfallen zu lassen, wenn er ihm nicht den Segen mitteile. Der von Todesangst ergriffene Pater aber vermochte nur unverständliche Töne zu lallen, und als der junge Mann, dem seine Last zu schwer ward, seine Braut aufforderte, zuzugreifen und ihm zu helfen den Mönch wieder heraufzuheben, da packte dieser krampfhaft das Mädchen, dieses bekam das Übergewicht und stürzte kopfüber in den Kühlstock. Vor Schrecken ließ nun der Bräutigam auch den Mönch untersinken, und als er nach einigen Augenblicken gesehen, was er angerichtet hatte, folgte er freiwillig den beiden Opfern in die Tiefe. Weder er noch eins derselben kam wieder in die Höhe, nur das Gebräu wallte etwas auf.

Als am nächsten Morgen die Brauknechte kamen, um das Gebräu zu probieren, wunderten sie sich nicht wenig, das der Rosenholzbecher des Mönchs obenauf schwamm, allein sie

dachten sich nichts dabei, sondern kosteten das Bier, und dasselbe schmeckte ihnen herrlicher denn je. Bald verbreitete sich der Ruf von diesem prächtigen Gebräu in der ganzen Stadt, Jedermann wollte davon haben und man konnte nicht genug ausschenken. Allein wie wurde ihnen, als sie plötzlich in der Öffnung die drei Leichname schwimmend erblickten. Freilich schüttete nun Jeder weg, was er noch im Krüge hatte, und Alles eilte bestürzt von dannen, allein fast alle, die von diesem Jungfernbier getrunken, verfielen in eine schwere Krankheit, und das nannte man des Malzmönchs Biersegen, und wer daran starb, von dem sagte man, er sei an des Malzmönchs Nachtrunk gestorben. Von diesem Tage an aber holte kein Mensch mehr Bier aus dem Klosterbrauhaus, die städtischen Brauereien kamen wieder in Aufnahme und das Volk erzählt sich, der Malzmönch in seiner Kutte ziehe, begleitet von einer Schar Zwerglein und dem ertrunkenen Brautpaar, jeglichen Monat einmal zur Zeit des ersten Mondviertels um Mitternacht über die Malzböden aller Brauereien, koste von dem Malze mit seinem Becher und begeben sich dann zum Kühlstocke hinab, wo er seinen Segen spreche, und wo er dies tue, da gerate der Bräu, und wer ihn koste, könne nicht genug davon bekommen, bleibe er aber aus, was er zuweilen aus Bosheit tue, da verderbe das Bier, und wer es dennoch trinke, der spüre es viele Tage in seinem Körper.

Der Mann mit dem Krüge zu Görlitz

Wenn man über die Weißbrücke nach Görlitz kommt, und die Weißgasse hinaufgeht, sieht man an der Ecke des einen Hauses, zwischen dem zweiten und dritten Stocke zwei Männer abgebildet, welche einen großen Wasserkrug in der Hand halten. Über die Bedeutung dieses Bildes gibt es verschiedene Sagen. Nach der einen sei einmal die Weißgasse so angeschwollen gewesen, das sie von Görlitz bis Rothenburg die breite Bette gebildet habe, welches man jetzt die Aue nennt, in der Weißgasse sei aber das Wasser so hoch gestiegen, das jene zwei Männer aus dem Fenster des dritten Stocks sich hätten einen Krug voll Wasser schöpfen können. Andere erzählen, das Bild soll zwei Trunkenbolde darstellen, die an dieser Stelle vom Blitz erschlagen worden wären. Eine dritte Sage berichtet, es seien einmal zwei Böttchermeister ohne Wissen ihrer Frauen nach Prag gegangen um das dortige Weißbier zu kosten, und mit einem Krüge voll zurückgekommen.

Der Mönch und die Verrätergasse zu Görlitz

Die heilige Dreifaltigkeitskirche wurde früher wegen des angebauten Franziskanerklosters auch die Mönchskirche und der lange spitze Eckturm der Mönchsturm genannt. Noch heute heißt dieser Turm kurzweg der Mönch und wenn die Uhr schlägt, sagen die Leute einfach: "der Mönch schlägt". Der Mönch schlägt aber immer fünf Minuten vor dem eigentlichen Ablauf der Stunde. Davon wird folgende Begebenheit als Ursache angegeben.

Im Jahre 1527 hatten verschiedene unzufriedene Bürger sich mit einander verschworen, den Rat abzusetzen und zu ermorden und gleichzeitig auch die Stadt anzuzünden. Die Verschworenen versammelten sich in einem Hause auf der Langengasse, in welches sie durch ein Hinterpförtchen traten. Sie kamen spät am Abend dort zusammen und blieben hier so lange bei einander, bis der Nachtwächter seinen Abgesang machte und nach Hause ging. Eines Nachts schlug aber die Mönchsuhr viel zu früh, der Nachtwächter sah jene aus dem Hause kommen und schöpfte Verdacht. Er zeigte, was er gesehen, am nächsten Morgen an, man kam den Verschworenen auf die Spur, machte ihnen den Prozess und ließ sie auf dem Fischmarkte vor dem jetzigen Stockhaus hinrichten.

Davon hat das Seitengässchen, in welches jene Hintertür hinausging, den Namen die Verrätergasse bekommen; ein Stein aber ist in der Mauer über der Türe befestigt, auf welchem man die Buchstaben *D.V.R.T.* (der verräterischen roten Tür) und darunter die Jahrzahl 1527 liest. Die Mönchsuhr aber ist zur Erinnerung an diese Begebenheit absichtlich so gestellt worden, dass sie seitdem immer fünf Minuten vorher die Stunde schlägt.

Der Nachtjäger

Einst kommt spät in der Nacht ein Mann von Spitzkunnersdorf nach Hainewalde. Er hört Hundegebell, sieht weit umher aufgestellte Netze, erblickt auch endlich dreibeinige Hunde emsig jagend. Er kommt etwas in die Irre, fürchtet sich gehörig, erreicht aber doch glücklich und ohne Schaden das Dorf.

Der Obelisk bei Oehna

Auf einem Bergabhänge bei Oehna unfern Bautzen steht eine Spitzsäule mit dem Buchstaben B 1725 bezeichnet; dieselbe ist von dem Ortsbesitzer D. Brescius zum Andenken an den wendischen Gott Flins, dessen Bild man hier verehrt haben soll, errichtet worden.

Der Pan Dietrich oder der wilde Jäger in der Lausitz

Der von den Deutschen zu den Wenden gekommene Dietrich von Bern zieht zu jeder Zeit nach Sonnenuntergang mit einer großen lärmenden Hundemeute unter Schießen, Heulen, Gebell, Pfeifen, Pferdegewieher und Peitschenknall in der höheren Luftregion als Jäger umher. Er sitzt bald mit, bald ohne Kopf zu Pferde, und Niemand hat an sich von ihm etwas Übels zu befürchten. Wer ihn aber neckt oder nachschreit, dem wirft er ein Stück Fleisch von gefallenem Vieh zu, was man ohne Hilfe des Scharfrichters zeitlebens nicht wieder loswird.

Bei Budissin in der Gegend des sogenannten Götterberges zieht der Pan Dietrich über den Czorneboh, man sieht ihn auch am Hochwalde, bei Rammenau in der Nähe von Bischoffswerda und im Raschützwalde, wo er über das sogenannte (mutmaßlich im 30jährigen Kriege eingegangene) wüste Dorf mit Windsausen, Schießen, Hundegebell und Menschengeschrei hinzieht.

Wenn man von dem ungefähr 1½ Stunde von Budissin gelegenen Dorfe Mönnichswalde den Fußsteig nach dem Marktflecken Wilthen hin wandelt, gewahrt man rechter Hand einen mittelmäßig hohen mit Nadelholz bewachsenen Berg, der Pan Dietrich (d.h. Herr Dietrich) genannt wird und von welchem man sich Folgendes erzählt. Es hat nämlich in den Zeiten des Faustrechts ein wilder unbändiger Raubritter, Namens Dietrich daselbst seine Burg gehabt, der die ganze Gegend umher weit und breit in Furcht und Schrecken setzte, nach vollbrachten Wegelagerungen an Sonn- und Festtagen der Jagd oblag, mit seinen wilden Gesellen schlemmte und zechte, sich weder um Gott noch Menschen kümmerte und so Tag für Tag sein rohes ungebundenes Leben fortführte. Im Leben ging ihm Alles nach Wunsch und Willen, allein nach dem Tode folgte die Strafe, indem er mit seinen Kumpanen im Früh- und Spätjahre als scheußliche Spukgestalt bald mit, bald ohne Kopf unter Begleitung von Hunden und andern wilden Tieren unter tobendem Lärm, Heulen, Pfeifen, Pferdegewieher und Peitschenknall aus seiner verfallenen Burg, von welcher jetzt nur noch in der Runde zusammengeworfene Steine, denen man keine Bearbeitung ansieht, zeugen, auszieht, im Kreise einige Meilen herum fegt, und sich dann wiederum dahin zurückbegibt und durch sein Erscheinen Krieg, Pest, Sterben, Misswuchs und andere Unglücksfälle verkündet. Dem Zuge, welchen der Tod auf einer Eule reitend beschließt, schreitet der fromme Bonifacius, der ihn oft vergeblich ermahnte, von seinem rohen wüsten Leben abzustehen, voran.

Das er sich zuweilen auf dem Löbauer Berge sehen lässt, wissen wir, allein in einem Holze, unweit Teuplitz bei Muskau, hat der Baron von Reibnitz noch im Jahre 1799 mit seinem Jäger täglich den dort sehr bekannten Nachtjäger verfolgt, und ohne etwas zu sehen, Roßtritte, Hundegebell, Hüfthörner und eine förmliche Jagdhetze kaum 40 Schritte vor sich bemerkt, ja 1827 hat dieselbe wilde Jagd ein hiesiger Teichwärter ebenfalls vernommen.

In einer andern Gegend der Lausitz wird der wilde Jäger auch der Schömbrich genannt,

wahrscheinlich im verdorbenen Volksdialekt von einem bösen Gutsbesitzer aus dem Geschlechte derer von Schönberg, gerade wie man unter demselben auch einen andern berühmten Raubritter der Vorzeit, den sogenannten eisernen Polenz versteht. Andere denken sich unter ihm den einstigen Besitzer einer Burg auf dem Hutberge bei Schönau, Bernhard von Biberstein (1228), den angeblichen Gründer von Bernstadt, der durch sein wüstes Leben sowohl seinen Untertanen als überhaupt der ganzen Umland großen Schaden zufügte, und nach einem von ihm getragenen blauen Hute (mit diesem soll er wie seine Burg auf einem früheren Altargemälde der Schönauer Kirche dargestellt gewesen sein) vom Volke Blauhütchen genannt wird. Die von ihm zusammengebrachten Schätze mögen wohl die Braupfanne voll Gold bilden, welche angeblich im Hutberge begraben liegen soll.

Nach einer andern Lausitzer Sage wäre der Pan Dietrich ursprünglich ein frommer Herr gewesen, der einst in der Kirche lachte, weil er bemerkte, das der Teufel hinter dem Altare die Namen der Schläfer auf einer Kuhhaut aufschrieben, sich aber an die Wand stieß und einen Zahn ausbrach, als er die zum Aufschreiben nicht ausreichende Kuhhaut mit den Zähnen mehr auseinander zu dehnen suchte. Durch dies Lachen war es um seine Frömmigkeit geschehen. Aus Verdruss steckte er Brotrinde in den Stiefel und trat mithin Gottes Gabe mit den Füßen. Bald darauf entführte ihn ein Teufelspferd und auf diesem durchstreicht er noch bis jetzt zum Schrecken der Menschen die Luft.

Der Schatz auf dem Hutberge

In der Nacht des Tages aller Seelen zeigen sich auf dem bei Schönau gelegenen sogenannten Hutberge große Feuergestalten von kegelförmiger Gestalt, die herum hüpfen und dabei ganz sonderbare Töne hören lassen. Dieses ist der Zeitpunkt, wo sich von der 11. bis 12. Stunde der Nacht der Berg öffnet, und dem glücklichen Entdecker eine Braupfanne voll Gold sichtbar wird, die derselbe, nachdem er zuvor die Geister der Unterwelt durch ein Opfer besänftigt, heben kann. Jener Schatz soll aber aus den Reichtümern bestehen, die hier einst ein gewaltiger Raubritter Ulrich Ruprecht gesammelt und in einem am Abhange des Berges gelegenen Felsenkeller versteckt hatte. Einst soll nun, während der Ritter in demselben in seinen Schätzen wühlte, der Böse den Zugang, den niemand weiter kannte, versperrt haben, und der Geizhals, dem der Ausgang verschlossen war, musste nun bei seinen Schätzen verhungern.

Der Schatz auf dem Oybin und die Sage von der ersten Bebauung des Felsens

Im 13. Jahrhundert besaß Qual, Freiherr von Berka, unweit Leippa in Böhmen eine Herrschaft, zu der damals alles Land von Leippa aus bis gen Zittau gehörte, das größtenteils aus ungeheuren Waldungen bestand. Einst verfolgte folgte ein Jäger des Ritters, Owate¹ genannt, mit etlichen Knechten einen Bären, der bis in die Wälder, welche jetzt die Grenze der Lausitz ausmachen, flüchtete. Sein Weg führte ihn auf unsern Sandsteinfelsen: die Jäger ihm nach, und da wo die breiteste Anhöhe des Felsens sich gen Süden hinneigt, erschlugen sie den flüchtenden Feind mit lautem Jauchzen. Die Jäger waren entzückt von der Aussicht auf diesem Berge, und riefen zurückgekehrt ihrem Herrn, dort eine Veste zu erbauen, allein derselbe ließ im J. 1211 daselbst nur erst ein hölzernes Jagdhaus errichten. Ungefähr 20 Jahre später legten die Herren vom Burgberge bei Zittau hier ein Raubschloss an und beunruhigten von hier aus die Umgegend, zwar brachen dasselbe die Zittauer Bürger wieder, allein es ward 1312 von einem Herrn von Leippa nur noch fester wieder aufgebaut. 1319 kam der Oybin in die Hände des Königs Johann von Böhmen, der ihn seiner Schwester Agnes bei ihrer Vermählung mit dem Herzog Heinrich von Jauer als Heiratsgut gab, der die Burg nun durch Vögte verwalten ließ, welche das Räuberhandwerk abermals hervorsuchten. Am 8. Dezember 1343 fiel die Veste in die Hände des Herrn von Michelsberg, der sich bald zu einem der gefürchtetsten Raubritter des ganzen Landes machte. Allein Karl IV. von Böhmen, dieses Unwesens müde, eroberte die Burg 1349 nach tapferer Gegenwehr, und

wenige der Räuber entgingen dem Tode, das Felsennest aber ward zerstört. Im Jahre 1369 ward endlich hier ein Cölestinerkloster errichtet, das erst 1568 wiederum einging, und dessen Ruinen noch heute diesen Ort zu einem der romantischsten Punkte der ganzen Oberlausitz machen.

Es lässt sich denken, dass so viele Besitzer dieses Ortes, welche nur vom Raube lebten, sowie angeblich auch die Klosterbrüder große Schätze aufhäufeten, die sie in der Erde verbargen, um im Falle der Not von ihnen Gebrauch zu machen. Plötzlicher Tod oder andere Umstände verhinderten es, das ihre früheren Herren ihre Absicht ausführen konnten, also liegen sie noch hier in der Erde Schoß und warten, weil sie von bösen Geistern bewacht werden, ihrer Erlösung durch kräftige Bannformeln. Oft ertönt ein grauenvolles Heulen, Stöhnen und klägliches Gewinsel in der Luft, bald dröhnt es an den Ruinen des Burgturmes mit mächtigen Schlägen, Waffengeklirr wird vernehmbar und Geschrei, wie von Kämpfenden lässt sich mit gemischtem Trompetenschall und wildem Pferdegewieher hören. Ein andermal erblickt man leuchtende Flämmchen, welche den ihnen Folgenden in Abgründe leiten, wo er beschädigt hinabstürzt, oder wenn es glücklich geht, in entferntere Gegenden gleichsam auf Windesflügeln von einem Wirbel gedreht wird. Bald schwirren in dunkeln Nächten scheußliche Ungeheuer mit glühenden Augen, Flammen aus dem Rachen hauchend durch die Lüfte, und bald erscheinen im halben Lichte des Vollmonds riesige Gestalten in schwarzen Harnischen mit blutroten Helmbüscheln, abwechselnd mit Männern in Mönchskutten und Frauen in alter Kleidung, vollgestopfte Wetscher tragend, die mit grauenerregenden Gesichtern, hohlen Augen und widrigen Gebärden den hierher Verirrten oder neugierigen Fremdling anglotzen und winken. Bald stürzen wunderbar geformte Vögel mit krummen Schnäbeln und drohenden Fängen unter kreischendem Geschrei aus dem Wölken, kämpfen hartnäckig gegen einander und ziehen mit betäubendem Flügelschlage wieder von dannen. Nie aber hat irgend Jemand von den Spukgestalten Geschenke erhalten oder ist ihm durch sie ein Schätze bergender Fleck angezeigt worden, eben so wenig als diejenigen, welche kühn genug da selbst nach Schätzen gruben, dadurch beglückt wurden, sondern entweder verarmten oder mit lebenslänglichen Krankheiten heimgesucht wurden.

Der Schatz auf der Landskrone

Als eine Art Vorwacht des Riesengebirges erhebt sich eine Stunde von Görlitz ein hoher Berg mit reizender Aussicht; seine Gestalt mit den zwei Wipfeln gleicht der Krone des Weilands heiligen römischen Reiches und deshalb hat ihn der Volksmund die Landeskrone genannt. Einst zierten diese beiden Gipfel zwei stattliche Schlösser samt einem Meierhofe; eine alte Grundmauer an der Mitternachtsseite des Berges bezeichnet noch den Umfang des einen Schlosshofes, von dem andern, gegen Mittag gelegenen, ist keine Spur mehr vorhanden.

Es war im Jahre 952, unter der Regierung des großen deutschen Kaisers Otto im h. Römischen Reiche und während Markgraf Gero in den Gauen der Lausitz herrschte, das ein gewisser Aloys Ziscibor auf Biesnitz, ein kaiserlicher pensionierter Oberstleutnant vom Langobardischen Regiment, ein ebenso kluger als tapferer Mann, der aber in der Schlacht ein Bein durch eine große Steinkugel verloren hatte, auf den Gedanken kam, auf diesem waldumsäumten Berge sich zwei Schlösser und einen Meierhof zu bauen. Um die Baumaterialien auf den Berg zu schaffen, wurden in Biesnitz zwei ganze Jahre lang nicht weniger als zwölf große Pferde gehalten, das Bauholz führte man aus der markgräflichen Heide Stambulung mit großer Mühe durch Moraste und über Bäche herbei, die Steine brach man bei dem Dorfe Gerlois oder Gerlachs, woraus später die Stadt Görlitz entstand, viele auch an und auf der Landeskrone selbst und der Kalk wurde bei den Dörfern Hennsdorf und Lumanns- oder Ludwigsdorf von dem Bauer Marcus Sprengel erkaufte. Im Sommer des schon genannten Jahres wurden nun die Baumaterialien bis nahe an den Berg gefahren und das Holz von geprüften Zimmergesellen auf der Morgenseite der Landeskrone bearbeitet. Hundert Stöße Bruchsteine, welche größtenteils schon im Bruche zugearbeitet waren, wurden im Jahre 953 auf Schleppe, jede mit 6 Pferden bespannt auf einem besonders dazu

gebauten Wagen an der Morgenseite des Berges herauf geschleppt und man brauchte dazu nur den kurzen Zeitraum von 18 Wochen, weil die Pferde immer im Galopp den Berg herauf stürmen mussten.

Im April 953 wurde der Anfang mit dem Wohnhause in dem Meierhofe gemacht; dieses Haus ward ein Stockwerk hoch gemauert und enthielt vier Stuben und einen sehr großen Pferdestall. Nach Vollendung dieses Gebäudes fing man mit dem Bau des ersten Schlosses auf dem Gipfel des Berges gegen Mitternacht zu an. Dieses Schloss ward sehr fest gebaut, es war drei Stockwerke hoch und bekam ein italienisches oder welsches Dach. Der Bauherr gab sich nun die größte Mühe, es sehr fest bauen zu lassen, daher er aus Schlesien sehr vielen Gips holen ließ, die Mauern halb mit Gips und halb mit Kalk mauern, auch mit Zement verschmieren und mit sehr starken eisernen Bändern verankern und verriegeln ließ. Die Fenster des untern Stockwerks bekamen eiserne Stäbe, eines Mannes Arm stark. In das Schloss führten drei Türen von starken eichenen Doppelbrettern und jede Türe ward von innen mit drei eisernen Riegeln von der Stärke eines Beines verriegelt und versperrt. Die Gewölbe hatten die stärksten eisernen Türen und der Eingang wurde durch eine verborgene Art und Weise gemacht. Als nun das Schloss fertig war und die mächtigen dreistöckigen Keller gewölbt, hat dieser Oberstleutnant Ziscibor viele Nächte hintereinander alle seine silbernen und goldenen Gerätschaften, seine Armleuchter und Schüsseln, ganze Braupfannen voll klarer Gold- und Silberbarren, ganze Metzen gereinigter Gold- und Silberstücke in seine Keller bringen lassen und es ist ein Geschleppe gewesen, gar freundlich und ergötzlich anzusehen. Wie nun dies Alles so schön ausgesehen hat beim Schimmer des Mondes und beim Leuchten der Fackeln, so kann man sich wohl denken, das sich dies Alles noch weit schöner gemacht haben würde bei den Strahlen der Sonne. Als nun endlich diese Schätze geborgen waren, siehe da erhob sich am Abend darauf ein fürchterliches Gezische und Getöse in der Luft und es kam ein Wäglein mit Geiern bespannt daher gesaut, auf dem ein alter grässlich anzuschauer Mann saß. Gräulich war sein Haar anzuschauen, ein roter Mantel hüllte seine Glieder ein und von seinem Antlitz war nichts zu sehen außer ein paar Augen, die wie feurige Kohlen glühten und glitzerten. Das man nur die Augen sah, kam daher, weil er sich überall im Gesichte einen roten Bart hatte stehen lassen, den nie ein Schermesser berührt hatte. Nun erhielten alle noch arbeitenden Maurer im Schlosse den Befehl, sich sofort auf den Meierhof zu begeben und bei Leibesstrafe denselben nicht wieder zu verlassen. Der Maurermeister Johann Faust aber, ein naseweiser Bursche, der sich gern überall mehr herausnahm, als ihm eigentlich zukam, dachte, es könne ihm nicht viel schaden, wenn er zusähe, was im Schlosse vorgehe. Er ging also mutig trotz des erhaltenen Verbotes hinauf, um sich den Abriss von dem zweiten noch umgebauten Schlosse zu holen, den er in dem Vorhause auf einem Tische hatte liegen lassen. Ein Blick auf den offenstehenden Keller überzeugte ihn, dass sein Herr mit dem alten Zauberer in demselben befindlich sei und er hörte dabei Worte und Redensarten fallen, das es ihm eiskalt über den Rücken lief. Was er gehört, hat jedoch kein Sterblicher erfahren, wohl aber kam er in ganz verwirrtem und zerstörtem Aufzuge zu seinen Leuten heruntergestürzt und blieb dort mehrere Stunden in totenähnlicher Ohnmacht liegen. Kurz vor seiner Rückkehr wollten aber die Maurer im Meierhofe ein donnerähnliches Getöse vom Schlosse her vernommen haben. In der Tat ist aber auch seit jener Zeit der Eingang zu der Schatzkammer des Oberstleutnant Ziscibor verschwunden und den alten Zauberer hat ebenfalls seit jener Zeit kein Mensch wiedergesehen. Dies ist geschehen am Abend vor St. Jacobi im Jahre des Heils 954. Seit dieser Zeit ist nun aber der Schatz auf der Landeskronen gänzlich versunken. Als später die Handwerker wieder in das Schloss kamen um nun die feinen Verzierungen dort noch anzubringen, so haben sie ausgesagt, das Mittags um die zwölfte Stunde einige Male ein unterirdischer Stoß zu spüren gewesen wäre, so das alle Türen und Fenster gedröhnt und die Türglocken unwillkürlich aneinander zu schlagen angefangen hätten.

Man baute nun rüstig weiter, allein es fielen manche Unannehmlichkeiten vor, so das Jocant Faust, ein Sorbe und sächsischer Untertan, von dem Bauherrn den Abschied begehrte, ihn aber nicht erhielt. Hernach rebellierten die Handwerker, es entstanden unter ihnen Händel

und große Schlägereien, so dass Viele des Nachts davonliefen und eine große Hemmung im Bau entstand. Ziscibor suchte mit Gewalt die Arbeiter auf dem Berge zu halten, deshalb schickte er einen Boten an den Ritter Tugomir, welcher mit seinen Reisigen bei Görtsch in der Nähe von Budissin stand, mit der Bitte, ihm zu Hilfe kommen zu wollen. Dieser kam denn auch gleich nach dem Empfang dieses Schreibens zu Anfange des Monats August mit seinen Reisigen bei der Landeskrone an und besetzte sie, so dass kein Handwerker mehr entlaufen konnte. Den Sommer hindurch arbeiteten 150 Mann auf dem Berge. Die Besatzung blieb jedoch auf dem Berge bis zum Ende des Baues und da endlich Mangel an Lebensmitteln sich einstellte, so wurden die umliegenden Dörfer von den wendischen Reitern sehr geplagt, namentlich Markersdorf, Holmannsdorf (Holtersdorf), Giersendorf (Gersdorf), Eberhardsbach (Ebersbach) und Kompersdorf (Kummersdorf).

Nun fing man auch das andere Schloss zu bauen an; es wurde zwar nicht so prächtig als das erste gebaut, jedoch aber aus Steinen und Kalk gemauert und ebenso befestigt. Dieses Schloss enthielt nun aber im ersten und zweiten Stockwerk die schönsten Stuben und Kammern, im dritten aber die anmutigsten Erker und Söller. Von außen ging eine Galerie um das Schloss herum. Es stand an der Mittagsseite des Berges. Zuletzt wurde noch ein Stallgebäude und ein Wagenschuppen gebaut und der Hof mit einer Mauer umgeben. Nachdem Alles fertig war, zog der Ritter Tugomir mit seinen Reisigen in die Winterquartiere und die Handwerker kehrten in ihre Heimat zurück, ausgenommen die Tischler, welche noch viele Arbeit zu fertigen hatten. Der Zimmermeister war von Gabel in Böhmen und hieß Marcus Dorheide, der Tischlermeister war aus Prag und hieß Hans Scabino, der Schlossermeister eben daher, Franz Ziska geheißen, und der Stubenmaler mit Namen Andreas Haborvormius ein Franzose.

In der zweiten Woche vor Weihnacht zog Ziscibor mit seiner Familie in das auf der mitternächtlichen Spitze des Berges gelegene Schloss, ebenso die Familie des Herrn Zenko von Wartenberg, und 50 bewaffnete Sorben wurden als Bedeckung in den Meierhof gelegt.

Dies ist die Sage von dem Untergange des Schatzes, nach dem sich so viele Herzen seit jener Zeit geseht. Man hat zu verschiedenen Zeiten Versuche gemacht, ihn zu heben, und namentlich hat ein gewisser Reinhard Adelman, der sich selbst einen offenbaren Notarius von kaiserlicher und päpstlicher Gewalt und Freikünstler in der Kunst Nigromantia nannte, durch einen an den Rath von Görlitz abgedruckten Brief (abgedr. in d. Beschr. d. Landesk. S. 28 u.d. Datum 1447 (1647?)) sich erboten den Schatz zu heben.

Diesen Schatz können aber nur reine Jungfrauen heben und es heißt das er werde gehoben werden, wenn so viele reine Jungfrauen zusammenkämen, das der Berg durchgesägt werden könne. Daher sagt man von einer spröden Jungfrau, die nicht heiraten mag, sondern ohne Grund einem ehrlichen Burschen einen Korb gibt: "Sie will warten, bis die Landeskrone durchgesägt ist und dabei helfen!"

Einmal hat eine arme Frau mit ihrem Kinde auf der Landeskrone sich ergangen und das Kind hat gespielt und so in seiner Unschuld die Türe zu dem Schatze gefunden, ist hingegangen, hat auch seiner Mutter zugeschrien, die dem Kinde nachgegangen und so ebenfalls in das Gewölbe gekommen ist, wo sie nun sehr viel Gold und Edelsteine aufgerafft und mitgenommen hat. Sie hat aber vergessen ihr Kindlein, welches neben ihr auf der Erde sitzen geblieben war, mitzunehmen, hat auch erst zu Hause wieder an das Kind gedacht, ist zwar in großer Angst nach dem Berge zurückgelaufen, das Kind zu suchen, hat aber weder die Türe zu dem Gewölbe noch das Kind wiederfinden können. Das Geld und Gut ist bald zerronnen und hat die Mutter dann weder Geld noch Kind gehabt, was sie nicht ertragen gekonnt. Sie hat sich deshalb verzweiflungsvoll in einen tiefen Born gestürzt.

Es war am Ende des 16. Jhdt. als Jacob Böhme, der Sohn eines Landmannes aus Alt-Seidenberg, welcher in der Nähe von Görlitz bei einem wohlhabenden Bauer Hirtenstelle versah, seine Herde in der Nähe der Landeskrone auf die Weide trieb. Träumerisch, wie der

Knabe war, welcher später die Stadt Görlitz, seinen Wohnsitz im Mannesalter so berühmt machen sollte, kam er vom Wege und den Plätzen, wo das Vieh geweidet werden sollte, immer weiter ab, und wie er denn überhaupt sich gern aus der Nähe der Menschen in das Dickicht des Waldes zurückzuziehen pflegte, so dachte er auch heute nicht an seine Herde, er kletterte über bemooste Felsen, wand sich durch die dichten Gruppen der Farrenkräuter und kam so ohne es zu wollen immer höher hinauf, bis es ihm endlich einfiel, das er doch wieder zu seinen Tieren zurück müsse; er suchte nun eilig bergab zu kommen und erblickte beim Herabklettern einen offenen Eingang in den Berg, von welcher Öffnung aber er noch nie etwas gesehen oder reden gehört hatte. Rings waren Gestrüpp und Sträucher aller Art gewachsen und das Eindringen nicht leicht, doch schimmerten die roten Steine vor der Höhle zu lockend für den neugierigen Knaben, das er nicht hätte versuchen sollen, in das geheimnisvolle Innere zu dringen. Nach einiger Zeit gelang es ihm endlich. Allein wie staunte er, als beim Eintritt ihm eine Bütte aufstieß, deren Inhalt bei genauer Betrachtung sich als pures, reines Gold erwies. Anfangs starrte der Knabe regungslos auf den kostbaren Schatz, dessen kleinster Teil hingereicht haben würde, ihn und seine mühsam ihr Leben fristenden Eltern zu wohlhabenden Leuten zu machen. Schon streckte er die Hände aus nach der Bütte, da fielen ihm auf einmal alle die Spukgeschichten ein, die er als Kind von Bergegeistern und Kobolden gehört hatte. Er stürzte eilends fort aus der gefährlichen Nähe des verlockenden Goldes, drängte sich blindlings durch die hemmenden Sträucher, achtlos auf die Dornen, welche sich an ihn hakten und seine Kleider zerrissen, und lief hastigen Schrittes den Berg hinab, froh, der drohenden Gefahr entgangen zu sein, als er endlich wieder seine ruhig weidende Herde erreichte. Wohl erzählte er sein Abenteuer zu Hause, wohl versuchten Andere den Schatz zu heben, allein sie kehrten stets fruchtlos zurück, Keiner hatte den Eingang zu der verzauberten Höhle gefunden.

Der alte Postillion Matthes aus Krischa, der daselbst nach seiner Dienstentlassung noch im Jahre 1826 lebte, ging jede Johannisnacht auf die Landeskrone und erhob dort von dem Schatze des Ziscibor jedes mal soviel, als er das Jahr über brauchte. In der Gegend umher glaubten dies die Leute steif und fest, und die Weissenberger Bürger schickten einst Abgeordnete zu ihm, die ihm vieles Geld boten, wenn er sie mit dort hinauf nehmen wollte, denn die Bürger hofften so die Stadtschulden bezahlen zu können, die ihnen gar zu viel zu schaffen machten, allein er wies ihre Bitten stets zurück.

Man sagt, das wenn man in das Gewölbe hineinkomme, wo der Schatz liegt, so sehe man Ziscibor vor sich sitzen, mit einer weichen Semmel in der Hand. Der Schatz besteht aus drei Tonnen voll geprägter Münzen. In der einen Tonne liegen die Goldstücke, in der andern die harten Thaler und in der dritten die kleine Münze. Wenn man nun drei ganz schwarze Tiere, an denen kein weißes Härchen sein darf, nämlich eine Katze, einen Ziegenbock und einen Hund bekommen könne, so wäre der Schatz leicht zu heben. Denn wenn man mit diesen auf der Landeskrone ankomme, so werde sich die Türe von selbst auf tun und man könne dann nehmen, soviel man wolle. Beim Weggehen aber müsse man sich hüten, einen Blick rückwärts zu tun, wenn auch das Kettengerassel noch so furchtbar sein sollte.

Nach einer andern Sage soll dem der Schatz zu Teil werden, welcher in der heiligen Christnacht, während die Orgel in der Peterskirche mächtig ertönt, die Peterskirchschlüssel nimmt, auf die Landeskrone geht und gerade zu der Minute die Höhe erstiegen hat, wenn der erste Glockenschlag der Mitternachtsstunde vom Turme in Görlitz erschallt. Dann wird er ein Schlüsselloch finden und mit den Schlüsseln der Peterskirche die Höhle aufschließen können. Doch soll bis jetzt ein Versuch der Art noch Niemandem geglückt sein.

Der Schatz im Kirschauer Raubschlosse

Südlich von Budissin, ungefähr 2½ Stunden, liegt in reizender Gegend unfern des Dorfes Kirschau auf einer Anhöhe die Ruine der alten Raubburg Kirschau. Am meisten tritt von den noch vorhandenen Mauerüberresten das Haupttor der Burg hervor. In diesen Ruinen ist es zu Anfange des Frühjahres und Herbstes angeblich nicht ganz geheuer, denn man will zu

dieser Zeit dumpfes Gewimmer, starkes Waffengeklirr, heftiges Kettengerassel, aber auch gellendes Gelächter, wilden Gesang und lauten Becherklang hier gehört haben. Seltener ist aber etwas zu sehen gewesen, doch haben sich auch furchtbare verummte Gestalten erblicken lassen, welche im Schlosse die Runde machten, und dann plötzlich wieder verschwanden. Dies alles hat schon seit Jahrhunderten die Aufmerksamkeit mancher Bewohner der Gegend auf sich gezogen. Unter den Trümmern des alten Raubschlosses soll auch ein unermesslicher Schatz aus Gold und Edelsteinen ruhen. Obgleich gedachter Schatzkessel von mächtigen Geistern bewacht wird, nämlich von einem schwarzen furchtbaren Ritter mit einem blutroten Helmbusche auf dem Haupte und einem mächtigen, von Menschenblut rot gefärbtem Schwerte in der Hand, und von einem nimmer schlummernden Falken mit eisernem Schnabel und panzerfestem Gefieder, so ist es doch nicht im Bereiche der Unmöglichkeit, ihn zu heben, und dann zu seinem Nutzen anzuwenden. Derjenige, welcher den Schatz heben will, muss in der Nacht vom 22. zum 23. Februar geboren sein, am Tage Petri Kettenfeier oder den 1. August in drei auf einander folgenden Jahren das heilige Abendmahl genossen haben, und sich genau die Zauberformel merken, welche er in der heiligen Christnacht träumen wird. Dies ist aber noch nicht alles. Der vom Schicksal zur Erhebung des Schatzes bestimmte hat nun in der Nacht von Petri Kettenfeier sich auf die oben angegebene Landstraße von Budissin hinter dem Dorfe Postwitz zu begeben, einen schwarzen Kater, eine schwarze Schlange und einen schwarzen Hahn zu schlachten, das Blut mit Bilsenkrautasche zu vermischen, sich damit Gesicht und Hände zu waschen, und dann dreimal die Zauberformel nach der Burgruine zu aussprechen. Hierauf wird ein Wunder geschehen und alles was ihm befohlen wird muss er verrichten, wenn er nicht den Schatz wieder verschwinden oder gar sich misshandelt oder verstümmelt sehen will.

Noch ist der Schatz nicht gehoben nach zwei Versuchen die missglückten.

Im Jahre 1602 wagte es ein Bauer mit Hilfe seines Sohnes diesen Schatz zu heben, und begann auch die Beschwörung, welche nach Aussage seines Sohnes in so weit glückte, das sich der Berg öffnete und der Kessel sichtbar wurde, allein da der gute Landmann von der Zauberformel etwas vergessen hatte, oder dieselbe nicht gehörig aussprach, erschien ein schwarzer furchtbarer Ritter mit blutrotem Helmbusche, Feuer flackerte aus der Erde und eine schauerhafte Stimme rief: "Wehe, wehe Dir und Deinen Taten!" Ein Donnerschlag erfolgte, der Schatz verschwand, der Sohn ergriff die Flucht, und den Vater fand man am andern Morgen mit umgedrehtem Halse und schwarzem Gesicht in dem sogenannten Schlossgarten entseelt liegen.

Im Jahre 1607 ward ein zweiter Versuch gemacht durch einen gewissen Karl Lende aus Budissin, einen jungen Mann, der auf leichte Weise zu Reichtum und Ansehen gelangen wollte. Allerdings war er erst 18 Jahre alt, allein da seine Geburt wirklich in der Nacht vom 22. zum 23. Februar erfolgt war, er auch in der letztvergangenen Christnacht die fragliche Zauberformel geträumt und sich wohl eingepägt hatte, so ging er mutig ans Werk. Einen schwarzen Kater, eine schwarze Schlange und einen schwarzen Hahn hatte er sich verschafft, und sich dazu blecherne Büchsen machen lassen, welche so eingerichtet waren, das man die Tiere ohne Gefahr schnell töten konnte. Vom Kirchhofe hatte er selbst sich Bilsenkraut mitgebracht und dieses gut getrocknet, so dass es an Ort und Stelle schnell in einer Blendlaterne zu Pulver gebrannt werden konnte. Mit der Nacht in den Ruinen angelangt, schlachtete er die Tiere, verbrannte in seiner Blendlaterne das getrocknete Bilsenkraut, mischte das Blut und die Asche wohl durch einander, und bestrich zitternd Gesicht und Hände. Glücklicher Weise verlieh ihm dieses seltsame Waschen eine wunderbare Kraft und Freudigkeit und alle Furcht zerrann, denn sonst wäre es ihm wohl kaum möglich gewesen, die Zauberformel fehlerfrei auszusprechen. Sobald das letzte Wort ausgesprochen war, sah er sich vor einer offenen Pforte. Er schritt hinein und war in einer von hellem Kerzenschein erleuchteten Höhle, in deren Mitte ein steinerner Tisch stand. Auf ihm lag ein blankes Schwert und neben diesem stand ein Helm mit schwarzen Federn verziert und stark vergoldetem Visier. Vor ihm aber stand plötzlich eine schöne Jungfrau mit

glühenden Wangen und purpurnen Lippen. Ihr wallendes Haar von blonder Farbe zierte ein mit Edelsteinen reich ausgeschmücktes Diadem, um ihren zarten schneeweißen Hals perlte eine goldene Kette, und den schlanken Körper verhüllte ein langes schneeweißes Gewand. Schweigend trat sie zum Tische, nahm den Helm, überreichte ihn dem Jünglinge und als er ihn aufs Haupt gesetzt, reichte sie ihm auch das blanke Schwert und rief ihm freundlich zu: "folge mir nach!"

Dieselbe schritt nun durch einen sehr langen Gang, der endlich in einen von hohen Mauern umgebenen Schloßhof führte und zu einer sehr langen steinernen Spitzsäule. "Rette mich", rief bittend die Jungfrau, "schlage dreimal mit dem Schwerte an diese Säule, bekämpfe den darunter verbannten Ritter, und gib dem auf dem eisernen Goldkessel sitzenden Falken das Blut der Person zu trinken, auf deren Arm er sich setzen wird." Ohne zu zögern schlug Karl dreimal an die steinerne Spitzsäule, das laut das Schwert erklang und helle Funken sprühte, die Säule stürzte in Stücke zusammen, ein großer eiserner Kessel mit Gold und Edelsteinen gefüllt, ward sichtbar, vor ihm aber stand mit gezücktem Schwerte ein schwarzer furchtbarer Ritter, einen blutroten Helm mit fliegenden Federn auf dem Haupte, um seine Schultern hing eine goldene Ritterkette, und auf dem strahlenden Schilde, der auf dem Kessel lag, saß der Falke und wetzte seinen eisernen Schnabel auf dem ehernen Gefieder. Karl schaute nach der jungen Frau, und indem er sein Schwert gegen den Ritter schwang, währte er seinen Gegner mit einem Schlage niederzustrecken, allein dieser ließ ebenfalls sein Schwert durch die Lüfte streichen, der Falke schoss pfeilschnell nach der Jungfrau hin und setzte sich auf ihren Arm. Als dies Karl sah, entfloß seinem Munde ein Angstschrei, das Schwert entglitt seiner Hand, und ein zweiter Schwertstreich des schwarzen Ritters lähmte seinen Arm. Besinnungslos stürzte er nieder, als er aber wieder zum Bewusstsein kam, hörte er noch aus der Ferne den klagenden Gesang der Jungfrau, deren Blut er nicht hatte vergießen wollen, von dem Ritter, dem Schatze und dem Falken war jedoch keine Spur zu entdecken. Als aber die ersten Strahlen der Sonne die Gipfel der Berge erleuchteten, da verstummten auch die letzten Töne des Gesanges, er selbst aber ward nur durch seinen für immer gelähmten Arm daran erinnert, das er nicht geträumt habe, da er jedoch die Zauberformel gänzlich vergessen hatte, konnte er sein Wagemstück nicht noch einmal unternehmen.

Der Schatz in der Mönchskirche zu Budissin

In der am 1. August 1401 durch Flammen zerstörten Mönchs-(Franziskaner-)Kirche soll man zu gewissen Zeiten einen Schatz, welcher nicht unbedeutend ist, erblicken. Abends in der Mitternachtsstunde des St. Michaelstages soll, jedoch nicht alle Jahre, auf den Fensterbrüstungen dieser Kirche, welche auf die große Brüdergasse die Aussicht haben, jener Schatz sichtbar werden. Es besteht selbiger in zwei goldenen Kelchen, einer goldenen Patene, sechs silbernen Leuchtern und einem zwei Ellen hohen, silbernen, stark vergoldeten Kreuzifix. Nur derjenige, welcher sich in seinem Leben keiner Sünde teilhaftig gemacht, soll ihn zu heben vermögen, dem Tolldreisten aber, welcher sich, wie jener Pharisäer, rein von Fehlern wähnt und seine Hand danach ausstreckt, soll dieses Wagnis den Untergang bereiten. Man will diese Kostbarkeiten-Ausstellung nur dreimal bemerkt haben, zum ersten Male bei der Geburt August I., Königs von Polen und Kurfürsten zu Sachsen, das andere Mal am Tage seines Todes und zum letzten Male vor Ausbruch des 7jährigen Krieges, allein Niemandem soll, weil die Bedingung zu schwer ist, danach gelüftet haben.

Der schwarze Hund zu Budissin

In Budissin vor dem aufwendigen Laentore unfern des Gasthofes der drei Linden, nicht weit von der Stelle, wo sich ehemals linker Hand der Rabenstein befand, entsteigt in der zwölften Nachtstunde einer daselbst befindlichen Vertiefung ein großer, schwarzer, zottiger Hund, welcher durch das Tor hinein bis in die Gegend des Waisenhauses, manchmal noch weiter seine Runde macht, dann zurückkehrt und am besagten Flecke wiederum verschwindet. Seine Erscheinung deutet allemal ein Feuerunglück der Stadt an, indem man vor allen

bedeutenden Bränden dieses Ungetüm bemerkt haben will. Sein Ursprung wird folgendermaßen angegeben.

Im elften Jahrhundert, als die Lausitz noch Polen gehörte, lebte in der Hauptstadt dieser Provinz ein polnischer Graf von wüster bestialischer Natur, mehr dem Heiden- als Christentum ergeben, welcher nach damaliger edelmännischer Sitte und Brauch war Bürger und Bauern zu quälen, indem er sie für Vieh bestimmt, zur Frohne hielt, sie nur Hunde nannte und nicht selten ihnen einen roten Hahn aufs Gehöfte zu setzen drohte. Als er nun ein Tages die Sache, nach seiner Art, wieder recht toll getrieben hatte, schwang er sich nach genossener Abendmahlzeit von Met berauscht auf sein Ross und jagte in toller Wut zum Lauenore hinaus. Da fiel plötzlich aus dem wunderbarlich umflorten Wolkenhimmel eine Feuerkugel herab, wovor sich der Gaul scheute, der Reiter aber ergrimmte und trotzend mit scharfen Hieben ihn zur Ordnung zu bringen bemüht war. Allein wild schnob und bäumte sich der Rappe und entledigte sich seines despotischen Gebieters auf eine so heftige Art, das derselbe herabstürzte und am folgenden Morgen mit schwarzem Gesichte und auf den Rücken gedrehtem Kopfe gefunden wurde. Der Gaul aber wurde von Niemandem mehr gesehen, und man sagt, es sei ein böser Höllengeist gewesen, der in dieser Gestalt den Grafen geholt habe, welcher auch verdammt sei, bisweilen als Hund den Menschen zu erscheinen.

Ein vor einigen 100 Jahren bekanntes Bänkelsängerlied gedenkt seiner in Folgendem:

*Der schwarze Hund, den man hier schaut,
War böhm'scher Graf mit Haar und Haut,
Des Schicksals Lust macht ihn zum Hund,
Wau, wau! bellt er bis diese Stund'.*

Der schwarze Mann bei Postwitz

Anno 1669 am 7. April am schwarzen Sonntage des Abends in der neunten Stunde gehen Christian Lehmann, Kramer, und Martin Möller, Schuster zu Budissin, vom Taubenheimer Markte heimwärts. Der letztere war ein versoffener Bruder und einer der gräulichsten Flucher seiner Zeit. Als sie beide in der Nähe von Postwitz bei Bautzen sind, kommt ein schwarzes Gespenst mit feurigen Augen und rings von Rauch umgeben querfeldein ihnen entgegen. Es hat sie auch getäuscht, als sähen sie nichts als eitel Wasser vor sich, da doch in jener Gegend sonst keines ist. Da sind sie beide in großes Schrecken geraten, aber doch ihres Weges gegangen. Martin Möller nimmt sein Messer aus dem Schubsack und wirft es weg, damit er sich keinen Schaden tue. Lehmann aber fängt an zu singen: "ach bleib bei uns Herr Jesu Christ", fährt fort: "Gott der Vater wohn' uns bei" und schließt mit dem Verse: "Auf meinen lieben Gott traue ich in aller Not". Als sie nun unter dem Gesange an dem Gespenste vorbeigeeilt und dasselbe einen Steinwurf weit überholt, sehen sich die Beiden um und werden gewahr, das alles wie leere Funken auseinander fährt und verschwindet, haben auch hernach nichts mehr gemerkt.

Der Schenkwirt zu Postwitz

Als König Matthias im J. 1611 zur Huldigung nach Bautzen kam, reiste ihm der Landeshauptmann mit den Ritterpferden, an 500 Mann stark, bis Postwitz entgegen, wohin auch der Rath schon Lebensmittel gesendet hatte. Der König hielt sein Mittagmahl am 3. September im Garten der Schenke. Der Pfarrer des Orts sprach dabei das Tischgebet und als der König ihn aufforderte, sich eine Gnade auszubitten, bat er um die Verstattung des Kelches im heiligen Abendmahl, was auch für ewige Zeiten gewährt wurde. Nun sollte sich auch der Schenkwirt eine Gnade ausbitten, aber er konnte sich im Augenblick auf nichts Rechtes besinnen. Da dachte der König: "das muss ein zufriedener Mann sein!" und ritt von dannen. Als der Zug weg war, fiel dem Schenkwirt ein, was er brauchte, und er lief den

Reitern nach bis auf die Anhöhe von Raschau. Der König hielt eine Weile sein Pferd an und sagte: "nun, Schenke, was willst Du?" Da sagte der Schenke "er müsse das Stadtbier schenken und das sei so teuer und er habe nichts davon und er bitte Se. Majestät, das ihm das Recht verliehen werde, das er aus jeder Kanne, die er den Gästen auftrage, den ersten Trunk tun dürfe". Da lächelte der König und sagte: "ja, das Recht soll er haben!" Zufrieden und dankbar kehrte der Schenkwirt um und alle seine Nachkommen bedienen sich bis auf diese Stunde des königlichen Privilegiums. Übrigens nennen in dem ganzen Teil des Lausitzer Erzgebirges die Schenkwirte diese Sitte noch heute das gebirgische Recht.

Der Semperstein

Im Johnsdorfer Tale bei Zittau ist ein Berg, der heißt der Semperstein. Er hat seinen Namen davon, dass sich im Kriege eine Wöchnerin dahin flüchtete, und dort ein Kind gebar. Die alten Slaven hatten nun aber einen Gott Zemberis, der die Erde befruchtete, und mit diesem wurde die weibliche Fruchtbarkeit in Verbindung gebracht.

Der Stein auf dem Markte in Budissin

Am 29. Mai 1405 ist von den Bürgern der Stadt Bautzen ein Aufruhr gegen den damaligen Stadtrath erhoben und derselbe vertrieben worden. Darauf haben die Empörer, unter denen besonders die Tuchmacher die Schlimmsten waren, einen neuen Rat eingesetzt. Zwar versuchte der böhmische Landvoigt auf Schloss Ortenburg die Ordnung wieder herzustellen; allein dies geschah nur oberflächlich, und der Geschäftsgang und die gewerbliche Betriebsamkeit in der Stadt lagen gänzlich danieder. Da ist der König Wenzel von Böhmen am 30. September 1408 mit seiner Gemahlin Sophie selbst nach Budissin gekommen, um Ordnung zu machen, hat beide Parteien auf das Rathaus, wohin er sich begab, beordert, und sich mit folgenden Worten auf den Stuhl des Bürgermeisters gesetzt:

"Hier sitze ich, der echte Bürgermeister, wer etwas zu klagen hat, der tue es!" Nun erschien der alte und neue Rat vor dem König, und nachdem der neue nach den deshalb angestellten Erörterungen als schuldig befunden worden war, ließ er denselben in ein Nebenzimmer führen, wo drei Henker die Schuldigen in Empfang nahmen und ihnen die Hände auf den Rücken banden. Hierauf wurden aus der Stadtgemeinde diejenigen herbeigeholt, welche am Meisten bei dem Aufruhr beteiligt gewesen waren, und eben so behandelt, wie der von ihnen eingesetzte Rat.

Als nun der König den alten Magistrat wieder ins Amt gesetzt hatte, ließ er jenen ihr Urteil vorlesen, und zwar lautete dasselbe für nicht weniger als 100 auf das Schwert. Die Verurteilten wurden gebunden auf den Marktplatz geführt, und der Henker begann sein schreckliches Amt, nachdem der König durch das ohrenzerreißende Geschrei und Wehklagen der Weiber und Kinder der dem Henkerschwerte Verfallenen sich nicht zur Milde hatte stimmen lassen.

Schon waren nicht weniger als 14 Köpfe gefallen, da rief die Gemahlin des Königs, die am Markte in dem Hause des Fleischhauers Lucas der Hinrichtung zusah, gerade als der Scharfrichter bei dem fünfzehnten ausholte: es ist genug! und ihr Gatte ließ sich durch ihre Bitten bewegen, den Übrigen das Leben zu schenken, doch mussten sie mit Weib und Kind sofort auswandern.

Auf dem Wassertroge des Budissiner Marktes befindet sich noch jetzt eine steinerne Platte, auf der angeblich die Hinrichtung stattgefunden haben soll, doch ist dies eben so wenig gewiss, als das auf dem Richtschwerte die Namen der 14 Hingerichteten eingraviert worden seien. Auf dem Rathause befindet sich nämlich letzteres noch heute, aber jene Namen sind nicht darauf.

Der Teufel in der Oberlausitz

Viele Orte beider Lausitzen haben Namen und Spuren vom Teufel. Einst wollte er von der Landskrone einen Stein auf die Peterskirche zu Görlitz schleudern, allein eine höhere Macht lähmte seine Rechte, er ließ ihn auf dem Wege dahin bei Biesig fallen und man sieht die Eindrücke der glühenden Teufelskralle noch daran. Ein anderer Stein, vom Teufel nach der Kirche zu Ludwigsdorf geschleudert, fiel ebenfalls weit vom Ziele nieder, man kann ihn bei Hennersdorf noch liegen sehen. Auf dem Gipfel des Totensteins bei Königshain hat er seine Krallen eingedrückt. Auf dem Hochsteine daselbst hat er gesessen und sich die Kleider geflickt. Man sah noch vor 1807 die Vertiefung, wo er gesessen, und andere kleinere, wo der Zwirnknaul und anderes Nähzeug gelegen, alle diese Löcher aber wurden im genannten Jahre bei Aufrichtung von Stangen zu Messungen unkenntlich. Beim Bau der Bautzner großen Mühle hat er wacker mitgeholfen, sich aber dafür einen Mahlgang reserviert. Bei Arnsdorf ist im Busche ein Ruhestein des Teufels. Zwischen Gröditz und Weicha am Löbauer Wasser in der sogenannten Stala ist in einem Felsen ein Teufelskeller, welcher bis unter den Altar in Görlitz fortgehen soll. Da der Teufel von einem Geistlichen unter den Altar gebannt ward, so entschlüpfte er durch diesen Gang.

Zwischen Plischkowitz und Kleinbautzen findet man einen aus drei Steinmassen bestehenden alten altarförmigen Felsen, welcher ein etwas irreguläres, von Osten nach Westen zu 6 Ellen langes und 9 Ellen breites Viereck bildet, jedoch von der durch und durch gehenden ungefähr eine Elle weiten Spaltung in zwei Teile getrennt wird; an der östlichen Seite dieses sogenannten Teufelssteins bemerkt man einige Stufen, und an einem wahrscheinlich sonst oben darauf gewesenen, bei der Zerstörung dieses Altars in jene Kluft geworfenen 5 Ellen langen, 4 Ellen breiten und $\frac{3}{4}$ Ellen dicken Steine sind zwei ovalrunde beckenförmige, sehr glatt ausgehöhlte Vertiefungen eingehauen, die für Eindrücke des Teufels gehalten werden. Nach der Volkssage rühren diese Eingrabungen davon her, das der Teufel auf diesem Steine seine Hosen ausbesserte, welche er einst von einem listigen Müller, mit dem er ein Bündnis gemacht, auf ein Mühlrad verlockt, beschädigt hatte, und hier seine Schere, Nadel und Fingerhut niederlegte. Nach einem andern Berichte hätte hier einmal ein Riese gesessen, der so groß war, das er von da bloß einen Schritt nach Klein-Saubernitz nötig hatte, seine Füße reichten gerade bis zu dem großen Teiche, der jetzt aber besäet ist, wo er sich dieselben wusch, seine Pfeife zündete er sich bei der Gleierschen Windmühle an, auch schleuderte er einen großen ovalen Stein, der noch vorhanden ist, bis zu jenem Saubernitz, wo auch noch der Eindruck seiner Fußtapfen zu sehen ist.

Auch bei Kamenz gibt es einen solchen Teufelsstein, eine Stunde von der Stadt und gegen 500 Schritte östlich von der Senftenberger Straße. Dieser gegen 10 Ellen hohe Granitblock diente nicht bloß zu einer Grenzscheide, sondern jedenfalls auch zum Opferaltare, und hatte eine fast froschartige Gestalt. Da wo er jetzt zum Teil abgesprengt ist, befand sich früher eine kesselartige Aushöhlung von mehreren kleinen Löchern umgeben. Man erzählt, das, als das erste Gotteshaus in Camenz erbaut werden sollte, der Teufel den Baumeister zu verführen gesucht und ihm angelegen habe, jenen Fels dazu mit zu benutzen, weshalb er ihn auch zur bestimmten Stunde an Ort und Stelle schaffen wolle, allein der Teufel hatte seine Kraft überschätzt. Er legte zwar eine große Kette um den Stein, wovon als Eindruck noch jetzt an der östlichen Seite längs des untern Teils des Steins eine Vertiefung läuft, und hob ihn in die Höhe, allein er marterte sich vergeblich damit ab, denn als mit dem Schlage 12 Uhr der Mitternacht des bestimmten Tages es ihm noch nicht gelungen war, ließ er ihn aus Verdruss wieder umfallen, so das er noch jetzt ganz schief, nach Biela zu hoch, nach Camenz zu geneigt liegt, und fuhr auf und davon. In einigen, noch vor 50 Jahren neben dem Steine vorhanden gewesenen tiefen Gruben, Erdkessel oder Teufelsgruben genannt, hat der Teufel zuweilen gekocht, und man hat dann in der Tiefe der Löcher es einem Hirsebrei gleich plappern hören, doch ist es gefährlich gewesen, Steine hinabzuwerfen. Ein Paar Hirtenknaben aus Biela, welche einst ihr Vieh daselbst hüteten, und den Teufel necken wollten, warfen Steinchen in seinen Brei, doch hat er dies sehr übel genommen, denn drei große schwarze Raben sind auf sie zugeflogen, und haben sie und ihr Vieh, welches später

lange Zeit Blut statt Milch gegeben hat, mit Flügeln und Schnäbeln so übel zugerichtet, das sie zur eiligsten Flucht ins Dorf genötigt wurden; darauf ist es lange Zeit den Hirten verboten gewesen, in der Nähe des Steines zu hüten. Auch dem Bauer, welcher das Obere des Steines absprengte, ist dies teuer zu stehen gekommen, denn seitdem hat er wenig gesunde Stunden mehr auf der Welt und von allen Bädern, die er besucht, keinen Nutzen gehabt. Dass Schätze, eine ganze Braupfanne voll Gold unter diesem Steine liegen, wird in der Umgegend als gewiss versichert, denn man hat sie oft brennen sehen, auch zuweilen Geld dabei gefunden. Doch aber soll das Nachgraben darnach sehr gefährlich sein, da man den Zauberspruch nicht kennt, wodurch der den Schatz bewachende Geist zu bannen ist, wie es denn auch denen, welche es versuchten, gewöhnlich schlecht bekommen sein soll. Einst versuchten beherzte Leute aus den obengenannten umliegenden Dörfern zur Hebung des Schatzes den Stein zu untergraben. Doch obwohl es an einem schönen Vormittage geschah, ist doch plötzlich ein furchtbares Wetter mit Sturm und Gewitter entstanden, und ein herbei springender Mann von verdächtigem Aussehen rief ihnen zu: "seht Ihr Verwegenen denn nicht, das Eure Dörfer in hellen Flammen stehen?" Erschrocken aufblickend haben die Arbeiter auch wirklich nichts als Rauch und Flammen gesehen, und sind sogleich nach ihren Orten geeilt. Doch dort angelangt, hat die Sonne freundlich geschienen, und ist nichts von einer Feuersbrunst zu bemerken gewesen, dadurch aber die Lust wiederum nachzugraben allen Umwohnenden auf immer vergangen.

Einst war der Teufel auf dem Wege, um Kneschki, d.h. kleine Herren, Junker auszusäen. Als er nun von der Bautzner Gegend aus über Wittichenau, Hoyerswerda und Senftenberg kam, um in der Niederlausitz seine Saat fortzusetzen, verlor er bei dem Dorfe Skoda bei Senftenberg einen solchen Kneschk. Ärgerlich sagte er: *to je skoda* (das ist Schade)! weil er den Junker hatte für die Niederlausitz aufsparen wollen, wo es noch an solchen mangelte, und davon hat dann jenes Dorf den Namen erhalten.

Von Schwepnitz aus, nordwestlich in der Haide befindet sich eine kleine, kaum bemerkbare Anhöhe, der Teufelsberg oder das Teufelskanapee genannt. Dieses soll der Fleck sein, auf welchen der Teufel, als er vom Himmel herab gestürzt wurde, fiel, den er alljährlich an dem Tage, wo es geschah, besucht, und daselbst seine Ruhe pflegt, da man ihn denn ganz genau im damaligen Kostüm mit zerbrochener Krone und zersplittertem Zepter schauen kann.

Überhaupt gibt es noch in Sachsen viele Ortsnamen, die auf Teufelssagen anspielen, so einen Teufelsberg zwischen der Stadt Colditz und dem Dorfe Lastau, ein Teufelsgehu, eine Crottendorfer Amtswaldung zwischen Rittersgrün und Wiesenthal mit dem Teufelsbrunnen, den Hauptquell des Erbisbaches, einen Teufelsgrund hinter Wehlen in der sächs. Schweiz, einen anderen am Hartenberge bei Roßwein, eine Teufelskluft oder die Prinzenhöhle, wo von Mosen und Schönfels sich 1455 mit dem Prinzen Ernst versteckt hatten, eine Teufelsmühle bei Pima unter dem Wilischberge, einen Teufelsstein 1½ Stunde von Johann Georgenstadt am Schwarzwasser, eine Teufelswand bei Unterblauental; Teusdorf bei Syhra unweit Frohburg heißt in Urkunden Teufelsdorf; zwischen Geithain und Colditz nördlich von der Mark Ottenhain liegt ein Teufelsgrund, in welchem das in Urkunden erwähnte Teufelsdorf gestanden haben soll; den Teufelsgraben bei Coselitz kennen wir aus unsern Sagen, bei Pima liegt ein Gut, Kleinseidewitz, das die Hölle genannt wird, denselben Namen führt ein einzeln liegendes Wirtshaus zwischen Schönau und Wiesenburg an der Mulde, die Hölle heißt ein Tal bei Johnsdorf und dem Oybin, einen Höllengrund finden wir bei Hinterhermsdorf in der sächsischen Schweiz, und bei Oberpöbel im Amte Altenberg, einen Teufels- oder Höllengrund bei Rittersgrün, Höllenstege heißt ein entlegener Teil von Posseck bei Oelsnitz, sonst gibt es noch einen Höllhammer bei Klingenthal, ein Höllhaus im Amte Schellenberg, ein Höllkruken, Amtsgut unter Lauterbach bei Oelsnitz, zwei Höllmühlen, eine bei Augustsburg, die andere bei Rochsburg, eine Höllwiese bei Blauental, einen Teufelssee hinter Arensfeld etc.

Der Teufel verführt eine Magd

Anno 1692 erschien der Teufel einer Magd des Bürgermeisters Klemstein zu Löbau in Gestalt eines grauen Männleins am Bette und überredete sie ihr Kind zu ermorden, was sie auch getan und mit dem Schwerte gerichtet worden ist.

Der Teufel will eine Jungfrau verführen

Um das Jahr 1600 ist der Satan zu einer vornehmen Jungfrau von Adel im Budissiner Kreise in Gestalt eines Weibes gekommen, hat dieselbe im Namen eines großen Herrn geprüft und sie aufgefordert, denselben in einem Busche, nicht weit vom Schlosse, zu besuchen: "der große Herr werde sie reich machen und ihr geben, was ihr Herz wünschen und begehren würde". Als nun die Jungfrau sich wunderte und zweifelte, ob es war sein möchte, da hing ihr das Weib im Namen des großen Herrn eine goldene Kette um den Hals. Wie aber das Mägdlein das Geschmeide betrachtet und dabei zufällig zur Erde gesehen, hat sie wahrgenommen, das dem Weibe eine gräuliche Klaue unter dem Rocke hervorragte, ist gewaltig erschrocken und hat in ihrer Herzensangst den Namen Jesus gerufen. Da verschwand das Teufelsweib und die goldene Kette verwandelte sich in lauter schwarze Kohlen, die zur Erde niederfielen, die Jungfrau aber ward bis zum Tod krank. Nach drei Monaten, als sie wieder genesen, ist das Teufelsweib wiedergekommen, mit Grüßen von dem großen Herrn und herrlichem Geschmeide, und wiederum nach einem Jahre zum dritten Male. Als auch da die fromme Jungfrau sich weigerte, dem großen Herrn ein Stelldichein zu gewähren, da lässt sich das Weib also vernehmen: "Törichte Jungfrau, was hast Du denn, zu verlieren an Deiner Seele Heil? Du bist ja weder recht getauft noch auch zur Seligkeit vorher bestimmt; lies dieses Buch, da wirst Du es selbst einsehen, das Du in Ewigkeit verloren bist. Ergebe Dich also dem großen Herrn, er wird Dich hier auf Erden reich machen und Dir geben, was Dein Herz wünschen und begehren möge." Darauf ist das Weib vor ihr verschwunden und hat ein Buch zurückgelassen. Das Mädchen ist aber wiederum so todkrank geworden, das ihre Eltern den hochwürdigen Pastor Frenzel zu Schönau auf dem Eigen gebeten haben, auf das Schloss zu kommen, jener Magister hat aber dem Rufe gefolgt, die Jungfrau, auch den Pfarrer des Orts beruhigt und getröstet, das Buch aber als calvinisches konfisziert, der Teufel aber ist nicht wiedergekommen.

Der Teufelsbeschwörer Pursche in Zittau

Im Jahre 1695 hat die Magd des Kaufmann Junge zu Zittau im Bette des bei diesem wohnenden Schülers Gottfried Heinrich Pursche ein zugenähtes ledernes Beutelchen gefunden. Als man es öffnete, fand man darin ein Stückchen mit Blut getränktes Papier und ein mit Blut geschriebenes Zettelchen. Auf der einen Seite desselben stand:

*"Seegen zum Festmachen
 ††† Satan Gott Juva permittere necesse est oportet
 Nagel (d.h. Teufel) der erste ist mein Schutz."*

Die andere Seite enthielt die Worte:

"Gottfried Heinrich Pursche. O Satan, ich will Dir dienen, ja ich will Dich auch lieben bis in den Tod, gib nur, das ich meine Feinde überwinden möge, hiermit hast Du mich selbst, mache mich stark, fest und unüberwindlich".

Pursche gestand, er habe zwei solche Zettel, den einen mit Tinte, den anderen mit Blut geschrieben, der erste sei verloren gegangen, den anderen habe er vor das Fenster gelegt, das ihn der Teufel holen solle. Dieser holte das Papier aber nicht, daher nähte es Pursche in ein Säckchen und trug es am Halse mit sich herum, nahm es aber ab, als er am Gründonnerstag zum Abendmahl gehen musste, und verbarg es im Bette, wo man es fand.

Er ward zum Staupenschlag und Landesverweisung verurteilt, zuvor aber in Haft genommen, um sich zu bessern.

Der Teufelsstein und der Teufelsgrund im Weißbachgrunde

Wenn man aus der Oberlausitz vom Oybin und der Lausche aus in den Weißbachgrund, der zum Teil böhmisches, zum Teil sächsisches Besitztum ist, kommt, so erblickt man an dem sogenannten Neuweg eine hohe Felsenmasse, den sog. Teufelsstein, d.h. einen von der Natur abgerundeten großen Stein in Form eines Mühlsteins, auf welchem quer über noch ein mächtiger Hebebaum, der, weil er seit undenklichen Zeiten sich hier befindet, für versteinert gehalten wird, liegt. Da nun beide Gegenstände hierher nicht von menschlichen Händen gekommen sein können, so berichtet die Sage, ein Mühlbursche habe eines Tages diesen Stein seinem Meister entwendet und durch die Hilfe des Bösen ihn mittelst dieses Hebebaumes auf jenen Felsen gewälzt, um seinen Meister zu ärgern; er habe dann nach vollbrachter Arbeit den Hebebaum obenauf gelegt, sei aber mit dem Teufel in Streit geraten und dieser habe ihn vom Felsen herabgestürzt.

Weiter in dem Grunde erblickt man auf böhmischer Seite die von Bäumen versteckte Teufelswand, durch welche der verborgene, 50 Schritt lange und 15-20 Ellen hohe, ganz schmale Zaubergang führt. Hier soll sich einst ein von einem Jäger verfolgter Wildschütze unsichtbar gemacht haben und durch jenen Gang entkommen sein.

Der Thronberg oder Kronenberg bei Ebendörfel

Der Thronberg, bei dem eine Stunde von Bautzen entfernt gelegenen Dorf Ebendörfel, welcher sonst auch Traum- oder Frageberg genannt wird, heißt auch der Kronenberg, weil er in seinem Innern 7 Königskronen bergen soll. Es saßen nämlich einst 7 wendische Könige auf seinen Steinen und schauten hinab auf ihr Land und seufzten über den harten Druck der Deutschen. Da beschlossen sie, freie Männer zu werden, das aufgebürdete Joch abzuschütteln und einander beizustehen gegen die Feinde ihrer Nation. Eine blutige Schlacht entspann sich auf dem Berge, die 7 Könige fielen im Gefechte und wurden mit ihren goldenen Kronen unter 7 Steinen dort oben begraben. Die Grabsteine sind eingesunken, aber noch zu sehen, und die Gebeine der Fürsten längst zerfallen, aber ihre goldenen Kronen, auf welchen sie die ihrigen, als sie das Schlachtfeld behauptet hatten, begraben hatten, liegen noch unversehrt da, von mächtigen Geistern bewacht.

Der tolle Junker zu Zittau

Im Jahre 1709 starb zu Zittau der Ratsherr Dr. J. Chr. Meyer, der in dem Eckhause zwischen dem Markt und der Kohlgasse gewohnt hatte. Derselbe hatte sich bei Einführung der Accise viele Härten erlaubt, und das Volk erzählt sich, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht, ja man sehe noch heute auf seinem Grabsteine in der Kreuzkirche Spuren von Teufelskrallen. Derselbe soll jede Nacht um 12 Uhr sich aus seinem Grabe erheben und auf einem Wagen von schwarzen Rossen gezogen mit auf dem Rücken gedrehten Kopfe durch die Straßen der Stadt jagen, wer ihn erblickt, der ist dem Tode verfallen.

Der Totengottesdienst in der Taucherkirche zu Bautzen

Ein Bautzener Fleischer, der sich auf dem Lande verspätet hatte, schritt an einem trüben Novemberabend auf der alten Görlitzer Landstraße seiner Vaterstadt munter zu. Als er bei der, an der genannten Landstraße unfern des Reichentores stehenden Taucherkirche anlangte, gewahrte er Licht in diesem, als Begräbniskirche benutzten Gotteshause. Er meinte aber, man habe sich mit einem Begräbnisse verspätet, und trat durch die sich öffnende Türe, um sich die Predigt anzuhören, in den geheiligten Raum ein. Seinen Hut vor das Gesicht haltend, betete er ein stilles Vaterunser und nachdem dies geschehen, trat er

näher zu einer unfern der Türe stehenden alten Frau, um mit in das Gesangbuch derselben zu sehen. Ein eigentümliches Gsumme ertönte durch das Gotteshaus und der ganze weite Raum war seltsam erleuchtet. Sein Blick streifte über die zahlreiche, seltsam gekleidete Versammlung und er gewahrte mehrere ihm wohlbekannte Personen, von denen ihm aber doch bekannt geworden war, dass sie bereits gestorben seien. Die Frau an seiner Seite winkte ihm und gab ihm deutlich zu verstehen, er solle nun das Haus verlassen. Da überkam ihn eine eigentümliche Angst, er öffnete die Tür und eilte hinaus ins Freie. Doch kaum war er hinausgetreten, so hörte er einen heftigen Knall, das Licht verlosch und von der Domkirche in der Stadt ertönte der Stundenschlag. Unwillkürlich zählte er, dabei rasch dem Stadttore zuschreitend, die Glockenschläge und siehe, es war gerade Mitternacht. In Schweiß gebadet, langte der Fleischer am Gitter des Tores an, der wachhabende Stadtsoldat öffnete auf sein ungestümes Klopfen das Pförtchen und vernahm, als sich der höchst aufgeregte und vor Entsetzen zitternde Fleischer etwas erholt hatte, aus dessen Munde die seltsame Kunde.

Der Unglücksstein bei Waltersdorf

Unter den Bergen und Felsen, die das so viel besuchte Waltersdorf an der Lausche malerisch einrahmen, ist der westlich des Ortes gelegene Unglücksstein besonders bemerkenswert. Sein Name soll aus der Zeit des 30jährigen Krieges herrühren.

Die Sage weiß von ihm zu erzählen, es sei hier einst ein Knabe, der mit anderen Jungen auf den Felsklippen gespielt habe, abgestürzt und tot aufgefunden worden.

Auch wird berichtet, es habe hier eine Magd aus Waltersdorf die Ziegen des Bauern gehütet. Dabei habe sich eine Geiß in den Felsen verstiegen. Bei den Rettungsversuchen sei die getreue Magd abgeglitten und tödlich verunglückt.

So wäre der Fels zu seinem Namen gekommen, wie die alte Kirchengalerie der Oberlausitz 1840 verzeichnet.

Der Ursprung der Stadt Lauban

So oft auch die Stadt Lauban abgebrannt ist, so blieb doch immer ein altes großes steinernes Haus verschont, dessen Besitzer jedes mal den seltsamen Namen Ziehpantz führte. Die Leute erzählten, dies sei überhaupt das älteste und in ihm der Ursprung der Stadt zu suchen; der Name aber rührte her von dem Erbauer desselben, der zugleich der Gründer der Stadt gewesen sei. – Das Haus stand in dem sogenannten Grunde, hinter der Stadtschule und dem dazu gehörigen Garten unweit des Hinter-Eingangs in das Jungfrauen-Kloster. In einer Reimchronik von Lauban finden sich folgende Zeilen:

*Zahl siebenhundert und elf Jahr,
Als Luban eine Wildnis war,
Ein Graf macht daraus eine Stadt,
die man Luban genennet hat.
Ein Jägerhaus am Berge stund,
darin der Graf ziehen kunnt,
hat da sein Lust und wilde Bahn,
drum fing er flugs zu bauen an.*

Der Veens- oder Feensmännelberg bei Ostritz

Am rechten Neißeufer auf der von Rhonau bis Niederau sich hinziehenden Anhöhe südöstlich von dem Städtchen Ostritz liegt der zu dem Dorfe Blumberg gehörige Veens- oder Feensmännelberg. Nach der Volkssage ist dieser Berg ehemals von einem von Statur kleinen Völkchen bewohnt gewesen, welches daselbst früher als die Ostritzer ansässig war, und von welchem diese, wenn sie Bier brauen wollten, meist eine Braupfanne zu entleihen pflegten. Als Erkenntlichkeit dafür wurde bei der Rückgabe der letzteren, welche stets bei einem über die Neiße führenden Steg zur Abholung hingesezt ward, eine Semmel hineingelegt. Dies freundschaftlich nachbarliche Verhältnis dauerte lange Zeit fort, bis einstmals Jemand die Danksemmel aus der Pfanne und eine Unreinlichkeit dafür hineingetan hat. Als in der Folge das Städtchen Ostritz in Besitz von Turmglocken gelangte, und die Feensmännel besonders den Ton der großen Glocke nicht vertragen konnten, haben sie den Berg gemeinsam verlassen, und ihren Weg durch die Altstadt von Ostritz, mithin von Osten nach Westen zu genommen, ihre Häupter sind bei diesem Zuge mit Melkgelten bedeckt gewesen. Noch zeigt man einen Weg zwischen zwei Häusern, den sie einschlugen. Oft wird von den dortigen Einwohnern ihrer gesprächsweise gedacht, und z.B. von Jemandem in sehr kurzen Kleidern gesagt: er geht wie ein Feensmännel, u. dergl. Im Augenblick der Sacramentswandlung in der Christnacht öffnet sich der Berg, dann sieht man eine Schar kleiner Männchen (nach Andern Greise mit langen weißen Bärten) in kurzen Kleidern in großen Goldhaufen wühlen, die dem dorthin verschlagenen Wanderer mit eintöniger Stimme zurufen: "greif einen Griff und streich einen Strich und packe Dich!" Wem nun das Glück wohl will, das er gerade in diesem Augenblicke dahin kommt, der kann sich so viel von den dort aufgetürmten Goldhaufen nehmen, als er mit einem Griff fortbringen kann, aber ja nicht mehr.

Der Veenstein bei Neudörfel

Bei Neudörfel in der Nähe von Zittau erblickt man eine Menge wild durch einander geworfener, zum Teil hausgroßer Steinblöcke, wovon mehrere eine schmale Höhle bilden. Etwa 80 Schritte davon liegt auf einer teils von Steinen, teils von der Wittiche umgebenen fruchtbaren Wiese das Veenhaus, dessen Besitzer seit Menschengedenken (seit 1521) stets der Veensmann genannt wird. Vor langen Jahren hat man einen solchen Veensmann bald auf diesem, bald auf jenem Wittich-Ufer bleichen sehen, dann ist stets das in der Nähe geweidete Vieh unruhig geworden und hat nicht fressen wollen; auch Töpfe hat derselbe bei sich stehen gehabt. Vor 300 Jahren hat hier einmal ein Wundermann wie ein Einsiedler gelebt, der das Orakel und der Helfer der ganzen Umgegend gewesen sein soll.

Der vergrabene Schatz bei Löbau

Unweit des ehemaligen Galgens auf dem Löbauer Berge sollen die Franzosen nach der Schlacht bei Bautzen eine Kriegskasse Napoleons begraben haben. Im Volke ist sogar die Entfernung vom Galgen bekannt, leider aber nicht die Himmelsrichtung. In den zwanziger Jahren sind Holzhacker von einem Fremden nach der Lage des Galgens ausgefragt worden, woraus man sogleich schloss, dass dies ein mit Hebung des Schatzes betrauter Franzose gewesen sei.

Der Wassermann in der Lausitz

Der Wassermann, Nykus genannt, sowie seine Gemahlin verlocken an See und Flüssen die Vorübergehenden zum Baden und ertränken sie sodann. Er tut dies auch mit Jedem, der in seinen Bereich kommt, denn er muss alle Jahre seine gewisse Anzahl Opfer bekommen, es seien nun Menschen oder Tiere. Wenn seine Frau an dem Ufer der Gewässer Wäsche trocknet, so ist regnerische Witterung und großes Wasser zu erwarten. Er erscheint in einer von einem Menschen in nichts unterschiedener Gestalt, und ist er auf trockenem Lande, so

ist er unkräftig und man kann ihn gefangen nehmen und zu einem Diener machen. Mit seiner Frau zeugt er auch Kinder und diese gehen mit den Kindern der Menschen um. Die Töchter kommen auch wohl zum Tanze und verlieben sich in die hübschen Burschen. So kamen z.B. die Töchter des Wassermannes, wenn in der Schenke zu Lohsa (in der N.L.) Musik war, vor alten Zeiten auch immer dahin und tanzten ohne Scheu mit den jungen Burschen. Sie waren sehr schön und dabei hübsch geputzt und von den andern Mädchen nur dadurch zu unterscheiden und als Töchter des Wassermannes zu erkennen, das ihr Rock stets einen nassen Saum hatte. Die eine verliebte sich in einen Burschen, welcher der schöne Georg hieß, ebenso er sich in sie, aber er scheute sich doch, in ihre Wohnung mitzugehen. Der Wassermann hatte aber damals seine Wohnung in dem an der Spree gelegenen und der Herrschaft gehörigen Teiche, welcher den Namen Ramusch führt und durch den jetzt der Fluss geleitet ist. Er begleitete seine Geliebte öfters bis hierher und ging auch endlich mit ihr. Der schöne Georg erzählte hierauf, sie habe, als sie zu dem Teiche gekommen, eine neue Gerte genommen und damit ins Wasser geschlagen. Dieses habe sich nun geteilt und sie wären auf einem schönen grünbegrasten Wege zu der Wohnung des Wassermannes gekommen und in dieselbe hineingegangen. Dort wäre es sehr schön gewesen und man habe ihn außerordentlich gut aufgenommen etc.

Den Wassermann, sowie seine Frau erkennt man, wenn sie sich in Menschengesellschaft begeben, auch an ihren tiefenden Gewändern, und Ersterer trägt außerdem ein rotes Käppchen auf dem Kopfe, Letztere dagegen rote Strümpfe an den Füßen. In der Zittauer Gegend sitzt er im ersten und letzten Mondviertel an den Ufern der Flüsse und zwar an Stellen, wo sie langsam fließen, tief sind und nicht rauschen. Sein Aussehen ist hässlich, er ist sehr bleich von Gesicht, und hat schwarze, lange bis auf die Schultern herabhängende Haare. Gekleidet ist er vom Fuß bis zum Kopfe in braungelbes Leder, das aus lauter kleinen Fleckchen zusammengesetzt ist. Diese pflegt er beim Mondenschein laut zu zählen, wobei er sich mit den Händen klatschend auf die Beine schlägt. An diesem Tone erkennt man ihn. Neugierige und Vorwitzige, die von dem Tone gelockt sich ihm näherten, sahen ihn dicht am überhängenden Borde sitzen und suchten ihn durch einfallendes Mitzählen und Klatschen zu unterbrechen. Er stürzte sich überschlagend ins murmelnde Wasser, ohne das ihnen etwas geschah, dafür aber hatten sie das unangenehme Vergnügen, das sie nunmehr alle Nächte das Klatschen und Zählen vor ihrer Wohnung mit anhören mussten, bis es sich traf, das sie vor Ärger und Angst wieder einmal mitzählend einfielen, worauf sie ein lautes Gelächter vernahmen und fortan nicht weiter in ihrer Ruhe gestört wurden.

Der wilde Jäger bei Löbau

1) Ein Mann ging in einer stürmischen Nacht von Löbau nach Lawalde. Plötzlich hörte Wind und Regen auf und der wilde Jäger mit Hörnerschall und Hundebellen sauste über ihn dahin. Der Mann warf sich aber schnell mit dem Gesichte zu Boden, indem er der Sage eingedenk war, das, wer den wilden Jäger gesehen, über ein Jahr tot sei, und entging so der drohenden Gefährdung.

2) Als ein anderes Mal im Spätherbst der Pan Dietrich seinen Umgang auf dem Löbauer Berge hielt, und über einen von Bernstadt kommenden Fuhrmann durch die Luft wirbelte, stürzte dem armen Mann ein Pferd nieder, und das andere erlahmte, so das er den Morgen erwarten musste, wo ihm erst Hilfe wurde.

Der wilde Ruprecht auf dem Hutberge

Auf dem Hutberge bei Herrnhut ist's nicht geheuer. In der Walpurgisnacht hört man ein schreckliches Tosen in der Luft und sieht allerhand riesenhafte Gestalten daher ziehen. Das ist der ruhelose Geist eines wilden Raubritters; der hatte einst dort eine große Burg, deren Trümmer noch heute sichtbar sind. Sein Name war Ulrich Ruprecht. Er legte große Keller im Berge an, wo er seinen Raub zusammentrug, und einen großen Schatz sammelte, der noch

zu heben ist. Ein unterirdischer Gang setzte sein Schloss in Verbindung mit Bernstadt, wo sein guter Freund und Helfershelfer Bernhard Dietrich hauste. Als er einst in seinem Keller saß und im Golde wühlte, kam der Teufel und mauerte die Kellertüre zu, dass er bei seinen Schätzen elendiglich umkommen musste.

Der Wundervogel auf der Lausche

Auf der Lausche bei Zittau zeigt sich, wie wohl äußerst selten, ein Vogel von gar wunderlicher Gestalt: Ständer gleich einem Storch, Kopf und Schnabel wie ein Lämmergeier, große Fittiche wie ein Fregattvogel, und einen Schwanz wie der Sekretär habend, von überaus buntfarbigem, wunderschönem Gefieder. Dieser seltene Vogel ist nichts mehr und nichts weniger als ein von einem bösen Zauberer in einen Vogel verwandelter Prinz. Dieser Prinz war aus dem Böhmerlande, eben so schön von Gesicht als reizend von Gestalt, in allen Künsten und Wissenschaften seiner Zeit erfahren, menschenfreundlich und wohlthätig, kurz das vollkommene Muster eines Fürsten, nur ein etwas zu eifriger Freund der Jagd.

Eines Tages jagte er nach der Mittagsstunde in der Nähe der Lausche. Da begab es sich nun, das ein gewaltiger Adler in der Luft kreiste, der Prinz sendete von seinem Bogen einen fern treffenden Pfeil nach ihm, und aus den Wolken herab stürzte der König der Vögel, und fiel in den auf der Lausche damals befindlichen Garten eines Zauberers, welcher unglücklicher Weise in einer Laube daselbst sein Mittagsschläfchen hielt. Wütend über das Getöse, welches der Adler in seinem Falle verursachte, und über den Schaden, den das herabstürzende schwere Tier in den Blumen und Gesträuchen des Gartens verursacht hatte, eilte der Zauberer aus demselben, und als er den Prinzen vor sich sah, berührte er ihn mit seinem Zauberstabe und rief: "sei einer des Geschlechts, wovon Du einen getötet, so lange bis Dich ein Jäger, der seiner Herrschaft nie etwas veruntreut hat, erlegt!"

Der Zauberer Caspar Dulichius

Im Jahr 1642 war ein gewisser Caspar Dulichius Pfarrer zu Camenz, er führte aber ein so wenig geistliches Leben, war so streitsüchtig und narrenhaft, das man ihn schon nach einigen Jahren wieder absetzte. Nachdem er zehn Jahre in der Irre herumgezogen war, kam er nach seiner Rückkehr nach Camenz aus irgendeinem Grunde ins Gefängnis auf den sogenannten Pulsnitzer Turm. Da kam es aber heraus, das er mit den leibhaftigen Teufel im Bunde war, denn am 7. Oktober 1652 war er bei verschlossenen Türen vom Turme gestiegen und hatte mit mehreren Personen auf der Straße gesprochen und doch am andern Morgen sich wieder in seinem Gefängnisse befunden. Dazu kam das Gerücht, das er in Wien zur katholischen Religion übergetreten sei, und sein eigenes Geständnis, das er eine Nuss besitze, vermöge welcher er sich unsichtbar machen könne, sowie das ein von Haaren geflochtener Kranz ihm die Herrschaft über die Geister des Schattenreiches verleihe. Man schritt daher zur Inquisition und verschickte die Akten an den Leipziger Schöppenstuhl, welcher auf die Tortur erkannte, um ihm das Geständnis seines Bundes mit dem Teufel abzapressen. Aber schon bei dem Anblick der Marterinstrumente erklärte der Delinquent, er bekenne, das er einen Bund mit dem Teufel gemacht habe, auch mit dessen Hilfe vom Turme herabgestiegen sei. Er wiederrief zwar seine Aussage am 6. November 1654, es half ihm aber nichts, er wurde am 8. Juli 1655 auf dem Markte in Camenz öffentlich mit dem Schwerte hingerichtet.

Der Zwerg bei Hörnitz

Unweit der Stadt Zittau beim Dorfe Hörnitz liegt ein von Porphyr Schieferstücken wild zusammengeworfener mittelmäßig hoher Berg, von welchem man sich folgende Sage erzählt. In der Geisterstunde vom 14. bis 15. Januar d.i. in der Nacht vor St. Vitus, entsteigt diesem bemoosten Felsen unter Donner und Blitz ein äußerst ungestalteter Zwerg mit dickem Kopfe, roten Triefaugen, Säbelbeinen und zwei gewaltigen Höckern auf dem Rücken,

welcher in der linken Hand einen mit Edelsteinen reich besetzten goldenen Becher, in der rechten aber einen großen Erdmolch hält, und wo denn, im Falle er ihn in den Kelch taucht und aus demselben eine blaue Flamme entsteigt, die Umgehend Brandunglück trifft; wenn hingegen selbigem Blut entquillt, so ereignet sich in der Gegend eine Mordtat. Der Zwerg dreht übrigens den Kopf bald auf diese, bald auf jene Seite, öffnet den Mund, als wenn er sprechen wolle, stampft mehrere Male mit dem Fuße auf einen gewissen Fleck des Berges, und verschwindet mit einem Seufzer unter Donner und Blitz beim ersten Hahnenrufe. Er kann, da er warnt und Niemandem je geschadet hat, nicht böseartig sein, scheint jedoch wohl etwas geiziger Natur zu sein, indem noch nie bekannt geworden ist, dass er Jemandem etwas geschenkt habe.

Des Büttels Flasche zu Bautzen

Im Mittelalter bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts war es eine gewöhnliche Strafe für zänkische Weiber, die sich mit Worten und Werken gegen einander vergangen hatten, durch die Stadt die sogenannten Schandsteine tragen zu müssen. Weil nun dieselben in Bautzen die Form einer runden Flasche hatten, die an einem eisernen Kettengeschmeide um den Hals der Delinquentin gehängt ward, so nannte man diese Strafe das Flaschetragen oder das Trinken aus des Büttels Flasche. In Bischoffswerda wurden im Jahre 1648 zwei solche Flaschen oben an das Rathaus gehängt, in Budissin aber hingen sie an der Ecke des Gewandhauses über dem Pranger. Am 13. Oktober 1678, wo ein Bettelweib die eine Flasche von Stein, welche an der Waage hing, am Halse drei Mal ums Rathaus tragen musste, während ihr der Gerichtsdienner voranging, scheint diese Strafe zu Budissin zum letzten Male angewendet worden zu sein. Auf dieser Flasche waren zwei Weiber abgebildet, die sich gegenseitig zankten und drohten, und über ihnen stand der Vers:

"Wenn sich Magd und Weiber schlagen, müssen sie die Flaschen tragen."

In Oschatz konnte man noch im Jahre 1813 an der Giebelseite des Rathauses über dem Pranger die 1526 verfertigten steinernen Flaschen sehen.

Die beiden Zauberer

Geht man auf dem geraden Wege von Budissin nach Neschwitz, so gelangt man, nachdem man das Gasthaus „Der schwarze Adler“ und das zum Posthorn passiert hat, in ein kleines Birkenwäldchen, wo man rechter Hand eine große Steinwacke gewahrt. Als dies Wäldchen noch ein großer Wald war, voll von Bären und Wölfen, wohnte dort ein alter heidnischer Zauberer, welchem die Erd- und Feuergeister zu Diensten waren. Seine Macht benutzte er dazu, Schätze über Schätze aufzuhäufen, an deren Anblick er sich weidete.

Zu gleicher Zeit lebte nicht weit davon ein anderer jüngerer Schwarzkünstler, dessen Befehlen nur die Wassergeister gehorchten, und dem der Meister der Gnomen und Salamander grollte, drohte, wo er wußte und konnte, ihm zu schaden bemüht war und endlich im bösen Herzen gar seinen Untergang beschloß. Nun trat jener einst, gleich einer Flußgrotte, in des Alten Wohnung, von dem er wider Erwarten freundlich aufgenommen wurde. Ein Mahl, welches Erd- und Feuergeister bereitet hatten, wurde aufgetragen, wobei das weibliche Geschlecht derselben die Becher kredenzte.

Während nun die Becher weidlich geleert wurden, entspann sich zwischen den beiden Magiern über ihre Wissenschaft ein Streit. Ungemütlich ward daher der Gebieter der Erd- und Feuergeister und vergessend aller Pflichten der jenem erwiesenen Gastfreundschaft, anzüglich gegen den Jüngern, welcher, kalt wie sein Element, sich vergebens bemühte ihn zu beschwichtigen. Da warf der Alte endlich gar seinen Gast zur Türe hinaus, schleuderte ihm gar manches irdenes Gefäß nach und hetzte seine Feuergeister gleich einer Horde Hunde ihm nach.

Das darüber auch dem Jüngern die Galle überlief, wird wohl niemanden, der nicht Fischblut besitzt, befremden. Er beschloß daher, augenblicklich Rache zu nehmen. Die Fenster des Himmels öffneten und die Brunnen der Erde ergossen sich. Von oben und unten, wie von allen Seiten, strömten die Wasserwogen, Teiche und Seen durchbrachen ihre Dämme und unbezähmbar tosten die wilden Wogen. Da erbebte, vielleicht das erste Mal in seinem Leben, der sonst furchtlose Alte, wohl, jedoch zu spät einsehend, das das Wasser das furchtbarste aller Elemente sei. Donnernd herrschte er seine Geister an, welche ihr Möglichstes taten, allein eben so wenig als der Korporalstock Mut und Patriotismus zu erzwingen vermag, vermochte sein drohender, beschwörender Ruf die heran flutenden Wellen, welche Erdwällen und Feuerbränden spotteten, zu bändigen.

Ertränkt wurde er, verschlämmt seine Schätze, und da, wo sie sich befinden, bildete sich jene Steinmasse, welche man noch jetzt sieht, und die unermessliche Reichtümer birgt.

Die Bierglocke zu Zittau

Früher ward zu Zittau allabendlich um 9 Uhr die sogenannte Bierglocke angezogen, welche das Recht hatte, das sich ein Jeder, er mochte sein, wer er wolle, nach Hause aus den Bier- und Schenkhäusern begeben musste, wurde aber Jemand von den herumgehenden Circulmeistern noch darin angetroffen, so ward er sogleich in Arrest geführt und kam nicht eher los, bis er nebst dem Stockgeld 12 gute Groschen Strafe erlegt hatte, der Wirth aber, der ihn nach gehörter Bierglocke noch sitzen ließ, hatte allemal noch ein neues Schock Strafe zu zahlen.

Die Bierpfütze bei Ostritz

Zwischen Ostritz und Hirschfelde am sogenannten Läufehübel (d.h. Pfützenhübel, von *luza*, Pfütze) ist eine Stelle, die heißt bis auf den heutigen Tag die Bierpfütze. Das kommt daher, das einstmals daselbst die Görlitzer den Zittauern eine ganze Ladung Bierfässer weggenommen und in Stücke geschmissen haben, weil sie nicht dulden wollten, das die Zittauer ihr Bier auf Görlitzer Gebiet brächten und da verkauften, denn es war ein altes Recht der Görlitzer, das im ganzen Umkreis der Stadt kein fremdes Bier gezapft werden durfte. Aus diesem Ereignis hat sich nachmals eine lange Fehde zwischen den beiden Städten, genannt der Bierstreit, entsponnen. In dieser Fehde erwarben die Zittauer den Spottnamen Kuhlreiter, weil sie den Görlitzern das Vieh wegtrieben.

Die blauen Steine

Die Legende geht bis ins 14. Jahrhundert zurück und besagt das Katastrophen, Krankheit und Kriege vor dem Gebiet (südliche Oberlausitz) der blauen Steine aus Ehrfurcht halt machen.

Mit "Blaue Steine" ist das Basaltgestein der südlichen Oberlausitz gemeint oder einzelne markante Erhebungen wie z.B. die Lausche - so berichten Einheimische. Aber sei dieses wie es sei - die Legende lebt auch heute noch.

Aber jeder Oberlausitzer aus dem südlichen Teil seiner Heimat kann darüber erzählen und glaubt daran.

Die Bluttöpfe hinter dem Altar in Lauban

Als die Hussiten in die Stadt einbrachen, haben sich die frommen Bürger in die Kirche begeben und ein *Salve Regina* angestimmt. Da sind die Hussiten eingedrungen und haben ihnen allen, Priestern und Laien, die Köpfe abgeschlagen. Und es floss so viel Blut, das man

es nach ihrem Abzuge in Töpfen ausgeschöpft und dieselben als teure Reliquien aufbewahrt hat. Die Töpfe wurden für heilig gehalten, da, als sie einmal von etlichen leichtfertigen Gesellen gestohlen worden waren, diese ihre Untat mit dem Leben büßen mussten.

Der Kantor steckte, als ihm der Kopf abgeschlagen wurde, einen Schul-Knaben, Namens Johann Kracker, unter seinen weiten Mantel und rettete ihm dadurch das Leben. Drei Tage hat der Knabe unter den Leichen zugebracht und sich von den Brodkrüstlein aus den Schubsäcken seiner erschlagenen Kameraden ernährt.

Die Camenzer Nasen

Als zu Anfange des 30jährigen Krieges die Stadt Camenz, welche zu den Anhängern des Böhmenkönigs Friedrichs V. von der Pfalz gehörte, von der Armee des Kurfürsten Johann Georg (1620) bedroht ward, schickte dieselbe, da auch die in ihr liegenden Mannsfeldischen Söldner nicht fechten wollten, Gesandte an den Kurfürsten, welche Gnade für die Stadt erflehen sollten. Wie nun derselbe die Abgeordneten zukommen sah, sagte er lächelnd: "ha, ha! die haben's gerochen!" Dieses wurde sodann sprichwörtlich, so das man von dem, welcher eine Unannehmlichkeit im Voraus sieht, und sie abzuwenden bemüht ist, sagte: der hat eine Camenzer Nase.

Die drei goldenen Kronen zu Neschwitz

Als das Rittergut Neschwitz noch dem Fürsten von Teschen gehörte, ließ derselbe einst einen Goldschmied von Dresden kommen, der ihm zu einem Weihnachtsgeschenk für seine drei Söhne drei goldene Kronen anfertigen sollte. Er machte ihm die strengste Verschwiegenheit zur Pflicht, und erlaubte ihm nur nach Tische das Zimmer im alten Schlosse, wo er arbeitete, auf einige Zeit zu verlassen. Gleichwohl entdeckten die Kinder, nachdem sie lange vergeblich sich bemüht hatten, hinter das Geheimnis zu kommen, dasselbe doch noch, und sagten ihrem Vater unverholen, das sie wüssten, was er für sie zu Weihnachten bestimmt habe. Dies verdross denselben aber dermaßen, das er mit eigener Hand die fertigen Kronen zum Fenster hinaus in den vorbeifließenden Graben warf, wo sie noch jetzt liegen sollen.

Die drei Kreuze zu Camenz

Vor dem Königsbrücker Tore zu Camenz sieht man in der Gegend des Turmes der St. Jakobikirche drei Kreuze. Diese sollen an einen hier begangenen dreifachen Mord erinnern. Ein wohlhabendes Bauermädchen aus Lückersdorf hatte nämlich einem Schmiedegesellen aus Brauna ihre Hand versprochen, allein sie änderte ihre Gesinnung und schenkte dieselbe einem Gärtner aus Liebenau. Der verschmähte Geliebte sann auf Rache, und da er dieselbe nicht eher ausüben konnte, versteckte er sich an ihrem Trauungstage in dem Gässchen bei der Kirche, und als nun das junge Brautpaar nach der Trauung zusammen nach Liebenau gehen wollte, stürzte er hervor und erstach erst seine frühere Geliebte, dann deren jungen Gatten und zuletzt sich selbst. Die drei Kreuze sollen den Platz, wo der Mord geschehen, und wo alle drei begraben liegen, bezeichnen.

Die Erbauung der Jacobskirche zu Görlitz

Zu Anfange des 15. Jh. sollte ein angesehener Bürger zu Görlitz, Namens Frenzel, eines begangenen Verbrechens wegen hingerichtet werden. Um nun bei Gott Vergebung für seine Sünden zu erlangen, bestimmte er einen großen Teil seines Vermögens zur Erbauung einer Kirche an der Stelle, wo er seinen Geist werde ausgehaucht haben. Damit nun dies aber nicht auf dem Richtplatze geschähe, weil an diesem verfernten Orte doch ein Gotteshaus nicht hätte errichtet werden dürfen, so verordnete er, sobald er enthauptet sein würde, solle man den Rumpf mit einem Stück Rasen bedecken, zwei Personen sollten ihn unter die Arme

nehmen und soweit fortführen, bis er zusammenbrechen werde. Wie gesagt, so geschehen. Er ward vor dem Frauentore auf dem hiesigen freien Platze enthauptet und lief ohne Kopf bis dahin, wo jetzt die Jacobskirche steht, die aus dem von ihm dazu bestimmten Legate erbaut worden ist. Sein übriges Vermögen vermachte er sodann seiner Witwe zur Errichtung eines Hospitals. Ein in der Sakristei der Kirche aufbewahrter Stein ist aus dem Rasenstücke, welches zur Stillung des Blutes gedient hatte, entstanden, indem derselbe nach und nach versteinerte. Auf einem alten Altartuche ist der von zwei Personen geführte Hingerichtete mit dem Rasen auf dem geköpften Rumpfe in kunstvoller Weberei dargestellt und das Standbild seiner Witwe mit ihren beiden Kindern auf den Armen steht ebenfalls noch aus Stein gehauen in der Kirche.

Die Gebeine des h. Bernhard (v. Kamenz)

Bernhard ward bekanntlich in dem von ihm gestifteten Kloster begraben und ein schönes Denkmal über seinen Gebeinen errichtet. Als dasselbe indes hinfällig geworden war, so fand man im J. 1608 für gut dasselbe zu erneuern. Kaum war aber der Stein, der ihn deckte, gewichen und seine Gebeine bloßgelegt, da drang aus dem Grabe ein wonniglicher Duft heraus und erfüllte drei Tage lang das ganze Kloster und Alle liefen herzu und staunten das Wunder an und schwelgten in der Süßigkeit des Duftes. Aber die Schwester Maria (Mildnerin) war krank und lag im Bette doch als der Geruch bis in ihre einsame Zelle drang, da bat sie die Klosterschwester, sie möchten sie doch zu dem Grabe des h. Bernhard tragen, und diese hoben die Kranke auf und trugen sie bis ans offene Grab. Maria kniete an den duftenden Gebeinen nieder, betete inbrünstig und ging geheilt von dannen.

Die Geistererscheinung im Laienbrüderhaus

Am Tage Allerheiligen 1458 "stracks nach der Hochmeß" brach in der Klosterpförtnerie (jetzt "Schneiderstübchen" benannt) ein Feuer aus.

Man schrieb diesen Unfall im Konvente der Cölestiner einem Geist zu, der schon die letzten acht Tage die Laienbrüder immer geäfft haben soll, so dass der Prior und ein Mönch Nachtwache leisteten.

Dieses Vorkommnis erregte seinerzeit auch in weiteren Kreisen Aufsehen und bildet zugleich die älteste Oybinsage.

Die Georgenkapelle auf dem Rothstein

Eine der schönsten Fernsichten, welche die Oberlausitzer Gebirge bieten, gewährt der Rothstein bei Sohland; er gleicht einem prächtigen in Form eines Hufeisens angelegten Schanzwalle, mit der Öffnung nach Süden und der Rundung nach Norden gerichtet. Die westliche Kuppe von geringer Höhe heißt der Georgenberg, und trägt die Ruine einer alten St. Georg geweihten Kapelle. Dieselbe war im Mittelalter in hohem Ansehen, kam aber durch eine verübte Gräueltat plötzlich in Verfall. Die Ursache war folgende.

Auf der östlichen Kuppe des Berges stand eine Burg, welche dem Ritter von Rothstein gehörte. Derselbe war aber ein gefürchteter Raubritter, und sein Treiben brachte es bald dahin, das die Kapelle von niemandem mehr besucht ward. Einst sah er vom Fenster seines Schlosses aus einen von kostbar gekleideten Dienern begleiteten Wagen auf der Landstraße fahren, und da eben ein großer Teil seiner Leute auf einem Raubzuge aus war, konnte er nur durch List hoffen, einen glücklichen Fang zu tun. Er legte also ein Pilgerkleid an, und machte sich so unkenntlich wie möglich, stieg den Berg hinab und begab sich in das Haus eines Landmanns, vor welchem der Wagen Halt gemacht hatte. Er gab vor, er komme aus fernen Landen und wolle eines Gelübdes halber nach der Georgenkapelle pilgern, und es gelang ihm auch, die Besitzerin des Wagens, eine vornehme polnische Edelfrau, die nach dem

Tode ihres Gemahls auf einer Reise durch Deutschland begriffen war, zu veranlassen, die Pilgerwanderung nach dem nahen Berge mitzumachen. Er nahm den Landmann als Führer mit, und so stiegen sie denn nur noch in Begleitung einer einzigen Dienerin der Dame den Berg hinan.

An der Kapelle angelangt, gelang es ihm leicht, den nichts Böses ahnenden Bauer auf die Seite zu locken und zu ermorden, und einige seiner Knechte, die in der Nähe der Kapelle verborgen lagen, ergriffen die Flucht, allein die Dienerin entging ihnen durch die Schnelligkeit ihrer Füße, eilte ins Dorf herab und machte Lärm.

Einige zufällig anwesende Ritter von ihr zur Befreiung ihrer Herrin aufgefordert, beschlossen, das Raubschloss durch einen Überfall ein zu nehmen, es glückte ihnen auch, weil die Besatzung eben nicht im Schlosse war, einzudringen, der Ritter und die wenigen Knechte, die sich oben befanden, fielen nach verzweifelter Gegenwehr, allein die Edeldame fanden sie nicht – wahrscheinlich hatte sie der Bösewicht ermordet. Von Zorn entbrannt steckten sie das Raubnest in Brand, es stürzte in Trümmern zusammen, und begrub in seinem Sturze die mit Schätzen angefüllten unterirdischen Gemächer. Die Georgenkapelle ward seit dieser Zeit von jedermann ängstlich gemieden, sie kam in Verfall, und man behauptet, das es zur Nachtzeit in ihrem Innern umgehe und wimmere. Das Wehklagen soll die unglückliche Dame verursachen, die Spukgestalt aber, die man zuweilen gesehen hat, soll der Geist des Raubritters sein, der nirgends, auch in der Kapelle keine Ruhe findet.

Die glücklichen Schatzgräberinnen

In einem Dorfe bei Görlitz steht ein großer Pfarrhof mit einem kleinen Gedingehäuschen. Dort hatte der Pastor aus Mitleid einer armen Witwe ein Unterkommen eingeräumt. Sie selbst war in dem Herrnhutischen Glauben aufgewachsen und ziemlich menschen- und sonderbar, noch mehr aber war es ihre Tochter, ein Mädchen von ungefähr 15 Jahren. Diese war eine Art Hellseherin, sie träumte immer, was zu gleicher Zeit oder bald nachher sich ereignete, hörte sich manchmal beim Namen rufen, während alle Anwesenden nichts davon hörten, wurde zu Zeiten mitten auf freiem Felde wie von unsichtbaren Händen festgehalten, so das sie nicht von der Stelle konnte, schlich für gewöhnlich krank und blass umher und hatte überhaupt ein so unheimliches Wesen, das sich die Kinder im Dorfe vor ihr fürchteten. Da träumte ihr einmal, ein graues Männchen nehme sie bei der Hand und führe sie in das Kirchgässchen, dort zeige ihr der Geist einen unter die Erde eingemauerten Schatz, der aus einer goldenen Kette und alten Münzen bestand. Sie erzählte den Traum ihrer Freundin, der in gleichem Alter mit ihr stehenden jüngsten Tochter des Pastors. Beide verabredeten das tiefste Stillschweigen und als der Abend kam, machten sich die beiden Mädchen, mit einer Hacke bewaffnet auf, um den Schatz zu heben. Die Hellseherin fand ohne Mühe die bezeichnete Stelle an der Mauer wieder, man stieß auf eine Schicht Knochen, dann wieder auf Erde, endlich aber auf eine steinerne Platte, wie es das Mädchen vorausgesagt, allein diese aufzuheben waren sie zu schwach. Sie eilten also ins Pfarrhaus zurück, statt aber ihre Eltern ins Vertrauen zu ziehen, holten sie eine im Hause dienende stämmige Magd, vertrauten sich derselben an und führten sie an die bezeichnete Stelle. Aber auch diese versicherte, die Platte sei ihr zu schwer, sie wollten also den nächsten Abend wieder hingehen und eine stärkere Schaufel mitnehmen. Dies taten sie auch, und der Stein ging dieses Mal sehr leicht aus der Erde. Sie fanden auch, genau wie es das Mädchen geträumt hatte, ein ausgemauertes viereckiges Behältnis, aber weder eine goldene Kette noch goldene Münzen. Der Schatz war bereits gehoben. Die Magd heiratete bald darauf ihren Geliebten und die bis dahin blutarmen Menschen sind reiche und angesehene Bauersleute geworden. Diese Geschichte ist im 19. Jahrhundert geschehen.

Die Goldmaus

Über das Gebirge, welches man die böhmischen Kämme nennt, stieg ein armer Krämer herab nach seiner Heimat, dem Städtlein Reichenau im Königingrätzer Kreise. Der müde gewordene Mann setzte sich auf einen Felsblock und begann ein Stück Brot zu essen, das war seine ganze Mahlzeit, und wenn er Durst hatte, so wehrte ihm niemand, aus der hellen Siebnitzquelle zu trinken, die dort vom Gebirge munter zu Tale rollt. Da sah er am Boden ein Mäuslein spielen, das setzte sich gerade vor ihn hin und schien auch Hunger zu haben, da streute der Krämer ihm Brotbrösel hin, die es alsbald mit großer Gier wegknusperte, und dann erhielt es stets aufs neue sein kleines Teil, bis das Brot verzehrt war. Nun hatte der Wanderer allerdings Durst, und ging nach der Quelle und trank, und kehrte wieder an seinen Sitz zurück, wo sein kleiner Kram stand, den er mit sich trug. Da lag ein Goldstück da, wo das Mäuslein gesessen hatte, und indem so kam es wieder und brachte noch ein Goldstück und legte es zum ersten, und lief fort, ein drittes zu holen. Da ging der Krämer dem guten Tierchen nach, das nicht mauste, sondern brachte, und es lief in ein Loch, daraus trug es das Gold hervor. Da störte der Krämer mit seinem Stachelstock das Loch auf und fand einen Schatz im Boden liegen, den hob er heraus, es war ein ganzer Topf voll alter böhmischer Goldgulden, und schaute um nach dem Mäuslein, und hätt' es mögen vor lauter Dankbarkeit in Gold fassen lassen, es war aber auf und davon. Da ist der Mann fröhlich hinab nach Reichenau gegangen und hat von dem Gelde für sich gar wenig behalten, sondern ein gut Teil den Armen gegeben und vom andern die Dreifaltigkeitskirche dort erbauen lassen, daran diese Geschichte noch in Stein gehauen zu sehen ist.

Die Goldquelle zu Budissin

Am Vorabend des Pfingstfestes im Jahre 1702 hat ein Bürger zu Budissin, nachdem in seiner Wohnung alles zum Feste des andern Tages vorgerichtet worden war, seine Werkstätte geschlossen und hat sich vorgenommen seinen Geburtstag zu feiern, weshalb er auf ein nahegelegenes Dorf sich begab und daselbst mit einer lustigen Gesellschaft den Tag herrlich und in Freuden verlebte. Nachts um 10 Uhr brach das frohe Häuflein auf und trennte sich in der Stadt, wo sich dann jeder in seine Wohnung begab, allein plötzlich fand sich das Geburtstagskind in den Ruinen der St. Nicolaikirche, in deren Innern sich ein Friedhof befindet, wieder: er sank an der Stelle, wo ehemals der Altar gestanden hatte, durch Wein und Gehen ermüdet, mitten unter den Toten in tiefen Schlummer.

Nachdem er – wie lange er geschlafen, wusste er bei seinem Erwachen nicht – aufgewacht war, war es zwar dunkel, allein mit hellem Glanze um leuchtete ihn ein Licht, und in den bemoosten Trümmern erblickten seine vom Schlafe gestärkten Augen ein durch mannichfaltige bunte Lampen geschmackvoll erleuchtetes Altargemälde, gefertigt von Meisterhand, welches die Himmelfahrt Christi vorstellte. Am Fuße desselben quollen Gold- und Silbermünzen aus der Erde. Verduzt sah er sich schüchtern um, niemanden vermochte er zu erschauen, stille und öde war alles, wie in des Todes Hallen. Lange ging er hin und her, bald das Gemälde, bald das aus der Erde Schoß hervorquellende Gold betrachtend. Zufällig stieß er beim Herumwandeln an einen Krug, dies hielt er für einen ihm von einem guten Genius gegebenen Wink, fasste sich ein Herz und füllte das Gefäß mit den Münzsorten und gebrauchte, wo es nicht langte, noch seine Halskrause und Taschentuch, so wie seine Taschen dazu. Da verkündete die Glocke vom Rathausturme ein Uhr, die Hähne krächten in den benachbarten Gehöften und der Glückliche eilte mit seiner Beute nüchternen Sinnes, als er den Ort betreten hatte, froh und zufrieden nach Hause. Die Goldstücke waren größtenteils aus dem Zeitalter der Könige Maximilian und Mathias und einiger ihrer Nachfolger, ob er aber einen guten Gebrauch von seinem Funde machte, davon schweigt die Geschichte.

Die große Linde auf dem Nicolaikirchhofe zu Görlitz

Auf dem Nicolaikirchhofe zu Görlitz steht eine ungeheure Linde, von deren Entstehung man folgende Sage hat.

In der Sechsstadt Görlitz herrschte ehemals ein sehr strenges Regiment, namentlich hatten die Diebe und Stegreifritter stets sofort bei ihrer Ergreifung den Galgen als Lohn ihrer unerlaubten Tätigkeit zu erwarten. So hatten sie denn einstmals auch einen armen Knappen gefangen und auch ihn für mitschuldig an der Ruchlosigkeit seines Herrn angesehen. Indes leugnete er frischweg alles, wofür man ihm die Schuld gab, und blieb, selbst nachdem man ihm die Daumschrauben angelegt hatte um ein Geständnis von ihm zu erpressen, fest dabei dass er unschuldig sei. Dies half ihm aber alles nichts, er wurde verurteilt gehenkt zu werden. Als er nun auf seinem letzten traurigen Gange vor dem Nicolaikirchhofe vorbeikam, wo seine Eltern lagen, denn er war ein Görlitzer Stadtkind, da fiel es ihm schwer aufs Herz, das er so unschuldig sterben solle und er wollte mit Gottes Beistand ein Zeugnis hinterlassen das ihm Unrecht geschehen sei. Er bat also den Henker, er möge ihm doch noch an dem Grabe seiner Eltern ein Vaterunser beten lassen. Dies schlug ihm derselbe auch nicht ab, sondern ließ ihn durch seine Knechte bis an den Grabhügel derselben begleiten, hier fiel er auf seine Knie, betete, und riss dann ein kleines Lindenbäumchen, welches dort stand, mit der Wurzel aus der Erde und pflanzte es verkehrt wieder ein, so das die Wurzeln als Zweige in die Höhe standen, die bisherigen Zweige aber mit Erde bedeckt wurden. Darauf rief er: "So wahr dies Bäumchen aus den Wurzeln Zweige und aus den Zweigen Wurzeln treiben wird, so gewiss werde ich unschuldig hingerichtet." So geschah es, das Bäumchen wuchs zum mächtigen Baume heran und gibt heute noch Zeugnis von diesem furchtbaren Gottesgericht.

Die heiligen Eichen bei Muskau

Bei Muskau ist ein Eichenbusch, da stehen die schönen alten Bäume auf der einen Seite paarweise, auf der andern in größeren Gruppen zusammen. Das kommt daher: Es war eine alte schöne Sitte der Bewohner von Muskau, das ein jedes Brautpaar am Morgen des Hochzeitstages ohne alle Begleitung hinausging und in andächtigem Ernste zwei Eichen nebeneinander pflanzte. Es waren dies Sinnbilder ihres Lebens und ihrer Liebesvereinigung und wie der Baum wuchs und gedieh oder einging und erkrankte, so glaubte man, wachse oder schwinde das Glück dessen, der ihn gepflanzt hatte. Dies sind die Doppeleichen auf der Flur von Muskau. Jene in größeren Gruppen angepflanzten aber stellen auf die gleiche Weise die Geschwister ein und desselben Hauses vor.

Die heutigen Wendenkönige

Es ist eine alte Sage, das die Wenden in der Niederlausitz noch heut zu Tage ihren König unter sich haben, den sie gemeinschaftlich aus ihrer Mitte wählen, ihm Krone und Zepter zustellen und jährlich zu seinem Unterhalte eine Kopfsteuer entrichten. Sie erweisen ihm alle königlichen Ehren und gehorchen seinem Befehle in allen, das ganze Volk betreffenden allgemeinen Angelegenheiten. Jedoch halten sie die Sache so geheim, das alle Bemühungen, den rechten Grund zu erfahren und den König selbst unter den Bauersleuten ausfindig zu machen, bisher ohne Erfolg gewesen sind. Soviel nur weiß man, dass die Königswürde in einer gewissen Familie erblich ist. Diese Familie soll jedoch vor wenigen Jahren mit dem letzten Spross des wendischen Königsstammes, einer alten siebenzigjährigen Frau, ausgestorben sein. Diese alte Frau hat es noch vor ihrem Tode sehr beklagt, das sie niemandem offenbaren könne, was sie von der Sache wisse. Auch mehrere Oberlausitzer Wendengeschlechter in der Gegend von Bautzen rühmen sich königlicher Abkunft, im Spreewalde knüpft sich die Sage vom letzten wendischen Fürsten an den Burgberg im Dorfe Burg, wo er residiert haben soll und wo man allerdings unter andern Altertümern goldene Diademe gefunden hat.

Einst hat sich ein wendischer Bauer an die Spitze eines aufsässigen Haufens gestellt und sich gleichwie ein König gebärdet. Als nämlich im Jahre 1548 Franz von Minkwitz seinen wendischen Untertanen zu Ukro mehr Hofdienste zumutete, als sie zu leisten schuldig zu sein glaubten, und die Widerspenstigen auspfänden ließ, kam die Sache zu einem förmlichen Aufstand. Unter der Anführung eines Königs beratschlagten sie mit einander, beschlossen alle für einen Mann zu stehen und eine Rede zu führen und widersetzten sich offen ihrem Herrn. Ein großer Teil der umliegenden wendischen Dörfer war in diesen Aufstand verwickelt, so dass der Landvogt seine schwere Hand darauf legen musste, den wendischen König greifen ließ und ihn am Leibe strafte. Dieser hatte sich verlauten lassen, "dahin wolle er es wohl noch bringen, dass der Minkwitz ihm huldigen müsse."

Der große Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg hat auch diesem im Verborgenen waltendem König eifrig nachforschen lassen. Es ist ihm auch einstmals ein kräftiger, schlanker und schöner Wendenjüngling als ihr König bezeichnet worden. Ein alter Bauer aber, der den Verrat gemerkt, hat den jungen Menschen zornig angeredet und gesagt: "Kerl, was stehst Du hier gaffend! gehe an Deine Arbeit", ihn mit dem Stock geschlagen und fortgetrieben. So verhütete er, dass der Churfürst der Sache weiter nachforschen konnte.

Die Kapelle auf der Galgengasse in Görlitz

Als Herr Georg Emmerich von seiner Pilgerreise aus Jerusalem zurückkehrte, sandte er zwei Diener voraus, welche seine Ankunft melden sollten. Einer derselben aber war ein böser Mensch und fiel plötzlich über seinen Kameraden, der die Kostbarkeiten seines Herrn bei sich trug her, um sich in den Besitz derselben zu bringen. Allein dieser war sehr viel stärker als er und so kam es, das er selbst die Flucht ergreifen musste, indes eilte er spornstreichs nach Görlitz und zeigte dort die Wunden, die er bei jenem Überfall bekommen hatte vor und erzählte, der andere Knecht habe unterwegs Herrn Emmerich erschlagen, um sich dessen Kostbarkeiten anzueignen, er selbst aber, der seinen Herrn habe verteidigen wollen, sei nur mit Mühe dem Tode entronnen und hierher vorangeeilt, damit der Verbrecher seiner gerechten Strafe nicht entgehen möge.

Da sandte der Rat dem andern Knecht Schaarwächter entgegen, die ihn unterwegs gefangen nahmen und nach Görlitz führten. Vor Gericht gestellt, konnte er sich natürlich über den Besitz der bei ihm gefundenen Kostbarkeiten seinem Ankläger gegenüber nicht gut rechtfertigen, man machte also wenig Umstände mit ihm, verurteilte ihn zum Tode und schon am andern Tage führte man ihn unter großem Volkszulauf hinaus zum Nicolaitore auf den Richtplatz.

Unterdessen war aber auch Herr Emmerich in die Nähe von Görlitz gekommen und als er auf der Höhe hinter Reichenbach angelangt war, hörte er plötzlich Glockengeläute. Auf seine Frage an Leute, die ihm aus der Stadt entgegenkamen erfuhr er, man führe soeben seinen Knecht als seinen angeblichen Mörder zum Galgen; da stieß er seinem Pferde die Sporen in die Seiten und jagte in fieberhafter Hast der Stadt zu, an der Stelle aber, wo jetzt die Kapelle steht, brach das halb tot gejagte Pferd unter ihm zusammen, allein einige Vorübergehende hatten in ihm den Totgeglaubten Emmerich wiedererkannt und noch in der letzten Stunde gelangte die Nachricht, das er wieder da sei, zu dem traurigen Zuge. Kaum hatte man aber die Wahrheit erfahren, so musste auch der falsche Ankläger die Stelle des unschuldigen Delinquenten einnehmen und nach wenigen Augenblicken hing er an demselben Galgen, der für letzteren bestimmt gewesen war.

Emmerich aber ließ eine Kapelle an derselben Stelle errichten, wo ihm das Pferd zusammengestürzt war, die Begebenheit selbst aber auf Leinwand abmalen und das Bild in der Klosterkirche aufhängen, von wo es indes schon im vorigen Jahrhundert weg gekommen ist.

Die Kegelschieber auf dem Löbauer Berge

Einst besuchten zwei Löbauer Bürger ganz allein den Berg und trafen oben zu ihrem Erstaunen eine Menge ganz kleine Leutlein, welche Kegel schoben und sie höchst freundlich und zuvorkommend einluden, mitzuspielen. Es wurde geschoben und geschoben bis spät in die Nacht, und als sich endlich des Spielens müde die beiden Herren empfahlen, machten die Zwerge jedem von ihnen eine Kugel zum Geschenk. Diese waren sehr groß und schwer, so das des Tragens müde der eine sie alsbald ins Gebüsch warf, der Andere aber klüger, schleppte sich damit bis nach Hause und entdeckte hier zur größten Freude, das es eine goldene Kugel sei. Er gelangte hierdurch zu ungeheurem Wohlstande, und seine Nachkommen, die man noch heute in der Stadt Löbau kennt, erfreuen sich noch jetzt des Segens dieser goldenen Kugel.

Die Kirche auf dem Oybin

Am Abend des Allerheiligentages in der elften Nachtstunde bietet die Ruine auf dem Oybin ein sonderbares Schauspiel dar, denn da versammeln sich die kleinen Heimchen (Erdmännchen) in Menge, ordnen sich Paar und Paar, führen einen Priester in der Mitte und ziehen mit Wachskerzen in der Hand in die Ruinen der Kirche, wo sie sich alsdann in ihre unterirdischen Behälter begeben. Dann ertönt in feierlich ernsten Tönen die Orgel, man vernimmt Gesänge von lieblichen Melodien und hört den Priester das Hochamt halten.

Die kostbaren Kegel

Nicht weit von dem unfern Zittaus gelegenen Dorfe Ober-Oderwitz erhebt sich ein kahler Berg, auf dem einst Riesen gewohnt haben sollen. Diese waren aber arge Heiden und trieben hier ein Wesen als wenn die ganze Welt ihr eigen wäre. So hatten sie sich dort einen großen Kegelschub eingerichtet, auf dem sie mit sechs goldenen Kugeln nach neun goldenen Kegeln zu schieben, und jeden glücklichen Schub mit ungeheurem Jauchzen zu verkünden pflegten. Eines Tages, am Feste aller Heiligen, trieben sie aber ihr Wesen gar zu arg, fluchten und lästerten schrecklich, spielten bis um Mitternacht und kümmerten sich weder um Gott noch Menschen. Da öffnete sich plötzlich der Himmel, ein Feuerball fuhr herab und begrub Kegel, Kugeln und Riesen in die Erde. Hier liegt der geschmolzene Goldklumpen noch heute und wartet auf die glückliche Hand, die ihn zu Tage fördere.

Die Luchsenburg

Nicht weit von dem Landstädtchen Elstra befindet sich der sogenannte Hochstein, und auf diesem ein verrufener, mit Steinen und mit Nadelholz bewachsener freier Platz, den jedermann ängstlich meidet, und den man die Luchsenburg nennt. Der Name soll daher rühren, dass der Teufel, der in dieser Gegend fleißig der Jagd sich hingab, hier einmal einen Luchs erlegte, und sich zum Andenken daran ein Schloss gebaut haben soll, dem er den Namen der Luchsenburg beilegte. Von hier aus trieb er nun täglich sein Wesen in dem umliegenden Walde, indem er mit seinem höllischen Hofstaate dem Waidwerke oblag; die Seelen der Verdammten mussten dabei die Hunde und Treiber vorstellen, so aber jemand vorwitzig genug war, sich zu dieser Zeit in den Forst zu wagen, der büßte seine Frechheit mit dem Tode, oder wurde wenigstens in irgend ein Tier verwandelt.

Nun lebte damals in derselben Gegend ein christlicher Ritter, genannt Hubertus, den man späterhin unter die Heiligen versetzt hat. Den verdross dieses höllische Spiel gewaltig, und er beschloss, demselben ein Ende zu machen. Da er nun selbst ein gar eifriger Nimrod war, und daher alle Jagdstücklein wohl kannte, so machte er sich denn einmal am Tage, nachdem er sich durch Fasten und Beten gestärkt und mit Weihwasser besprengt hatte, auf den Weg, und als er die höllische Jagd von weitem heranlärmen hörte, lehnte er sich an einen alten Baum, sprach den Jagdsegen und machte seinen andern Hokuspokus. Von

diesem Augenblicke an war es mit dem Jagdvergnügen der teuflischen Waidgesellen aus, kein Hund stellte mehr einen Edelhirsch oder packte ein Wildschwein, der beste Finder verlor die Spur, und wenn ja ein Stück Wild einem der Jäger in den Schuss kam, prallten die Pfeile und der Jagdspieß von dessen Haut ab, als wären dieselben mit Stahl gepanzert. Zwar tobte und lästerte Beelzebub gewaltig über das angebliche Ungeschick seiner Leute und Hunde, allein als er selbst einen stolzen Zwanzigender, der ihm in den Weg kam, und auf den er seinen sonst nie fehlenden Pfeil abschoss, sich unversehrt umdrehen und ihm gleichsam spottend den Rücken wenden sah, da sah er wohl, das er einen mächtigeren Gegner hatte, der ihm einen Waidmann gesetzt, den er mit allen seinen Teufelskünsten nicht bewältigen konnte. Er gab also die Jagd auf, schickte sein Gefolge zur Hölle und zertrümmerte wütend sein schönes Jagdschloss, das die Steine nach allen Ecken flogen. Seit dieser Zeit hat sich der höllische Jäger niemals wieder in dieser Gegend blicken lassen, allein zur Erinnerung an die Tat des heiligen Hubertus wird allemal die Jagd alljährlich an diesem Tage eröffnet.

Die Lauengasse zu Budissin

Wo sich diese befindet, soll sonst eine große dichte Wildnis gewesen sein, in der Bäume von 3 Klaftern Umfang gestanden und sich außer andern wilden Tieren auch Löwen aufgehalten haben. Da man sonst die Löwen auch Leuen nannte, soll die Gasse davon den Namen Leuen-, später Lauengasse erhalten haben.

Die Luten, die Sueven und die Serben in der Lausitz

Ober- und Niederlausitz bewohnten in den ältesten Zeiten die Luten, Lusen oder Susen, ein Stammvolk der Sueven, des damals mächtigsten deutschen Volkes, welches sich selbst in mehrere Zweige teilte. Der Stamm der Ilinger oder Silinger saß in der Oberlausitz, der der Semnonen in der Niederlausitz. Diese deutschen Bewohner wurden um das J. 450, zu den Zeiten des Kaisers Theodosius des Jüngern von den Slaven vertrieben, welche sich ebenfalls in mehrere Stämme spalteten, von denen der der Serben oder Sorben diese Gegend einnahm. Die Serben hießen so von dem Worte Serp, die Sichel. Einige sagen, sie hätten sich Sichler genannt, weil sie ein ackerbautreibendes Volk waren. Andere aber behaupten, Serp bedeute auch ein Schwert und da alle Schriftsteller von den stammesverwandten Sarmaten sagen, das sie einen Säbel göttlich verehrt hätten, so habe dieser Volksname keine friedliche Bedeutung, sondern bezeichne sie als Säbelverehrer, als ein kriegerisches Volk.

Die Murawa und Mara in der Lausitz

Die Murawa ist dasselbe, was man in der deutschen Mythologie den Alp nennt. Man stellt sich denselben in der Gestalt einer Frau vor, die den Menschen im Schlafe peinigt, und sich zuweilen wie eine schwere Last auf ihn legt, dass sie weder atmen noch sprechen können. Sie ist demnach eigentlich eine Nachtwandlerin, erscheint aber auch dann bei Tage, wenn es während des Sonnenscheins regnet. Zu dieser Zeit flattert sie als Schmetterling von aschgrauer Farbe, den man im Wendischen demgemäß auch Khodojta (Hexe) nennt, umher, und nimmt die Gelegenheit wahr, wie sie etwa jemandem schaden könne. Die Mara dagegen wird bald als Krankheits-, bald als Todesgöttin betrachtet. Sie pflegt sich zu zeigen, wenn eine Seuche einer Ortschaft naht, man kann dieser aber den Eingang wehren, wenn man die Dorfmark mit drei Pflugfurchen umzieht. Auf dem Kotmar- oder Hochberge dagegen erscheint sie in anderer Weise, denn sie soll dort zur Mittagsstunde herumwandeln und alles fruchtbar und die Kräuter wachsend machen. Daher pflegten die Wenden ehemals Wallfahrten dorthin zu unternehmen, und sie durch angezündete Feuer, gekochte Milch und Kräuter zu ernähren, damit sie ihr Vieh beschütze etc. Übrigens kennen die Lausitzer noch eine andere Todesgöttin, die Smernitza, die sie sich als eine blasse, aber wohlgebildete und weißgekleidete Frau denken, welche sich vor oder in einer Behausung zu zeigen pflegt, wo innerhalb dreier Tage jemand sterben soll.

Die Peterskirche zu Görlitz

An der Morgenseite der von dem Slavenapostel Cyrillus im Jahre 844 erbauten Peterskirche, fast über der äußern Türe der St. Georgenkapelle ist oben unter dem Dache ein in Stein gehauener Mann mit kreuzweise verschränkten Beinen und über sich geschlagenen Händen zu sehen. Dies ist das Bild eines Zimmermanns, der beim Bau der Kirche vom Dache herabfiel, aber mitten im Fallen die Axt, welche er in der Hand hatte, so tief in einen Balken hineintrieb, das er sich daran halten konnte, bis ihm andere Hilfe kam. An dem der Kirche gegenüberstehenden Eckhause der Peterstraße schaut ein steinerner Mannskopf aus der Mauer hervor, das ist Tetzels der Ablaßkrämer, der in der sogenannten Tetzelskammer, einem kleinen Gemache auf der Mittagsseite der Peterskirche seine Butterbriefe verkauft.

Die Ritterschlucht

Diesen Namen führt eine Schlucht, die beim alten Raubschlosse sich östlich nach dem Tale senkt.

Dort soll sich der Ritter, welcher 1348 die Burg Oybin gegen Karl IV. Heer verteidigte, nachdem er seine Burg verloren sah, von den Mauerzinnen herunter gestürzt haben.

Die Sage vom Rabensteine in Budissin

Noch vor wenigen Jahren sah man vor dem Haupttor der Stadt Budissin am Abhange des Rabenberges ein verfallenes Gemäuer, welches in der Form eines Halbkreises Dornen und Disteln barg. Eine schmale, zum Teil verschüttete Treppe führte vom Fuße des Abhanges in das Innere des Halbzirkels und in der Mitte des Gemäuers gewahrte man ein vermauertes Pförtchen, das unstreitig als Tür zu dem größtenteils mit Erde und Steinen angefüllten Gewölbe geführt hatte. Das hieß der Rabenstein. An seine Trümmer, die man jetzt nicht mehr sieht, knüpft sich eine Sage, und noch heute wird der Ort nicht für geheuer gehalten, denn in der Dämmerung soll sich zuweilen eine weiße Gestalt blicken lassen. Jene Sage lautet also:

Einst soll ein Bürgermeister von Budissin eine wunderschöne Tochter gehabt haben, um deren Hand die reichsten und schönsten Jünglinge der Stadt und Umgegend vergebens warben. Vorzüglich bemühte sich ein reicher Kaufmannssohn, der aber von Seiten seines Charakters nicht den besten Ruf hatte, ihre Liebe zu gewinnen. Da er ein schöner Mann war und seine Verhältnisse glänzend, wäre es ihm vielleicht geglückt, der Jungfrau Herz zu erobern, allein da begab es sich, das dieselbe eines Morgens den Rabenberg erstieg, um sich an der herrlichen Aussicht von diesem Punkte aus zu erfreuen und hier einem fremden Ritter begegnete, der sie um den nächsten Weg nach der Stadt fragte. Noch nie hatte der Anblick eines Mannes einen so tiefen Eindruck auf ihr reines Gemüt gemacht als in diesem Augenblicke, und als nun an demselben Tage ihr Vater ihr denselben Jüngling als einen an den Rat der Stadt gesendeten kaiserlichen Gesandten vorstellte, widersprach sie ihm nicht, als derselbe von gleicher Neigung entzündet, ihr sein Herz und seine Hand anbot. Nicht lange dauerte es, so ward die Hochzeit der beiden Liebenden gefeiert, nur ein Mensch schwur ihnen Rache, und dies war der zurückgewiesene Freier.

Derselbe verheiratete sich bald darauf selbst und schien allen Gedanken an seine frühere Geliebte entsagt zu haben. Da begab es sich, das der Gemahl der schönen Bürgermeistertochter zum Kaiser entboten ward und sie mit ihrem Knäblein, das sie demselben kurz zuvor geboren, allein zu Hause war, da sie ihre Dienerin frei gegeben hatte. Diese Gelegenheit benutzte jener tückische Bösewicht, schlich sich ins Haus, und während Mutter und Kind im süßen Schlafe lagen, ermordete er gefühllos das unschuldige Wesen. Als nun aber das unglückliche Weib erwachte und ihr Kind im Blute sah, da vergingen ihr die Sinne, und als sie wieder zu sich kam, fand sie sich im Kerker wieder. Sie hatte in der

Fieberhitze sich als Mörderin ihres Säuglings angeklagt, und unbarmherzige Richter verurteilten sie schonungslos zum Tode, denn da ihre Eltern gestorben und ihr Gatte weit entfernt war, hatte sie Niemanden, der sich ihrer angenommen hätte. Als die Unglückliche den ungerechten Spruch vernahm, rief sie: "ich bin unschuldig, ein Wunder wird die Wahrheit meiner Worte bestätigen." Doch nichts half ihr Beteuern, sie ward auf den Rabenstein geschleift, und in demselben Augenblicke, wo ihr Gatte in die Mauern Budissins einritt, voll Freude, sein Weib und Kind wieder umarmen zu können, zerbrach der Scharfrichter ihre Glieder auf dem Richtplatze. Siehe da spaltete sich auf einmal das Gemäuer des Hochgerichts in drei Teile, und als ihr unglücklicher Gatte sie noch einmal in schrecklich verstümmelter Gestalt gesehen hatte, stürzte er sich verzweifelnd in sein Schwert. Ihren Verderber aber ließ es keine Ruhe, er klagte sich selbst an und konnte den Augenblicks seines Todes kaum erwarten. Das finstere Gewölbe des Rabensteins umschloss auch seinen Leichnam, doch seine Seele hatte keine Ruhe. Sobald die Dämmerung ihre finstern Schatten ausbreitete, sah man fortan eine weiße Gestalt über den Rabenstein wandeln, bittend die Hände gen Himmel erheben und dann plötzlich wieder verschwinden.

Die Sage von der Entstehung des Namens Budissin

Die Sage erzählt, dass zur Zeit der Erbauung der Stadt Bautzen oder Budissin eine böhmische Herzogin durch den Ort gereist und in einem nahen Dorfe entbunden worden sei. Als nun ihr Gemahl, Burggraf Wetzlaw, der gerade beim Bau des Fleckens zugegen war, die zu ihm gesandten Boten hastig auf böhmisch gefragt habe: »*Budelissen*«, d.h. ist's ein Sohn? so habe seine Umgebung aus Schmeichelei den Ort nach der Frage des Herzogs Budesin benannt, woraus in der Folge Budissin geworden sei.

Die Sage von der Wasserkunst zu Bautzen

Vor langen Jahren hat ein Mechanikus vom Stadtrat zu Bautzen den Auftrag bekommen, die Stadt mit Wasser aus dem Flusse zu versehen, allein da das Werk sehr kostspielig war, sich verpflichtet, seinen Kopf herzugeben, wenn es nicht gehe. Er hat also eine sogenannte Kunst gebaut und dazu einen der Türme in der Ringmauer verwendet, wo das Wasser durch Maschinen in die Höhe gehoben und von da in die Stadt geleitet ward. Als das Werk fertig war, siehe da ging es aber nicht, man setzte also den Erbauer fest und es erwartete ihn sonach der Tod. Indessen glückte es ihm, des Nachts zu entwischen, er flüchtete die Neusalzer Straße hinaus, als er aber an den bei den Dorfe Ebendörfel liegenden Berg kam, ward er plötzlich von Müdigkeit ergriffen, setzte sich nieder und schlief ein. Da träumte er so lebhaft, als sehe er es, das in einer der Röhren seiner Wasserkunst eine Ratte stecke und in Folge davon das Werk verstopft sei. Beim Erwachen beschloss er, auf die Gefahr hin, sein Leben einzubüßen, zurückzukehren und sich dem Rate zu stellen. Wie gedacht so geschehen, er kehrte um und stellte sich seinen Richtern unter der Bedingung, dass sie gestatteten, das, ehe er zum Tode geführt werde, er noch einmal das Getriebe seines Wasserwerkes untersuchen dürfe. Dies ward ihm gestattet und siehe er fand wirklich eine Ratte in der Röhre genau so, wie er sie im Traume gesehen hatte. Als dieselbe herausgezogen war, ging die Wasserkunst und geht noch bis auf den heutigen Tag. Im Volksmunde hieß aber der Berg bei Ebendörfel fortan der Traumberg, woraus später Dromberg oder Dronberg durch Wortverdrehung geworden ist. Eine andere zu erzählende Sage nennt ihn freilich richtiger den Thronberg.

Die Sage vom Ursprunge der Stadt Görlitz

Da wo jetzt die Stadt Görlitz steht, war vor Alters her ein Urwald, ein dichter heiliger Eichenhain, wo die deutschen Bewohner des Landes lange vor der Ankunft der Wenden einen Gott, Namens Schwabus verehrt haben sollen. Noch heißt zum Andenken daran eine Gasse der Hainwald und zeigt durch ihre Lage an, das die heidnische Opferstätte auf dem an der Morgenseite steil gegen die Neiße abfallenden Felsen war, wo sich jetzt die schöne

Peterskirche erhebt. Gegenüber am rechten Ufer des Flusses wurden später, als die Slaven die Deutschen verdrängt hatten, drei Kretschame oder Wirtshäuser erbaut, wo die auf der großen Handelsstraße aus Böhmen nach Mittel- und Norddeutschland einem herziehenden Reisenden einzukehren pflegten. Nach und nach ward der Wald vom Anbauen immer mehr und mehr gelichtet, in Äcker verwandelt und es entstanden die Dörfer Tachow und Drebnow. Letzteres umfasste die jetzige Nikolaivorstadt und reichte bis hinauf zur Peterskirche, wo der böhmische Herzog Sobieslaus der Ältere ein Blockhaus aus Baumstämmen erbaut und mit einer Besatzung versehen hatte, an der Stelle, wo sonst der Voigtshof war und jetzt das Zuchthaus steht. Dieses Dorf, welches bereits zu einem Marktflecken erhoben worden war, samt der Holzburg brannte im Jahre 1131 ab, da machten sich des Herzogs Leute auf und kamen zu ihm klagend und jammernd und sagten: *Zgorzilo je szo Drewno* (verbrannt ist uns Dein Drebnow), aber der Herzog hieß sie gutes Muts sein und versprach ihnen anstatt der hölzernen Gebäude steinerne aufzuführen, und so kam er denn auch noch in demselben Jahre in die Lausitz, vergrößerte und verbesserte die Stadt, umgab sie mit einer Mauer und nannte sie zum Gedächtnis des Brandes *Zgorzelize* d.h. Görlitz, Brandstatt.

Die Sagen vom Protschenberge bei Budissin

1) Gegenüber der alten Ortenburg erhebt sich der sogenannte Protschenberg sein granitnes Haupt bedeckt mit fruchtbaren Getreidefeldern, in deren Mitte sich der Friedhof befindet.

Man sagt, das vor alten Zeiten auf demselben eine Burg gestanden, von der ein unterirdischer Gang zur Spree herabgeführt habe, und als Überrest davon zeigt man noch heute in der Mitte des zackigen Felsabhanges die Teufelshöhle, ein enges, nur etwa 5-6 Schuh weit hineingehendes Felsenloch mit schlüpfrigem, abschüssigem Eingange. Diese Höhle soll aber unermessliche Schätze bergen, die von drei alten Männern mit langen, weißen Bärten bewacht werden.

Vor mehreren hundert Jahren ging ein verarmter Bürger Budissins am Fuße des Protschenberges spazieren. In der engen Stube mochten ihn die Nahrungssorgen zu sehr geängstigt haben, daher hoffte er im Freien Ruhe zu finden. Er klagte hier seiner Mutter, der liebevoll sorgenden Natur seine Herzensangst und bat sie flehendlich, dass sie ihn bald zu sich nehme in ihren Schoß damit er endlich Ruhe fände. Auf einmal, als er so in Gedanken versunken an den Felsen des Protschenberges umherkletterte, sah er vor sich die schon damals berühmte Teufelshöhle und in derselben drei alte Männer um einen steinernen Tisch sitzen. Die Männer schienen selbst von Stein zu sein, so verwittert sahen sie aus und so regungslos saßen sie da. Erschreckt wollte der Bürger aus dem Bereiche der Höhle fliehen, aber es war ihm nicht möglich. Seine Angst wurde noch vermehrt, als ihm einer der Männer winkte, näher zu treten. Er faste sich endlich und trat, wiewohl beklommen, an den Eingang der Höhle. Dieselbe hatte sich wunderbar erweitert und war an den Wänden mit Gold und Juwelen geschmückt, auf dem steinernen Tische aber lag ein Haufen Goldstücke. Das Männchen, welches ihn genötigt, näher zu treten, deutete ihm hierauf an, sich so viel von dem Goldhaufen zu nehmen, als er zur Abhilfe seiner Not bedürfe, und nannte ihm den Tag, an welchem er wieder erscheinen könne, sollte das Geld nicht ausreichen. Es verbot ihm aber zugleich, Niemandem von allen dem etwas zu sagen, was er hier gesehen und erlebt habe. Der Arme langte erfreut zu, füllte sich die Taschen mit Goldstücken und entfernte sich dankend von den freundlichen und mitleidigen Geistern. Jetzt begann er ein neues Leben, aber nicht ein Leben voll Gottesfurcht. Er betete nicht, er arbeitete nicht, sondern saß vom Morgen bis zum Abend im Wirtshause. Durch dieses flotte Leben erregte er Aufsehen, seine Mitbürger steckten die Köpfe zusammen und konnten ihre Verwunderung nicht verbergen, auf welche Weise der einst so Arme reich geworden sei. Einer unternahm es, ihn auszuforschen, und erfuhr auch in Folge eines Rausches das ganze Geheimnis. Er forderte ihm hierauf durch Drohungen das Versprechen ab, ihn mitzunehmen, sobald er wieder zur Höhle gehe, um sich Geld zu holen. An dem bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde begaben sich nun beide auf den Weg und traten vor die Höhle, aber dieselbe blieb verschlossen und öffnete sich nicht. Seit dieser Zeit ist es noch niemandem

weiter geglückt, in nähere Gemeinschaft mit den Geistern und ihrem Golde zu gelangen, sie bleiben ruhig im Innern des Berges und hüten ihre Schätze.

2) Jene Höhle wird zuweilen noch die Judenschule genannt, und zwar aus folgendem Grunde. Es sollen nämlich zur Zeit der Judenverfolgungen ihrer Sicherheit wegen, und um nicht in ihren Religionsübungen gestört zu werden, sich mehrere Juden daselbst versammelt und feierlich angelobt haben, das, wenn sie unentdeckt bleiben und unbehindert mit ihrem Vermögen nach Polen gelangen würden, sie dieses nie vergessen, vielmehr jährlich an einem bestimmten Tage an diesem Orte reichlich Spenden verteilen würden. Ihr Abgang muss ungehindert geschehen sein, denn als einst im 16. Jahrhundert eines Sonntags (es soll der Erlösungstag aus der babylonischen Gefangenschaft gewesen sein) nach der Frühkirche ein ehrsamer Bürger Budissins, Namens Gotthold Ernst, in dieser Gegend lustwandelte, trieb ihn die Neugierde an, diese Höhle zu besuchen. Er trat hinein, und – wahrscheinlich war sie zu jener Zeit geräumiger, als gegenwärtig – er erblickte sieben Männer in polnischer Judentracht mit ehrwürdigen weißen Bärten, sitzend um eine runde Tafel und in Goldstücken wühlend. Bestürzt über diese ungewöhnliche Erscheinung, wollte er zurückgehen, allein man rief ihm zu: »Fürchte Dich nicht! denn wir sind nicht hier, um Böses, sondern Gutes zu tun!« worauf man ihm dann erzählte, wie sie ihre Reise vor einigen hundert Jahren ungestört gemacht, und das ihre abgeschiedenen Geister jährlich an diesem Tage hier zusammenkämen, und den, den sie träfen, aus Dank für ihre Rettung, beschenkten. »Nimm daher« – fuhren sie fort – »soviel Du kannst und willst, denn nur einmal ist es Jedem zu kommen erlaubt, jedoch beeile Dich, bald ist sie verronnen die Zeit, während welcher es uns vergönnt ist, hier auf Erden zu weilen«. Arnst nahm sein Taschentuch, packte das Gold ein, soviel er vermochte, und begab sich dankend aus der Höhle. Als er mit seiner Goldlast den Berg erklommen hatte, vernahm er einen dumpfen Knall, welches, wie er später erfuhr, das Verschwinden der freigebigen Juden bedeutete. Mit dem Gelde soll er sich Häuser und Feld, und darunter auch den unfern Budissin gelegenen sogenannten Weinberg, welchen späterhin ein gewisser Steinberger ausbaute, erkauft haben und als wohlhabender Mann gestorben sein. Ob irgendein anderer nach ihm wiederum diese Höhle besucht habe, und ebenfalls so glücklich gewesen sei, davon schweigt die Sage.

3) Nach einer andern Sage sollen die früher teils in Seydau lebenden, teils die in der Stadt Budissin nach ihnen benannte Gasse in Menge bewohnenden Juden in dieser Höhle ihre Schätze und Kostbarkeiten verborgen haben, um dieselben bei den gegen sie verhängenen Verfolgungen zu sichern, zur Zeit der Not davon Gebrauch zu machen und sie gelegentlich nach und nach unbemerkt fortzuschaffen. Da nun aber ihre Vertreibung plötzlich erfolgte, so hatten sie sich eilig, glücklich, nur mit dem Leben davon zu kommen, fortzugeben, und so die Schätze, deren Lagerstätte nur Wenigen bekannt gewesen, verlassen müssen. Diejenigen, welche Wissen davon gehabt, waren gestorben, und so ruhten diese Reichtümer noch im Schoße der Erde. An einem Tage des Jahres 1618 ging nun der Seydauer Martin Reike in diese Kluft, und gelangte an eine mit mehreren Riegeln und Schlössern verwahrte eiserne Türe. Plötzlich vernahm er ein starkes Rauschen, gleich einem vom Felsen herabstürzenden Wasserfalle, und bemerkte, wie sich Schlösser und Riegel von selbst lösten. Ein furchtbarer Knall erfolgte, den Bauer ergriff aus größter Angst und Bangigkeit die Flucht aus der Höhle, die sich vor seinen Augen verschloss und deren Stelle und Eingang er nimmer fand.

4) Einst soll in diese verrufene Höhle ein Bauer ziemlich weit hineingegangen und an eine verschlossene Tür gekommen sein, weil ihn aber Grausen anwandelte, ist er ohne weiteres Nachforschen wieder umgekehrt. In dieser Höhle soll sich nun aber ein großer von Kerzen erhellter Saal befinden, in dem an einer langen Tafel die Geister dieses Berges sitzen und zur ewigen Strafe in Haufen von Gold wühlen müssen. Vor längerer Zeit soll aber hier des Nachts ein kleines graues Männlein mit langem, schneeweißem Barte bemerkt worden sein. Dies hörte ein gewisser Reichard aus dem Dorfe Seidau und beschloss die Sache genau zu untersuchen. In einer finstern Nacht machte er sich, nachdem er von den seinen rührend Abschied genommen hatte, auf den Weg. Kaum hatte er die Spitze des Berges erreicht, so

stand auch schon das graue Männlein vor ihm. So mutig Reichard erst gewesen war, so verzagt war er nun, doch erholte er sich bald wieder und fragte das Männlein, wer es sei und was es hier zu tun habe. Ich bin, erwiderte es mit froher Hast, ein Geist aus diesem Berge und bin um eines Versehens willen von den andern Berggeistern verdammt, hundert Jahre lang allnächtlich diesen Berg auf- und abzustei-gen, bis der Tag meiner Erlösung kommt, und Du, fuhr er fort, bist bestimmt, mich zu erlösen, und das geschieht, wenn Du allein den ungeheueren Schatz, der in diesem Berge verborgen ist, heben wirst. Dies allein zu tun aber weigerte sich Reichard hartnäckig, da erlaubte es das Männlein, das er seinem Bruder den Vorfall erzählt und ihn zur Hebung des Schatzes mitbringen könnte. Sie versahen sich mit den nötigen Werkzeugen und bestiegen in nächster Nacht den Berg. Das Männlein empfing sie, gebot ihnen aber, wenn Stimmen aus der Tiefe sie fragen würden, was sie mit dem Schatze machen wollten, ja nicht zu antworten, und sich durch Drohungen nicht erschrecken zu lassen. Die Brüder fingen an zu graben und fanden, wonach ihre Seele sich sehnte, den Schatz. Als sie ihn aber heben wollten, erklang aus der Tiefe eine furchtbare Stimme. Die Schatzgräber schwiegen. Die Stimme drohte sie zu töten, wenn sie nicht Antwort gäben. Da wurde Reichards Bruder doch ängstlich und antwortete, dass sie sich damit ein frohes Leben zu verschaffen gedächten, und der Schatz – sank mit donnerndem Gepolter in die Tiefe! Seit dieser Zeit hat der unglückliche Geist noch keine Erlösung gefunden.

5) Einst spielten Kinder armer Eltern an diesem Berge und fanden einen Haufen Kohlen. Da sie die Armut ihrer Eltern kannten, dachten sie klug genug, von diesen Kohlen soviel mitzunehmen, als sie fortbrächten, in der Meinung, das sie doch wohl zu etwas brauchbar sein könnten. Da die Eltern sich darüber als ein gutes Brennmaterial freuten, nahmen die Kinder ein Körbchen und holten den Rest der Kohlen nach Hause. Einige Tage später wollten diese Leute sich der Kohlen zum Brennen bedienen, und fanden einen großen Haufen Goldstücke.

Die Sagen von dem Geldkeller auf dem Löbauer Berge

1) Von der höchsten Spitze des Löbauer Berges führt nach Norden der sogenannte Prinzensteig an einem Felsen vorbei, der im Volke allgemein der Geldkeller genannt wird. Das Thor desselben ist geschlossen und nur an hohen Festtagen und zu bestimmten Stunden war es Einzelnen vergönnt, ins Innere der Höhle zu treten und sich dort Schätze zu holen. Einst sollen arme Kinder hier Holz gesammelt und eine von ihnen noch nie bemerkte Höhle gesehen haben. Neugierig kletterten sie an den Rand derselben, um hineinzublicken. Da entführte der Wind den Hut des einen Kindes in das Innere der Höhle und dieses jagte ihm keck nach, um ihn zu erhaschen. Plötzlich sieht es sich vor einer schwarz behangenen Tafel, an der ernste und bleiche Männer sitzen, welche mächtigen Haufen Geld zählen. Freundlich winken sie dem zitternden Knaben und geben ihm seinen verlorenen Hut mit Gold gefüllt zurück. Er verlässt die Höhle und eilt mit seinem Schatz nach Hause. Umsonst suchte man später nach dem Eingange derselben, er aber ist verschlossen und hat sich nie wieder geöffnet. Im Volke ist der Glaube verbreitet, das verstorbene Bürgermeister von Löbau in dem Felsen einen Schatz hüten, mit dem sie die Stadt einst, wenn sie in Not ist, unterstützen werden.

2) Zwei Knaben spielten einst auf dem Löbauer Berge und zwar in der Gegend des sogenannten Geldkellers. Dem einen von ihnen entnahm der Wind sein leichtes Strohhütchen und führte es in die Tiefe einer Felsenkluft. Der Knabe weinte und schrie, doch dadurch gelangte er immer noch nicht wieder zu seinem Eigentum. Aus Furcht vor Strafe, die er mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten hatte, wenn er ohne sein Hütchen nach Hause kehren wollte, gab er sich nun alle mögliche Mühe, es wieder aufzufinden, kletterte und kroch von einem Steine auf den andern und gelangte endlich in die Tiefe der Kluff, ohne aber sein liebes Hütchen ausfindig zu machen. Jetzt entdeckte er eine in den Fels hineingehende Höhle, hier glaubte er nun das Gesuchte finden zu müssen und geriet so, ohne dass er es dachte, von Tiefe zu Tiefe, bis sich endlich ein ungeheurer und weiter Felsenkeller seinen staunenden Blicken eröffnete. Hier sah er nun zwar immer wieder noch

nichts von seinem Hüttchen, wohl aber erblickte er eine ganze Gesellschaft Herren, die um einen großen Tisch herumsaßen und zu spielen schienen, kein lautes Wort aber von sich hören ließen. Im Hintergrunde des Kellers aber standen ganz unermessliche Braupfannen voll von blanken Talern und Goldstücken. Die stummen Herren winkten dem Knaben freundlich, sich von den aufgehäuften Schätzen zu nehmen und einzustecken; doch ein grässlich feuerschnaubender Hund vertrat ihm furchtbar den Weg, das er fast allen Muth verlor; von Neuem aber winkten die Herren und der furchtbare Hund zog sich etwas zurück. Auf dringendes und wiederholtes freundliches Zureden wagte es endlich der Knabe, sich heranzuschleichen, ging dann hart bei dem Hunde vorbei, so das er fast über ihn hinwegsteigen musste und steckte sich von den blanken Talern und Goldstücken so viel ein, als nur in seinen kleinen Taschen Platz hatte. Nun schon dreister gemacht, da Alles ohne Gefahr für ihn abgelaufen war, machte er sich auf den Rückweg, der ihm auch weder von dem feuerschnaubenden Hunde noch von den stummen Herren an dem großen runden Tische streitig gemacht wurde. Froh über sein unverhofftes Glück, das ihm statt seines strohenen Hüttchens einen so großen Schatz finden ließ, stieg er nun wieder in der Felsenkluft empor, war ohne viele Mühe und ehe er es dachte, wieder oben auf dem Berge und eilte darauf mit seiner Barschaft vergnügt nach Hause. Der andere Knabe, der mit diesem auf dem Berge war, hatte mit Ungeduld auf die Rückkunft seines Gesellen aus der Felsenkluft geharrt und beinahe schon gefürchtet, das er wohl unglücklich gewesen sein könne. Doch als er ihn nun, nicht nur gesund und wohlbehalten, sondern sogar mit reichen Schätzen beladen, wiederkehren sah, und es obendrein diesen erzählen hörte, wie leicht und ohne Gefahr er dazu gelangt sei, so stieg auch in ihm der Gedanke auf, sein Glück bei jenen unterirdischen Schatzmeistern zu versuchen. Um auf ähnliche Art sich einen Weg dahin zu bahnen oder wohl gar seine Ankunft in jenem Unterreiche zu verkünden, warf er absichtlich sein Hüttchen in die Felsenkluft hinab. Endlich nach langem beschwerlichem und gefährlichem Klettern gelang es auch ihm, den Eingang in den beschriebenen unterirdischen Felsenkeller wirklich zu entdecken. Doch nicht so günstig war sein Empfang, wie er nur kurz zuvor seinem Genossen zu Teil geworden war. Denn mit bösen und zürnenden Mienen sahen ihn die stummen Herren an dem großen runden Tische an und bedrohten ihn aufs Strengste, wenn er es wagen wollte hineinzukommen, auch der feuerschnaubende Hund bewies ihm schon von Weitem seinen ganzen Grimm. Eiligst und so geschwind als er nur konnte, machte der Knabe daher sich wieder auf die Beine und war nur froh, mit heiler Haut und lebendig davon gekommen zu sein. Nur mit Mühe konnte er aber den Weg rückwärts finden und die steile Höhe wieder erklimmen, von wo er nun noch obendrein ohne Hut nach Hause kehren musste.

Überhaupt hat die Erfahrung gelehrt, das diejenigen, die diesen Berg mit Willen aufsuchten und ihre Habsucht mit den darinnen befindlichen Schätzen recht geflissentlich zu befriedigen hofften, nie so glücklich waren, die sich zugeeigneten Schätze mit sich nach Hause zu nehmen. Ja ein Löbauer Bürger musste sogar einst sieben Jahre lang in dem Berge bleiben und in Geduld harren, bis sich ihm der Berg von selbst wieder auftat, denn aus übergroßer Begierde, sich von den erblickten Schätzen so viel als nur möglich zu eigen zu machen, hatte er ganz vergessen, das der Berg nur eine Stunde lang offen sei und dann Jahre lang sich ihm zuschließen würde. Gern ließ er dann alle Schätze und die, welche er sich sogar schon zugeeignet hatte, in Stich und war zufrieden, nur seine Freiheit wieder erlangt zu haben.

3) Es begab sich einst, dass eine arme Frau auf dem Löbauer Berge die Türe des Goldkellers gewahrte, wie sie offen stand. Die Zeit aber, wo solches geschah, war an einem Karfreitagmorgen früh, als man eben vom Chore die Passion absang. Neugierig und hoffend, einen Schatz und somit ihr Glück darin zu finden, so wie schon mancher Anderer vor ihr, ging sie hinein, obschon sie einen größeren Schatz, nämlich ihr einziges Kind, auf den Armen trug. Überall glänzten ihr gleich hellen Karfunkeln, die Gold-, Silber- und Schaustücke entgegen, die in großen mächtigen Braupfannen links und rechts aufgehäuft dastanden. Niemand aber und nirgends wo war ein Wächter dieser Schätze zu sehen, ein runder Tisch nur stand unfern vom Eingange, und einige Äpfel, so frisch, wie sie nur in Herbstzeit auf den

fruchttragenden Bäumen prangen mögen, lagen darauf. Auf diesen Tisch nun setzte sie das Kindlein nieder, damit es spielen möge mit den herrlichen Früchten, sie aber scharfte und sammelte so viel des blanken Geldes und Goldes in ihre Schürze, als sie nur ertragen konnte und trug es fürbass aus dem Keller hinaus. Alsbald nun kehrte sie wieder um, dass sie auch ihr Kindlein sich nachholen möge, was sie versäumt hatte über dem unterirdischen Mammon. Aber o Jammer! nimmer und nirgends konnte sie jetzt die Türe des Kellers wieder gewahren, zu der sie doch nur eben hinausgetreten war, und weder Weinen noch Greinen, noch Klagen und Zagen mochten ihr helfen, denn schier nicht eine einzige Spur konnte sie noch wahrnehmen. Gar gern hätte sie nun all' ihre blanken Schätze, die sie gewonnen, dahin gegeben für den einzigen Schatz, den sie verloren. Und ob sie auch ihr gehabtes Unglück denen anzeigte, die zu Rate sitzen, so konnten sie ihr doch nicht raten und helfen, ja alles Nachforschen und Suchen und Graben war sonder Nutzen, so viel dessen auch auf gemeiner Stadt Kosten veranstaltet und vorgenommen werden mochte. Was aber jene schmerzlich betrübte Mutter durch alle ihre Sorgfalt und Mühe nicht zu erlangen vermochte, das konnte Geduld und Zeit ihr gewähren, denn als nun endlich wieder die Zeit der Ostern herbeigekommen war und die Stunde, wo man vom Chore herab die Passion absang, ging das Weib abermals hinaus, die Stelle zu suchen, wo sie vor einem Jahr so glücklich und doch so unglücklich gewesen, und siehe, da öffnete sich mit einem Male wieder jene unterirdische Pforte mit ihren Karfunkeln gleich blitzenden Schätzen. Sie aber, tränend und sehnd, sieht nichts denn ihr Kindlein, das immer noch auf jenem runden Tische sitzend, wohin sie es einst gesetzt, munter spielte mit den frischen Äpfeln und freundlich die Arme ihr entgegenstreckte. Gar gern wählte sie diesmal für alle die toten Schätze den lebenden, doch als sie mit ihm das Sonnenlicht erblickte, erblich das Kind ihr in den Armen. Nach einem andern Berichte hätte jedoch das Kind nur eine dreitägige Ohnmacht befallen, und da ein Jeder an dem Schicksale der unglücklichen Mutter Teil nahm, so habe auch ein wundertätiger Mann der Gegend davon gehört, es sei ihm gelungen, dem Kinde wiederum Leben und Gesundheit zu schenken und zwar mittelst heilsamer Kräuter, die nicht weit von jenem Goldkeller wuchsen, weshalb auch eine Stelle daselbst bekanntlich der Kräutergarten heißt. Der darauf munter gewordene Knabe war aber nie mehr auf den Berg zu bringen, mochten seine Gespielen auch noch so fröhlich dahin eilen, und als er zum Jüngling herangewachsen und die Mutter verstorben war, ging er in die weite Welt und hat da durch Fleiß und Rechtschaffenheit sein Glück gemacht, mochte aber nie von dem Glück etwas wissen, welches nur durch Schätze in den Geisterbergen und auf ähnliche Art leicht zu erwerben sei.

4) Nach einer andern Volkssage soll sich der Geldkeller allemal am Johannistage mittags um 12 Uhr öffnen und sich des Nachts wiederum um dieselbe Stunde schließen. Wer nun zur angeführten Zeit in selbigen eintritt und desselben labyrinthische Gänge durchwandelt, wird an deren Ende Haufen von Gold- und Silbermünzen finden, von denen er sich nach Belieben, so viel er davon will, einstecken kann. Am Johannistage 1516 hatte ein Bauer das Glück, den Eingang geöffnet zu finden, er ging hinein und erblickte mit offenen nüchternen Augen den unermesslichen Schatz. Zuerst unschlüssig, was er tun oder lassen sollte, entschloss er sich endlich, seine Taschen und Mütze zu füllen und belastet mit der köstlichen Beute den Rückweg anzutreten. Allein vorher schon durch das viele Hin- und Hergehen zweifelhaft gemacht und nunmehr ob seines Glückes trunken, verirrte er sich in den Kreuzgängen und die verhängnisvolle Stunde, mit welcher sich der Eingang schloss, ertönte. Von Grabesnacht umdüstert sah sich nun der Arme, Klagen, Rufen und Weinen half nichts, da ihn Niemand hörte. Endlich versank er in einen tiefen Schlaf, aus welchem er erst das kommende Jahr, am Johannistage, wieder erwachte, allein Taschen und Mütze leer fand. Durch Erfahrung klug geworden, wollte er die unterirdische Wanderung nicht wieder von neuem beginnen, sondern verließ die Höhle ebenso arm, als er sie vor Jahresfrist betreten hatte.

Die Saufgespenster

Anno 1556 am Sonntage Judica oder dem schwarzen Sonntage hat ein junger Edelmann in der sächsischen Oberlausitz des Teufels Anfechtungen folgendermaßen erfahren müssen.

Nachdem er mit etwa neun oder zehn andern Edelleuten in einem nahe gelegenen Dorfe die Kirche besucht, ist er von zweien seiner Kameraden, welche daselbst einen Edelhof besaßen, nebst den andern zum Mittagsmahl geladen worden, wo man denn alsbald angefangen hat, tapfer zu zechen und einander »mit halben« zuzutrinken. Wie nun unter jungen Leuten solches Zechen selten friedlich endet, so erhob sich auch hier zwischen zweien der Gäste ein Streit um ein Glas Bier, indem der eine dem andern nicht mehr hat wollen oder können Bescheid tun, bis sie endlich einander nach den Köpfen griffen und mit Fäusten aufeinander einschlugen, das viel Blut geflossen. Da besorgte jener oben erwähnte junge Edelmann, der ein frommer Herr und erst zwanzig Jahre alt gewesen, es möchte mit einem von Beiden ein schlimmes Ende nehmen, und als sie von Neuem wieder anfangen wollten, mit den Fäusten zu fechten, ist das gute Gemüt dazwischen gesprungen und hat den einen bei Seite genommen und mit ihm den Weg nach seines Vaters Hause eingeschlagen.

Zu Hause angekommen, hat der Vater den fremden Gast wohl aufgenommen, ihn zur Tafel geladen und mit dem besten Trunke bewirtet. Nachdem sie manch gutes Glas mit einander ausgezecht und sich trefflich berauscht hatten, begibt sich der Vater mit dem Gast zu Bette, den Sohn aber, der sich einen Rausch angetrunken hatte und mit dem Kopfe auf der Tafel liegend eingeschlafen war, ließ er daselbst zurück. »Er wird wohl aufwachen und sein Bett schon finden«, dachte der unbesorgte Vater. Spät in der Nacht weckt den berauschten Junker ein seltsames Rauschen und Rascheln am Fenster. Das kam von lauter kleinen schwarzen spannenlangen Männlein, die zum Fenster herein steigend bald das ganze Zimmer anfüllten. Der Junker entsetzt sich und will zur Türe hinaus, da kommt ihm plötzlich ein heller Schein entgegen und an der Türe steht ein langer Mann mit einem ellenlangen schwarzen Barte und einem großen Lichte in der Hand. Zugleich wird es auch hinter ihm helle, und wie er sich umsieht, ist der ganze Tisch besetzt mit Lichtern, Trinkkannen und Humpen und rings herum setzen sich die kleinen Männlein und werden plötzlich lang und immer länger und haben große schwarze Bärte und schwarze Mäntel, weiß geschlitzte Wämser und auf dem Kopfe Braunschweigsche schwarze Hüte mit Hahnenfedern und goldenen Borten und es will den Junker danken, als wären etliche seiner Zechbrüder darunter, mit denen er den ganzen Tag getrunken. Sie grüßen ihn auch einer nach dem andern, heben die Humpen, trinken und rufen ihm zu, der eine: »Hans, es gilt Dir«, der andere: »Hans, tu Bescheid«, ein Dritter: »hast Du heut können saufen, Hans, so kannst Du auch jetzt mit uns saufen«, ein vierter: »musst saufen, Hans, oder wir drehen Dir den Hals um«. Da fiel der Junker auf die Knie, hob die Hände auf und wollte beten. Und wie er anfang zu beten, siehe da stand plötzlich vor ihm ein Mann in einem langen weißen Gewande, mit schönen goldenen Locken und einem hellen lieblichen Angesicht. Der sprach zu ihm: »Hans, trinke nicht mit ihnen, sei standhaft, bete zu Gott dem Herrn im Namen Jesu Christi. Der wird Dein Helfer sein in diesen Nöten! « Da betete der Junker inbrünstig und wo er nicht weiter konnte vor Angst, da half ihm der Mann im weißen Gewande und sprach zu ihm: »Du hast heute einen Todschlag verhindert, darum wird Dir Gott beistehen gegen diese Unholde, so Du ihn anrufest, aber tue Buße und lasse ab vom Saufen und Fressen, ermahne auch Deine Gesellen, ein Gleiches zu tun!« Mit diesen Worten verschwand der Mann im Lichtgewande, und zu ihm traten zwei schwarze Gestalten, ähnlich gekleidet wie die gespenstigen Zechbrüder, nur mit langen schwarzen Pluderhosen, und peinigten ihn, da er jenen Bescheid zu tun standhaft weigerte, mit Zwicken, Zerren und Raufen, das er zu unterschiedlichen Malen laut aufschrie, bis endlich der Hahn krächte und der ganze Spuk urplötzlich mit großem Gepolter verschwand.

Als der Junker sich allein sah und wiederum zu sich kam, kroch er auf allen Vieren zur Türe hinaus, wo er gar kläglich jammernd liegen blieb, bis das der Vater und das Gesinde von

seinem Jammern geweckt aufgestanden sind und ihn an der Stubentür liegend gefunden und in sein Bett gebracht haben. Das Gesinde hatte wohl sein Geschrei gehört, aber vermeint, es sei etwa ein Streit ausgebrochen unter den drei Zechern und gehe sie nichts an. Des andern Tages hat der Junker gebeichtet und das heilige Sakrament genommen, auch seinen Zechbrüdern mitgeteilt, was ihm begegnet und sie ermahnt, gleich ihm Buße zu tun. Es hat sie dann gedeucht gleich ein Märlein, Schwank oder Traum, haben ihn nur verlacht und ihr wüstes Leben fortgesetzt. Diese Geschichte hat der Pfarrer des Ortes nachmals mit Bewilligung des Edelmanns öffentlich von der Kanzel verkündigt, Jobus Fincelius aber, welcher diese Begebenheit aufgezeichnet und in Druck gegeben hat, versichert, ihm sei sowohl der Name des Junkers als auch der Ort der Begebenheit wohl bekannt.

Die Säule bei Marienthal

Dem Portal des Klosterhofes Marienthal gegenüber an der Straße Richtung Altstadt befindet sich eine hohe runde Säule aus Sandstein, welche an ihrem viereckigen Piedestal einem ganz unleserliche Schriftzug enthält. Über die Entstehung derselben geht folgende Sage voraus. Es habe einst ein sehr zorniges Gewitter drei Tage über dem Kloster gestanden, ohne sich zu entfernen, da hätten die Nonnen geglaubt, es müsse eine unter ihnen sein, welche der Himmel zürne, nach gegenseitigem Befragen unter ihnen habe es sich ergeben, das eine junge unlängst erst eingekleidete zum Klosterleben gezwungene Nonne vor ihrer Einführung ins Kloster gesagt habe: »ehe sie ins Kloster ginge, solle sie doch das Donnerwetter erschlagen!« Sie wurde sogleich aus dem Kloster geführt und soll an dieser Stelle niederkniet haben, um zu beten, aber sogleich von einem Blitz getötet worden sein.

Die Steinbilder in der St. Barbarakapelle zu Görlitz

In dem Teile der Klosterkirche zu Görlitz, welche die St. Barbara-Kapelle heißt, sieht man oben an der Decke einen Mann mit Zither und Geige, einen andern mit Harfe und Trommel, eine bekränzte Frau und einen borstigen Mannskopf, dem ein Quarg im Munde steckt. Dies soll eine sonderbare Begebenheit der Vorzeit verewigen, wo nämlich einmal eine lustige Gesellschaft nach der Landskrone unter Spiel und Gesang hinaufzog und ein Mann dabei war, der sich vermaß, er wolle, ehe er den Berg heraufkomme, drei Quärge verschlingen, aber die Wette verlor, indem der dritte ihm im Halse stecken blieb, so das er ersticken musste.

Die steinerne Martersäule zu Breslau

Die Martersäule, welche jetzt auf der Seite des Maria-Magdalenen-Gymnasiums, nach der Ohlaischen Gasse zu aufgestellt ist, befand sich noch zu Anfange dieses Jahrhunderts auf dem Platze vor der Kirche, dem Pfarrhofe gegenüber. Sie ward als Denkstein dem 1490 hingerichteten und daselbst begrabenen Landeshauptmann Heinrich (oder Heinze) Dompnigk errichtet.

Nun erzählen aber die Chronisten, der Ursprung dieses Wahrzeichens sei folgender:

Seit König Johann von Luxemburg war die Schlesische Landeshauptmannschaft dem stets nach Unabhängigkeit strebenden Rat von Breslau verpfändet, und seit 1335 wählte daher derselbe die königlichen Landeshauptleute. Nun hatten sich aber unter der kurzen Regierung des Königs Matthias die Landeshauptleute, und namentlich Heinrich Dompnigk, nicht eben zur Zufriedenheit der Breslauer benommen, sondern mit dem Oberlandshauptmann oder Landsvoigt Georg Stayn in Budissin gemeinschaftlich gegen Breslaus Interessen gewirkt. Als nun Matthias am 4. April 1490 plötzlich in Wien starb, regten sich bekanntlich die unzufriedenen Lausitzer und Schlesier gegen die Landeshauptleute und die Breslauer nahmen die Gelegenheit wahr, bei der durch des Königs Tod erfolgten Auflösung aller Ordnung in Böhmen, Ungarn, Schlesien und den Lausitzen auch ihren Landeshauptmann

Dompnigk selbst zur Verantwortung zu ziehen, obschon dies eigentlich nur von dem königlichen Hofgerichte hätte geschehen sollen. Heinze Dompnigk glaubte nichts Klügeres tun zu können, als von dem Breslauer Rate seine Amtsenthebung zu verlangen. Diese gewünschte Enthebung ward ihm auch ohne weiteres zu Teil, und er hätte nun eigentlich am Klügsten gehandelt, sich sofort aus dem Staube zu machen, doch er hielt sich für vollkommen sicher und blieb deshalb getrost in Breslau. Während nun Georg Stayn von den Bautzenern den Görlitzern und von diesen wieder den Brandenburgern ausgeliefert ward, obschon die Breslauer dessen Auslieferung verlangt hatten, trat plötzlich der neu konstituierte Breslauer Rat gegen Dompnigk mit Anklagepunkten hervor und verhaftete ihn am Sonnabend vor Johannis (19. Juni) 1490. Man machte mit ihm sehr kurzen Prozess, denn er ward zum Tode durch das Schwert verurteilt und bereits am 6. Juli (nicht den 4. oder 11., wie Einige sagen) 1490 an einem Dienstag hingerichtet. Das Urteil lautete: "Und wiewohl er solches seines bösen Handelns halber einen härteren und schweren Tod verdient, so wollen doch die Herrn Gnade antun und mit dem Schwerte richten lassen."

Die Hinrichtung geschah auf einem schwarz samtenen Teppich, was ihm als "Herrn" zukam, vor dem Rathause in der 13. Stunde (1 Uhr Mittags) bei verschlossenen Toren. Er widerrief alles, was er unter den Foltern zugestand und rief zuletzt noch aus, dass er den Tod "Grams und Neides halber" erdulde. Sein Leichnam ward auf dem Maria-Magdalenen-Kirchhofe beerdigt.

Bemerkenswert ist übrigens, das laut einer Aktennotiz in Zittau im Jahr 1419 bereits ein "Heinze Dompnigk" als Teilnehmer der Raubzüge des bekannten Stegreifritters Heinrich Ranker in der Lausitz und Schlesien, nicht zu Zittau, wohin man diesen ritterlichen Wegelagerer gefangen eingebracht hatte, hingerichtet, sondern "dort seiner Freunde willen" zu Breslau geköpft worden ist.

Die steinernen Köpfe an der Ortenburg

Eine Hauptzierde der Stadt Budissin ist die Ortenburg, früher ein Wohnsitz der Markgrafen und Landvoigte, jetzt für die Kreisdirektion eingerichtet. An der Mauer desjenigen Seitenflügels der Burg, da wo man von der Schloßgasse unter dem Bilde des Königs Matthias den Hof betritt, findet man zwei steinerne Köpfe eingemauert, die, als der obengenannte König (1483-1486) das durch Brände sehr beschädigte Schloss wieder aufbauen ließ, unter dem Schutte, wahrscheinlich als einzige Reste zweier zerbrochenen Bildsäulen gefunden wurden. Man erzählt darüber folgende Sage. Es sollen einst ein Mönch aus dem Franziskanerkloster zu Budissin und eine Nonne zu Prag, die schon als Jugendgespielen Liebe zu einander empfunden hatten, dann aber durch den Willen ihrer Eltern getrennt für den geistlichen Stand bestimmt worden waren, doch Gelegenheit gefunden haben, sich zu sehen und mit einander zu verkehren. Die Sache ward jedoch entdeckt und beide sollen an jenen Stellen, wo heute noch ihre Köpfe aus der Mauer heraus sehen, lebendig eingemauert worden sein.

Die Steinkreuze an der Straße von Zittau nach Gabel

Unweit der Burgruine Karlsfried liegen an der Straße von Zittau nach Gabel zwei Steinkreuze. Es kann sich niemand mehr daran erinnern, dass sie jemals aufgerichtet waren. Über diese Kreuze wird folgende Sage erzählt: Da ist vor langen Zeiten hierher ein Einsiedler gekommen aus fremdem Lande, um seine großen Sünden in stiller Abgeschiedenheit zu büßen, denn er war ein großer Mörder. Der hat sich auf der Wiese eine Hütte gebaut und darum seinen Garten. Darin hat er von dem Samen, den er mitgebracht, sein Gemüse gezogen. Die Leute nun, welche um ihn in einzelnen Hütten wohnten, waren ein wildes Geschlecht, lebten untereinander in Feindschaft und beschäftigten sich allein mit der Jagd, die ihnen den Lebensunterhalt bot. Den Ackerbau kannten sie nicht. Da war nun der alte Einsiedler tätig und lehrte sie, den Boden urbar zu machen. Er lehrte sie auch die Liebe zu

ihren Mitmenschen, sodass sie bald fromm und gesittet wurden und viel Getreide auf ihren Feldern bauten. Das schafften sie in die Stadt Zittau und nach Böhmen. Sie bauten auch bald eine bessere Straße, und als der Einsiedler alt und schwach wurde, und nicht mehr seinen Garten zu bearbeiten vermochte, da setzten ihm die Handelsleute Brot und Wein auf die Kreuze, die am Wege standen. Eines Tages blieb das Brot unberührt und niemand holte das Geschenk, denn der Einsiedler lag in seiner Hütte und war gestorben.

Die tapfere Magd zu Poritsch bei Zittau

Nördlich an der Mauer neben dem Eingang ins Wohngebäude des Gutes Kleinporitsch erblickt man einen großen Hund in Stein gehauen, welcher den treuen Gefährten bedeuten soll, der nach einer Volkssage das kühne Mädchen begleitete, die an einem Spätabend es auf eine Wette wagte, am Galgen zu Zittau eine Gabel oder Spille einzustecken, oder nach Andern mit Kreide 3 Kreuze an die Galgentür zu schreiben, dort aber im Kloster zu den dünnen Brüdern, wie man früher scherzweise den Galgen nannte, Räuber fand und selbigen ein an der Galgentür angebundenes Pferd nahm, sich darauf schwang, es mit dem Haarbiegel regierte und so heimbrachte. Die sie bis zu Hause verfolgenden Räuber soll der erwähnte Hund zerstreut haben. Ein hölzernes Pferd, auch in nach damaliger Tracht gekleidetes Mädchen in halber Naturgröße befand sich an einer Wand auf dem Saale des Wohnhauses noch zu des damaligen Besitzers, eines gewissen Adlers Zeit (1686) abgebildet und ist erst beim Brande des Gutes unter dem Besitzer Grusche mit verloren gegangen.

Die umirrenden Stiefeln

Zu Lauban in der Lausitz, sonst Lübben genannt, hat sich folgendes im Dreißigjährigen Kriege zugetragen. Es kam von Görlitz her ein Regiment Butlerischer Dragoner, die waren nicht von den besten, und es ward den Bürgern vor ihnen mächtig bange, hatten auch der Drangsale in Fülle von ihnen auszustehen. Da kam ein entsetzlich langer Kerl von dieser Raubbande zu einem Schuster und verlangte ein Paar Reiterstiefeln, Kanonen, wie diese Haudegen und Eisenfresser sie trugen, fand ein schönes großes langes Paar, die ihm trefflich passten, den Soldaten im Dreißigjährigen Kriege ging es wie jenem Trödeljuden, der von sich sagte: Ich hab' 'nen guten Kleiderlaib, es passt mir alles. Da nun der gewaltige Kriegsheld die Stiefeln an- und dafür ein Paar ganz erbärmliche, zerrissene Stiefeln ausgezogen hatte, dem er die Sporen ab- und an die neuen Stiefeln anschnallte, fragte er, was die neuen Stiefeln kosten sollten, und da der Schuhmacher den Preis forderte, so zog jener seinen Haudegen blank, nahm den Schuster am Arm und fuchtelte ihm so viele Hiebe zählend auf, als der arme Bürger Schreckenberger gefordert hatte, so das dieser sich vor Schmerz, Angst und Schrecken nicht bergen konnte, sich endlich losriss und verwünschend rief: Ei so wollte ich, das diese Stiefeln und Eure Beine in ihnen niemals Ruhe finden, Ihr mögt tot oder lebendig sein! Der Reiter lachte den Schuster in seinem ohnmächtigen Zorne aus und stolperte mit klirrenden Schritten über das Wackersteinpflaster Laubans und verfluchte dieses Pflaster und den Berg, der dazu die Steine lieferte.

Bald darauf wurde das Dragonerregiment anderwärts hin beordert, als aber die Schlacht bei Lützen geschlagen ward, riss eine schwedische Stückkugel, die dem Pferde durch den Leib fuhr, demselben Dragoner beide Beine ab, und er verblutete auf dem Schlachtfeld. Und danach hat man zwei Stiefeln marschieren sehen ohne Ruh und Rast und ohne Herrn, doch staken in ihnen zwei blutige Beinstummel, die wanderten und wanderten von Lützen nach Markranstädt und über Rippach, wo der bekannte unsterbliche Herr Hans von dort sie mit eignen Augen sah, nach Leipzig, von Leipzig nach Wurzen, Oschatz, Zehren und Meißen nach Dresden, von da ohne Rast und Ruh über Bischofswerda, Bautzen, Löbau und Reichenbach nach Görlitz und von da endlich spornstreichs nach Lauban und blieben auf dieser ganzen langen Wanderfahrt völlig ganz. Die Stiefeln spazierten zum Städtlein hinein, an des Schuhmachers Haus vorbei, recht, als ob er sehen solle, das sein Wunsch in

Erfüllung gegangen, wendeten von da um und bestiegen den Steinberg, welcher der Vater des verwünschten Pflasters, und dort wanderten sie nun bald sichtbar, bald unsichtbar auf den scharfkantigen Basaltsäulen umher; man hörte sie auch trapsen; wer sie aber sichtbar sah, was nicht einem jeden widerfuhr, und trug etwa ein Verlangen nach ihnen und wollte sie haschen, der bekam einen Tritt und schlug auf die Wackersteine hin, das ihm die Rippen krachten.

Dem Schuster, der sie als sein Eigentümer wieder einfangen wollte, soll dieses am allerersten begegnet sein.

Die unglückliche Wette in Zittau

Bei dem Bau der Kirche der heiligen Dreifaltigkeit zu Zittau hat unter den Maurern ein Lehrling mit seinem Meister um die Wette gearbeitet, um zu sehen, wer einen Pfeiler der Kirche eher als der andere vollendet haben werde. Beide haben also zu gleicher Zeit angefangen und sich tapfer dazu gehalten, danach aber ist der Lehrling mit seinem Pfeiler eine ziemliche Zeit eher als der Meister fertig geworden, hat also die Wette vor dem letzteren gewonnen, was diesen dermaßen geärgert hat, das er den Lehrling, ehe dieser sich es versehen, meuchlings ermordet hat. Zum Lohne dafür ist dem Maurermeister der Kopf mit dem Schwerte vor die Füße gelegt worden. Man bezeichnet noch heute zwei Pfeiler an der Westseite der Kirche mit nischenartigen Vertiefungen als die sogenannten Wettepfeiler.

Die Venus in Budissin

Wo jetzt das Schloss Ortenburg steht, soll sonst ein Götzentempel und darin die Bildsäule eines schönen Weibes, mit einem Myrtenkranze um den Leib, einer Rose im Munde, einer brennenden Fackel auf der Brust, stehend auf einem Wägelchen von zwei schwarzen Schwänen gezogen, gestanden haben. Bei der Erbauung des Schlosses ist alles von Grund aus zerstört worden.

Die verbannten Bauernburschen

Auf dem von Kamenz nach Gersdorf über das Dorf Gölenau hinführenden Wege kommt man an einen kleinen Busch und dann links zu einem kleinen Teiche. Man nennt diese Gegend das Gölenauer Weidig, doch wird dieselbe von Jedermann gemieden. Man will hier öfters ein Ächzen und Seufzen, Zischen Schnarren und Pfeifen vernehmen, kreischende Stimmen aus dem Röhrig hören, und blaue Flämmchen aus dem Wasser aufsteigen sehen, in der Luft und im Wasserspiegel gräuliche Gestalten erblicken, und zuweilen sollen Spukgeister den Vorübergehenden aufhocken. Angeblich sollen dieses die Geister einer Rotte wüster Gesellen sein, welche im Jahre 1537 am Vorabende des Christentages von Neukirch, ihrer Heimat, nach Pulsnitz gezogen waren, und sich dort einen tüchtigen Rausch geholt hatten. Auf dem Rückwege kamen sie, durch das begonnene Schneegestöber geblendet, von dem ihnen sonst wohlbekannten Pfade ab, unwirsch darüber begannen sie grässlich zu schimpfen und zu lästern, und als ihnen ein von Gersdorf mit seinem Sakristan zurückkehrender Mönch entgegentrat und sie ernst abmahnte, verschlossen sie ihm höhrend den Mund mit Schneebällen. Da entbrannte der heilige Mann in gerechtem Zorn und bannte die Gottlosen in jenen Teich, wo sie bis heute noch ihr Unwesen treiben.

Die Vexirlinde bei Hermsdorf

Am Wege von Görlitz nach Hermsdorf steht mitten auf freiem Felde eine ziemlich große Linde mit einer mächtigen Krone, sie heißt die Vexirlinde, weil man glaubt, sie habe die Eigenschaft, die Leute, welche des Nachts in ihre Nähe kämen, so verdreht im Kopfe zu machen, das sie von ihrem Wege abkommen und immer im Kreise um sie herumlaufen,

ohne sich eigentlich weit von ihr entfernen zu können. Als Ursache dieses Zauberbannes wird nun folgende Begebenheit erzählt.

Zurzeit als die Hussiten über das böhmische Gebirge in die Lausitz einbrachen und alles mit Feuer und Schwert verheerten, war auch ein Bauer aus Hermsdorf, nachdem er alles im Stiche gelassen, in die Görlitzer Heide geflüchtet. Als nun die gefürchteten Feinde wieder weg waren, kehrte er zurück, um nach seinem Besitztum zu sehen, fand aber alles niedergebrannt. Als er nun auf der Brandstätte seines Hauses ratlos dastand, fiel sein Blick auf die auf dem Felde ehemals seiner früheren Behausung gegenüber stehende Linde und er sah an derselben eine menschliche Figur am Boden liegen. Er ging darauf zu und fand eine fremde Frau mit schrecklich verzerrten Zügen auf dem Boden hingestreckt, die mit den Händen in der Erde wühlte und Töne des Jammers ausstieß. Er glaubte erst eine Wahnsinnige vor sich zu haben, als er ihr aber freundlich zuredete, erhob sie sich und gestand, sie sei, als sie wie er vor dem erbarmungslosen Feinde geflüchtet, von den Ihrigen getrennt worden und habe an dieser Stelle eine vorzeitige Entbindung gehabt, vor Kälte, Hunger und Durst halb von Sinnen habe sie Hand an ihr Kind gelegt und dasselbe erdrosselt, allein sie fühle, das sie dasselbe nicht lange überleben werde: und so war es auch, sie hatte kaum ihr Verbrechen gestanden, da stürzte sie wie vom Blitz getroffen zur Erde und war tot. Der Bauer verscharrte die unglückliche Kindesmörderin an derselben Stelle, wo er sie gefunden hatte, aber seit dieser Zeit ließ sich Abends ihre Jammergestalt an derselben Stelle sehen und von da an öffnete auch der Baum selbst die Vorübergehenden.

Die Wasserfrau und der Fleischerbursche zu Zittau

Oft kam die Wassermannsfrau nach Zittau, um Fleisch einzukaufen. Sie pflegte dabei immer ihren Weg durch ein kleines Pförtchen in der Straßenmauer zu nehmen. Einstmals kam sie auch zu einem Fleischer und wollte ein Stück Fleisch kaufen. Als es ihr der Bursche zu Recht hacken wollte, hielt sie das andere Ende fest und der Bursche hackte ihr mit seinem Beile aus Unvorsichtigkeit einen Finger ab. Die Wasserfrau schrie laut auf und rief zornig. "Warte nur, dafür sollst Du schon noch mein werden!", lief wehklagend davon und ließ sich nicht wieder sehen. Der Meister ließ nun den Burschen drei Monate lang nicht über Land gehen um Einkäufe zu machen, damit ihn nicht etwa die Wasserfrau samt dem Vieh mordete. Aber nach dieser Zeit erlaubte er es dem Burschen und schickte ihn aus, um auf einem nahe gelegenen Dorfe ein Stück Vieh zu holen. Der Bursche musste auf seiner Wanderung über einen ganz kleinen Graben, in dem nur ein ganz klein wenig Wasser war. Als er darüber ging, packte ihn die Wasserfrau, tauchte mit ihm unter und ertränkte ihn in der Pfütze.

Die Wehklage

Die Wenden stellen sich die *Boze sedleschko* oder Wehklage als ein Wesen in Gestalt eines schönen weißgekleideten Kindes oder auch einer weißgefiederten Henne vor und halten es für eine Art Schutzgeist, welcher eine bevorstehende Gefahr oder ein bald zu befürchtendes Unglück durch Klagen und Weinen anzeige und hierdurch davor zu warnen suche. Wenn es sich hören lässt, so kann man auch eine Frage nach dem Grunde seines Weinens tun, worauf man aber meist eine unbestimmte Antwort erhält. Als im Jahr 1766 die Stadt Muskau der unglückliche Brand betraf, soll es sich zu verschiedenen Malen in dem Hause, wo das Feuer auskam, haben hören lassen und endlich auf Befragen geantwortet haben. "es (das Unglück) wird nicht nur bei Dir sein, sondern auf allen Gassen." Als auch vor einigen Jahren bei der Neißemühle daselbst drei Personen ertranken, habe es der Müller einige Tage vorher gehört, und da er gefragt, die Antwort erhalten: "es betrifft nicht Dich, sondern einen Andern". In Wittichenau hörte man sie angeblich vor dem Brande von 1822, und in Bautzen hatte sie ihren Sitz an dem Orte, wo jetzt das Schauspielhaus steht. Dort ließ sie sich stets hören, wenn der Stadt ein Unglück drohte, so z.B. vor der Pest von 1519, 1586, 1611, 1612 und 1614, bei dem großen Brande von 1634 und bei einer Überschwemmung 1552, jetzt hat man

sie aber längst nicht mehr gehört. Indessen soll dieser Schutzgeist nicht von Jedermann, sondern nur von Einigen gehört und gesehen werden, und der Glaube an denselben geht so weit, das viele Wenden bei Abseihung eines kochenden Topfes oder Ausgießung siedenden Wassers die Vorsicht brauchen und zu sagen pflegen: "gehe weg, damit ich Dich nicht verbrühe." Täten sie dieses nicht, so besorgen sie, sie möchten sich selbst verbrühen, und wenn bei manchen Hitzblättern ausfahren oder sich ein Ausschlag zeigt, so geraten sie auf den Gedanken, sie wären von diesem Geiste verbrühet worden. Daher sagen sie: "die Wehklage hat Dich verbrühet!" Dafür gebrauchen sie folgende Kur: Sie schmieren das Ofenloch mit Butter und sprechen: "Wehklage ich schmiere Dich, heile mich, Du hast mich verbrühet!" Dann nehmen sie den Brausch (d.h. den Schaum) von einem kochenden Topfe und schmieren den Schaden, welches gewiss helfen soll.

Die weiße Jungfrau in Lauban

Über der Tür eines Hauses am Markte zu Lauban befindet sich das Standbild einer Jungfrau. Sie stellt die Tochter eines ehemaligen Besitzers desselben vor, welche, man weiß nicht mehr warum, von einem Kriegsmann erstochen wurde. Ihr Vater, welcher sie sehr lieb hatte, ließ dies Bild zu ihrem Andenken anfertigen. Als ein späterer Eigentümer es hatte wegnehmen lassen, erschien die Jungfrau, in lange weiße Gewänder gehüllt, zur Nachtzeit den Bewohnern so lange, bis man ihr Bild wieder an seinen Ort brachte.

Die weiße Taube auf dem Schlosse zu Muskau

Wenn auf dem Schlosse zu Muskau ein Sprössling der herrschaftlichen Familie sterben sollte, so zeigt sich, wenn der Todeskampf zu Ende geht, im Sterbezimmer eine schöne weiße Taube.

Im Jahre 1662 war Kurt Reinicke von Callenberg Besitzer des Schlosses. Er hatte ein liebliches und gottesfürchtiges Töchterlein, Namens Katharina Eleonore. Aber an der Grenze des jungfräulichen Alters starb das hoffnungsvolle Fräulein. Kurz bevor sie starb, richtete sie sich noch einmal im Bette auf und fragte: "Wo bleibt denn die weiße Taube, welche um mein Bett fliegt?" Als Niemand Antwort zu geben wusste, da legte sie sich hin und entschlief sanft und selig.

Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge

Auf demjenigen Teile des bekannten Löbauer Berges, der wegen der darauf wachsenden Kräuter der Kräutergarten genannt wird, erblüht in der Nacht des Tages Johannis Enthauptung mit dem Glockenschlage 11 Uhr eine Blume, welche kein Naturforscher je gesehen oder bestimmt zu haben sich rühmen kann. Ihre Farbe ist purpurn mit goldener Einfassung, grün mit Silberrändchen ihre Lotusähnlichen Blätter, veilchenblau ihr Stängel und glänzend himmelblau der Stempel. Sie hat, wiewohl großartiger, der Lilie Gestalt, und weit und breit duften – wenn sie ihren Kelch erschließt – ihre Wohlgerüche, denen die lieblichsten Blumendüfte weder in der alten noch neuen Welt gleichen. Keines Sterblichen Auge hat je ihre Wurzel erblickt. Im Jahre 1590, als der Löbauer Ratsförster Kajetan Schreier auf gedachtem Berge einen Rehbock erlegte, empfanden seine Geruchswerkzeuge jenes wunderliebliche Duften, dessen Ursache er sich nicht zu erklären vermochte, und da der Duft, den der Wind ihm zuwehte, immer stärker wurde, ging er, den Rehbock vergessend, einige Schritte vorwärts, allein sonderbar, der jeden Schritt und jedes Strauchwerk da selbst kennende Waidmann ging irre und drehte sich in einem Kreise, bis endlich sein Ohr eine sanfte, Harfen- oder Harmonikatönen ähnliche Musik vernahm und er die Wunderblume vom magischen Lichte erleuchtet erblickte. Er wusste nicht, was ihm geschah, blieb unentschlossen, ob er hören, sehen, riechen oder die Blume brechen sollte, seine Sinne schwanden, um in kurzer Zeit wieder zu himmlischem Genuss zu erwachen. So stand er zweifelhaft – da verkündete der Zeigerschlag in Löbau die zwölfte Mitternachtsstunde – es

blitzte und die Blume war verschwunden. Nun wusste der Jäger, was er hätte tun sollen, um sich in den Besitz dieses Kleinods zu setzen. Nun erst, aber zu spät, eilte er an den Ort, wo die Blume gestanden, gewährte aber keine Spur mehr davon, wohl aber wehte der kühle Morgenwind einen Zettel von schwarzem Pergament, der folgende mit goldener Mönchsschrift geschriebene Worte: *Mortalis immaculati cordis, qui tempore floris mei fortuito huc venit casu, carpere me potest et uti bonis, quae praebeo, sin minus, fugiat longe* enthielt, dem Betäubten zu.

Eine alte unleserliche Handschrift, die noch Anfangs des vorigen Jahrhunderts mit dem Pergamentzettel in Urschrift, nebst einer gerichtlich aufgenommenen Registratur über die Aussage des Försters auf der Löbauer Ratsbibliothek vorgezeigt wurde, enthielt Folgendes:

"Blühet in dem Gärtlein uf dem Löbauer Berge, allein nur aller hundert Jahr, gar in der Mitternachts Stund von St. Joannis Enthäubung gar ein wunderseltam Blümlein, von anmutiger Gestalt und lieblichem Duft, welches der, so reinen Herzens ist, leicht aus der Erd reißen kann und dadurch zu hoher Ehr und vielen Geld gelangt, die starke, große Wurzel, sowie das Blümlein selbst vom puren Gold, Silber und köstlichem Gestein ist. Wer sich aber nit sicher ist, der berühr es ja nit; sonst verliert er sein Leben. Wofür Gott behüt."

Die wüste Mühle bei Reichenau

Mitten auf der Grenze der beiden Dörfer Reichenau und Hermsdorf im Amte Frauenstein am Kreuzwalde, hart an der nach Böhmen führenden Straße, steht die Ruine der Kapelle zum heiligen Kreuz oder die sogenannte wüste Kirche. Dieselbe ist 24 Ellen lang und 12 Ellen breit, scheint aber nur eine Wallfahrtskirche gewesen zu sein, insofern 1742 ein gewisser Trope oder Hartitzsch sich mit dem Hermsdorfer Richter um das Recht stritt, Bier und Brot zum heiligen Kreuz zu schaffen. Unter dieser Kapelle soll aber eine ganze Braupfanne voll Gold stehen und zwölf Fässer alten Weines lagern, allein ob man wohl oft schon danach gegraben hat – niemand fand bis heute den rechten Fleck.

Die Zwerghochzeit

Wenn man von Gaußig nach Neukirch geht, kommt man über eine mit verschiedenen Hölzern bewachsene Anhöhe, links neben derselben erblickt man aber einen freien, mit Wiesenblumen bedeckten Platz, gewöhnlich der Tanzplatz genannt. Von diesem erzählt man, das in der Bartholomäusnacht auf einmal ein dichter Nebel von der Erde aufsteigt, aus welchem nach und nach kleine niedliche Geschöpfe beiderlei Geschlechts auftauchen, in das nächste Buschwerk schlüpfen und dann, wenn der Nebel verschwunden ist, Paar und Paar unter Vortritt von Spielleuten aus dem Dickicht kommen, ein schön geschmücktes Brautpaar mit sich führen, dreimal im Kreise herumziehen, sich dann an eine reich besetzte Tafel setzen, an welcher Braut und Bräutigam den Ehrenplatz einnehmen, sich an Speise und Trank gütlich tun, und nach beendigter Mahlzeit in lustigem Reigentanze sich umher schwenken, bis sie, wenn der Frühnebel aufsteigt, in ihre unterirdische Wohnungen zurückkehren. Wer ihnen durch Zufall in den Weg geführt wird, den beschenken sie reichlich, wer sie aber belauern will, der büßt seinen Vorwitz mit einem Buckel voll Prügel.

Ein Fehmgericht

Das Fehmgericht, oder das Gericht auf "roter Erde", ist unstreitig eine der merkwürdigsten seltsamsten Erscheinungen der Weltgeschichte.

Der Sage nach soll es bereits von Carolus Magnus eingeführt worden sein und im Laufe des 13. Jahrhunderts, wo mir der kaiserlichen Macht in Deutschland auch zugleich Recht und Gesetz schwand, großes Ansehen und volle Gültigkeit erworben haben.

Als aber im 16. und 17. Jahrhundert die Pflege der öffentlichen Gerichtsbarkeit eine größere wurde, büßten die Fehmgerichte allmählich ihr erworbenes Ansehen ein und schwanden endlich ganz aus der Geschichte.

Saß ihre Macht einst von großer Bedeutung war, beweist der Tatbestand, das selbst Fürsten und Erzbischöfe Mitglieder dieses geheimen, sonderbaren Bundes waren, sowie die weite Verbreitung, welche dieses Gericht in den Ländern des deutschen Reiches zur Zeit seiner Blüte hatte.

Auch im Zittauer Gebirge findet man Spuren des seltsamen Gerichtsverfahrens.

So erzählt der Volksmund von einem mächtigen Raubgrafen, den die heilige Fehme wegen Entführung einer Jungfrau streng bestrafte.

Der Ritter, ein junger, kühner Mann, hatte ein Mägdelein von rührender Schönheit auf sein festes, abgelegenes Waldschloss entführt und spottet jeglicher Bemühungen der Angehörigen des Mädchens, die sich bestrebten, dasselbe zu befreien.

Er und seine Knappen sangen ihnen wie zum Hohne das Lied von der entführten Jungfrau, das also lautete:

*Ein Vöglein ich gefangen hab`,
das will ich treulich wahren.
Ein Mägdelein ist es, lieb und schön,
und blühend jung an Jahren.*

*Es hat zwei Äuglein, himmelblau,
von Sternenglut durchleuchtet,
hat Wängelein, zart wie Blütenschnee
vom Rosentau befeuchtet.*

*Dies Mägdelein ist mein höchster Schatz,
ich will ihn treulich wahren!
Mit ihm soll meine Seligkeit,
mein Glück von hinnen fahren.*

Da wandten sich die Verwandten des Mädchens an die heilige Fehme und forderten das heimliche Gericht zur Rache für die Freveltat des Ritters heraus.

In stiller Nachtzeit erschienen die schwarz verummten Boten des Fehmgerichtes, den Ritter vor den Richterstuhl der Schöffen zu laden. Sie schnitten aus dem mächtigen Burgtore einen Eichspan und steckten daneben das mit dem Zeichen des Kreuzes versehene dolchähnliche Messer in die Erde. Es war dies die erste Aufforderung, vor den Richtern zu erscheinen. Der Ritter erschrak gewaltig, als er diese Einladung vernahm und gedachte, sich durch Flucht zu retten.

Als er eine zweite Einladung in der dritten Nacht erhielt, verließ er mit dem Mägdelein und einem treuen und ergebenen Knappen sein mächtiges Schloss, um sich auf der Burg eines Freundes im Inneren des Landes vor den schrecklichen Richtern zu sichern.

Er war vogelfrei oder verfehmt, und jeder seiner Diener und Untertanen hatte das Recht, ihn zu ermorden, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden.

In einer finsternen, stürmischen Nacht war es, wo die flüchtigen Reiter heimlich durch den mächtigen Tannenwald landeinwärts ritten. Der rauschende Nachtwind fuhr manchmal schauerlich klagend durch die breiten Baumwipfel und spielte mit den langen, flatternden

Mänteln der flüchtigen Reiter. Ein rauschender Gießbach, der dicht am Wege hinabbrauste, verschlang mit seinem Rauschen den schallenden Hufschlag der Rosse.

Eben waren sie an einem Kreuzweg angelangt und wollten von dem bisher verfolgten Wege abbiegen, als plötzlich durch die Waldesnacht ein gellender Pfiff tönte, dem der scheue Ruf eines Nachtvogels zu folgen schien. Ein banger Schauer erfasste die Flüchtenden. Sie hielten lauschend ihre Rosse an.

Im selben Augenblick huschten aus dem Waldesdunkel mehrere vermummte Männer. Stumm und kaltblütig fielen sie den Rossen in die Zügel, und bevor die erschrockenen Reiter noch zur Besinnung kamen, waren sie bereits aus den Sätteln gehoben und entwaffnet.

Eine hohe, schwarz vermummte Gestalt trat nun an den Ritter heran und mit dumpfer, hohler Stimme sprach sie: "Ritter, die heilige Fehme wird Euch richten. Ihr seid dem Tode verfallen und müsst jetzt sterben! Im Namen des allmächtigen, dreieinigen Gottes reinigt Eure schuldvolle, sündige Seele, nur wenige Minuten sind Euch noch vergönnt."

Wie ein Blitzschlag trafen den jungen Ritter die Worte dieses schrecklichen Mannes, und halb bewusstlos sank er auf die Knie und flehte um Gnade und Schonung.

"Zu spät", gab der furchtbare Ritter zur Antwort, "Nie vergibt die heilige Fehme einem Schuldvollen."

Einige Minuten vergingen, während zwei Vermummte sich des Knappen und des Mägdeleins bemächtigt hatten, um ein Entfliehen derselben zu vereiteln; der Ritter richtete sich auf und wiederholte von Neuem seine Bitte, statt der Antwort wandte sich der Richter an seine Genossen und sprach: "Geht ans Werk!"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so schnurrte ein Seil empor, während starke Armeden Unglücklichen ergriffen und ihm die feste Schlinge um den Hals legten.

Noch einen Moment - das über einen breiten Tannenast geworfene Seil wurde angezogen, ein heiserer Schrei entrang sich der Brust des Ritters. Dann ward es still - sterbend hing er an dem Tannenbaume. Wie sie gekommen, diese nächtlichen Richter, so verschwanden sie auch wieder im Waldesdunkel.

Nur der hohe Mann, welcher die Hinrichtung geleitet hatte, trat zum Knappen heran und sprach: "Du bist frei, gehe darum hin und verkünde den Leuten, dass die Richter der heiligen Fehme deinen Herren gerichtet haben", dann verschwand auch er geräuschlos im Waldesdunkel.

Das Mädchen wurde noch in derselben Nacht ihren Angehörigen übergeben.

Als der Morgen graute, sahen die Wanderer den Hingerichteten hängen; in der Tanne aber steckte der Dolch der heiligen Fehme. Mit großer Angst und Scheu schritten die Wanderer vorüber.

Nach drei Tagen war der Leichnam des Ritters verschwunden; dafür sah man unweit der Tanne ein frisch aufgeworfenes Grab.

Lange Zeit hindurch blieb dieser Ort eine Stätte der Furcht und des Schreckens, und noch heute trägt der Tannenbaum den Namen "Fehmtanne".

Eine Jungfrau durch die Luft getragen

Am 24. März des Jahres 1605 hat der Teufel eine Jungfrau aus Pommern durch die Luft davon geführt und vor der Stadt Görlitz auf dem Sande niedergelassen, ohne ihr weitem Schaden zuzufügen.

Eine Teufelsdohle besucht die Oberlausitzischen Stände

Als in Böhmen der 30jährige Krieg ausgebrochen war, hielten die Lausitzer Stände eine Zusammenkunft zu Budissin um zu beraten, wie sich das Land in solchen Kriegsläufen zu verhalten habe. Als sie nun so dasaßen und sich berieten, klopfte es ans Fenster, und siehe da, eine Dohle sitzt davor und pickt mit ihrem Schnabel an die Glasscheiben. Als man nun das Fenster geöffnet, ist das wunderliche Tier in das Zimmer gehüpft und hat ganz vernehmlich gekrächtzt: "Ihr Herren, was macht Ihr da?", ist dann etliche Male im Zimmer auf- und abgegangen und endlich wieder zum Fenster hinausgeflogen. Darüber sind die Herren gewaltig erschrocken und haben es gleich für eine böse Vorbedeutung gehalten.

Einzug der Wenden

Etliche des slawischen Volkes die zogen gegen Preußen, Pommern und Kassuben bis hin gegen Dänemark und an das Meer gegen Mitternacht um und um und wohnten und bebauten die Lande bei dem Meer und in Preußen.

Etliche aber des Volkes von Böhmen, da ihrer viele waren, die zogen über die Wasser und kamen auf das Erdreich, darum Mähren liegt und bauten da den Acker und Städte und nannten das Land Mähren.

Etliche des Volkes zogen fort und kamen auf das Gelände, da nun Meißen liegt, und nannten das Land das Meißnische Land.

Etliche kamen gegen Bautzen, etliche ins Lausitzer Land und wohnten allda. Und alle diese Lande, die waren vorher wüste gewesen, die bauten zuerst das vorgenannte Volk, die Wenden.

Die um Calau und Luckau wohnenden Slaven hießen die Caluconen, von ihnen stammt die in Lübbenau wohnende Familie der Calaucer ab. Ein anderes wendisches Volk, die Camanen hatten ihren Sitz um Camenz, zu Kaisers Heinrich IV. Zeit waren sie mit unter dem Kriegsvolke des Grafen Wiprecht von Groitzsch. Um Luckau und Golßen herum wohnten die Stoderaner, ein wendischer Volksstamm, deren Namen sich noch in dem edlen Geschlechte derer von Stutterheim erhalten hat. Von dem Stamme der Milziner sollen die Herren von Miltitz, von dem der Schluben aber die Herren von Schlieben abstammen. Das Wort Lausitz und der Name Lausitzer ist aber den Wenden von dem Volke, welches sie vertrieben hatten, den Lusen geblieben.

Georg Emmerich und das heilige Grab zu Görlitz

Im 15. Jhdt. lebte zu Görlitz ein Bürgermeister, George Emmerich, ein rechtschaffener und gerechter Mann, der aber einen Sohn gleiches Namens besaß, den er in allen ritterlichen Künsten erziehen und große Reisen machen ließ, um sich im Auslande zu bilden und sich zu seiner künftigen Würde (es war nämlich ziemlich gewiss, das er einst seinem Vater in seiner Würde folgen werde) vorzubereiten.

Allein der junge Mann hatte in der Fremde sich auch ein ziemlich lockeres Leben angewöhnt und so machte er sich nach seiner Heimkehr kein Bedenken daraus, eine tugendhafte

Jungfrau, Namens Benigna Horschel unter dem Vorgeben, sie ehelichen zu wollen, um ihre Unschuld zu betrügen.

Zwar versuchte ihr Vater, ein Tuchmacher, ihn durch Bitten und Vorstellungen zu bewegen, seiner Tochter durch die Ehe ihre Ehre wiederzugeben, allein der stolze Junker dachte nicht daran, eine Handwerkerstochter in das Haus seines Vaters als Schwiegertochter zu bringen und so geschah es, das in Folge dieser Weigerung Unruhen in Görlitz ausbrachen, indem die sehr zahlreiche Tuchmacherzunft sich der Angelegenheit ihres Mitmeisters annahm und gleichzeitig auch die ohnehin den Patriziern nicht sehr holde Bürgerschaft die Sache soweit trieb, das der junge Emmerich genötigt ward, zur Buße seiner unsittlichen Handlung eine Pilgerfahrt nach Jerusalem anzutreten.

Dies war nun aber eigentlich keine sehr harte Strafe für ihn, um so mehr, als eine sehr reiche und schöne Witwe aus Görlitz, Agnete Fingerin, welche sich in den jungen Patrizier verliebt hatte, ihm als Mönch verkleidet nachreiste und in dieser Verkleidung seine Reise mitmachte. Emmerich ward in Jerusalem zum Ritter geschlagen und fasste hier bereits den Entschluss, nach seiner Rückkehr dort eine Nachbildung des Heiligen Grabes zu erbauen, weil er in der Gegend, wo dasselbe später aufgestellt ward, also an der nordwestlichen Seite der Stadt, da wo die Straße nach Nisky führt, eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der Lage der heiligen Stätten zu Jerusalem zu finden wähnte.

Nach Görlitz zurückgekehrt, wählte ihn die Bürgerschaft, die seine früheren lockern Streiche vergessen zu haben schien, im Jahre 1483 zum Bürgermeister, nachdem er inzwischen ein zweites Mal nach Jerusalem gereist und dort durch einen mitgenommenen Maler und Baumeister sich genaue Risse von dem Heiligen Grabe hatte anfertigen und dann nach seiner Rückkehr auch wirklich dieses merkwürdige Bauwerk hatte ausführen lassen. Auch jene Agnete Fingerin machte nach ihrer Rückkehr eine Bußstiftung, die in regelmäßigen Brot Lieferungen an die Armen bestand, welches Gebäck, Agnetenbrot geheißen, bis zum Jahre 1563, wo man es abschaffte, fort dauerte.

Grausamkeit der alten Wenden

Die Lausitzer Wenden in der Gegend von Zinniz (*Cianj*) hatten außerordentlich strenge Ehegesetze: am Markte dieser Stadt war eine Brücke, dort wurde jeder, der sich durch Untreue an seinem Weibe versündigt hatte, mit dem Teile, mit dem er gesündigt hatte, an die Brücke genagelt. Neben ihm lag ein Scheermesser und hiermit ward ihm die freie Wahl gelassen, entweder auf dieser Stelle zu sterben, oder sich selber loszuschneiden.

Die Sorben in der Lausitz hatten manche barbarische Sitte aus dem fernen Asien mitgebracht. Wenn z.B. ein Ehemann starb und eine Witwe hinterließ, so wurde diese bei lebendigem Leibe auf den Scheiterhaufen gelegt zu dem Leichnam des Ehemannes und wurde also mit demselben zugleich verbrannt. Solches geschah aber nicht etwa mit Zwang, sondern freiwillig und unter großem Freudengeschrei. Bei den Sorbenwenden der Lausitz herrschte in der Heidenzeit der schändliche Brauch, dass man sich der alten Leute, die zu nichts mehr tauglich waren, auf eine grausame Weise entledigte. Der eigene Sohn schlug seinen Vater tot, wenn er alt und unfähig wurde, oder er warf ihn ins Wasser oder er stürzte ihn von einem hohen Felsen herab, ja es sind solche Beispiele selbst noch in der christlichen Zeit vorgekommen.

Herr Lewin von Schulenburg, Oberamtshauptmann in der Altmark, ist ums Jahr 1580 erstmals zu den Wenden gereist und gefragt: "wohin mit diesem Alten?" Darauf sie geantwortet: "zu Gott". Meinten, sie wollten ihm Gott aufopfern, weil er mit Arbeiten seine Nahrung nicht mehr gewinnen könnte. Als der Hauptmann dieses verstanden, hat er den Alten mit Gewalt entledigt, ihn mit sich heimgenommen und zu einem Torwächter gemacht, in welchem Dienste er noch zwanzig Jahre gelebt und zugebracht haben soll. Ein anderer Chronist erzählt, im Jahre 1297 habe eine Gräfin von Mannsfeld, welche durch die auch von

Wenden bewohnte Lüneburger Heide reiste, einen Bauer getroffen, der ein Grab gegraben hatte, in welches er seinen daneben stehenden jammernden Vater legen wollte.

Jakob Böhme sieht den Schatz in der Landeskronen

Es ist der selige Mann Jakob Böhme im 1575sten Jahre nach Christi unseres Herrn Geburt zu Alt Seidenberg, einem gewesenen Marktflecken, ungefähr anderthalb Meilen von Görlitz in der Oberlausitz gelegen, von seinem Vater Jakob und seiner Mutter Ursula, beiden Armen und geringen Bauersleuten, guter Deutscher Art, aus christlichem und unbeflecktem Ehebett gezeugt, auf diese Welt geboren worden.

Nachdem er nun etwas erwachsen, hat er, neben andern Dorfknaben, des Viehes auf dem Felde hüten und also seinen Eltern mit billigem Gehorsam zu Hand gehen müssen. Bei welchem, seinem Hirtenstande, ihm dies begegnet ist, das er einstmals, um die Mittagsstunde, sich von den andern Knaben abgesondert und auf den davon nicht weit abgelegenen Berg, die Landeskronen genannt, allein für sich selbst gestiegen, allda zu oberst, wo es mit großen roten Steinen, fast einem Tür Gewichte gleich, verwachsen und beschloss, einen offenen Eingang gefunden, in welchen er aus Einfalt gegangen und darin eine große Bütte mit Geld angetroffen, worüber ihm ein Grausen angekommen, darum er auch nichts davon genommen, sondern also ledig und eifertig wieder herausgegangen.

Ob er nun wohl nochmals, mit anderen Hütejungen, zum Öfteren wieder hinauf gestiegen, hat er doch solchen Eingang nie mehr offen gesehen. Es ist aber selbiger Schatz, wie er berichtet, von einem fremden Künstler gehoben und hinweg geführt worden, worüber solcher Schatzgräber, weil der Fluch dabei gewesen, eines schändlichen Todes verdorben.

Messer, Schwert und Kreuz an der Dreifaltigkeitskirche in Zittau

Beim Bau der heiligen Dreifaltigkeitskirche in Zittau hat unter den Maurern ein Lehrling mit seinem Meister um die Wette gearbeitet, um zu sehen, wer einen Pfeiler der Kirche eher als der andere vollendet haben werde. Beide haben also zur gleichen Zeit angefangen und sich tapfer dazu gehalten. Darnach aber ist der Lehrling mit seinem Pfeiler eine ziemliche Zeit eher als der Meister fertig geworden, hat also die Wette vor dem Letzteren gewonnen, was diesen dermaßen geärgert hat, dass er den Lehrling, ehe es dieser sich versehen, meuchlings ermordet hat. Zum Lohne dafür ist dem Meister der Kopf mit dem Schwerte vor die Füße gelegt worden. Seit dieser Zeit nun sind an jener Stelle, wo die Tat geschehen ist, sowohl Messer und Schwert als auch ein Totenkreuz zu sehen bis auf den heutigen Tag. Auch zeigt man noch die beiden "Wettepfeiler".

Pfarrer und Hexenmeister

Nördlich am Fuße des sagenreichen Falkenbergs in Sachsen liegt das große Dorf Neukirch, gewöhnlich Neukirch am Hochwald genannt, in einem anmutigen Tale. Der Ort ist bekannt durch ein blutiges Gefecht, welches bei demselben vor der Schlacht bei Bautzen stattgefunden hat. Geht man von Ringenhain her auf der Chaussee nach dem Dorfe, so erblickt man bald nach dem Eintritt in dasselbe die schöne große Kirche neben sich. Unter den geistlichen Herren, die an derselben gewirkt, ist sonderbarer Weise einer in den Geruch gekommen, sich mit den nichts weniger als theologischen Künsten der schwarzen Magie beschäftigt zu haben. Es ist dies der Pastor Johann George Pech, der am 25. April 1795 in sein Amt eingewiesen worden ist. Viel erzählt die Sage des Volkes von ihm, aber am häufigsten begegnet man nachstehender Mär, in welcher der gelehrte Seelsorger eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Es waren einst in Neukirch einige junge Leute durch Zufall über eins von jenen anrühigen Büchern geraten, welche von geheimen Dingen handeln. Der Lob hat es in einem Winkel auf

dem Boden seines alten Vaterhauses aufgefunden und dem Lieb davon unter vier Augen erzählt; der Lieb aber, der nicht sehr verschwiegen war, hatte den Ehr Gott – Ehregott – ins Geheimnis gezogen, und der Ehr Gott konnt's nicht übers Herz bringen und hatte gegen seinen Vetter Toffel von dem Zauberbuche verlauten lassen. Weiter jedoch erhielt Niemand Kenntnis von dem unschätzbaren Buche, das möglicher Weise die jungen Leute sehr reich machen konnte, da es eine Menge Orte in der Umgegend angab, wo noch Geld vergraben lag, und die Mittel bezeichnete, wie man sich dieses Geldes bemächtigen könne. Außerdem handelte es von Beschwörungen, und weil zu einem solchen Experiment nichts Anderes gehörte, als in der Stunde der Mitternacht die Zauberformel abzulesen, so beschloss man, vor der Hand mit einem solchen Versuche den Anfang zu machen, um zu erfahren, ob die in dem Buche mitgeteilte Anleitung sich tatsächlich bewähre.

"Heut' Abend, „ sagte der Lob zu seinen Freunden, "kommt um Eilf zu mir, da wollen wir sehen, ob wir der Hexenscharteke trauen dürfen oder nicht."

Lieb und Toffl stimmten bei, und auch der Ehr Gott ließ, ungeachtet seines Namens, es sich angelegen sein, noch vor der verabredeten Stunde bei seinem Freunde einzutreffen.

Es war eine unheimliche finstre Nacht, der Sturm schoss in mächtigen Stößen durchs Tal, der Regen klatschte mit Gewalt gegen die Fenster, der alte Birnbaum vor Lobs Häuschen stöhnte und schnaubte wie Einer, der sich gegen wütende Angriffe verteidigt, und er verteidigte sich ja gegen die Elemente, welche rauschend und heulend in seinen morschen Ästen rasten. Die Burschen im wohl verschlossenen Hause kümmerten sich indes wenig darum, zum Überflus verriegelte man noch die Fensterladen, dann holte Lob sein Buch herbei, das ganz schwarz aussah und die enge Stube mit Modergeruch erfüllte. Auf dem Tische brannte eine alte Öllampe von Blech, der Docht wurde neu mit Öl getränkt und dann nahmen alle an dem Tische Platz.

Keiner sprach mehr ein Wort, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Lob, der die alten Zeichen noch am Geschicktesten zusammen buchstabierte, war zum Vorleser bestimmt und hatte das geheimnisvolle Manuskript vor sich liegen. Mit dem ersten Schlage der Mitternacht sollte das Werk beginnen.

Die alte Schwarzwälder Uhr hob jetzt auf Zwölf aus und ihr Knarren kam diesmal den Burschen sehr eigentümlich vor; doch teilte keiner dem andern seine Gedanken mit. Wieder trat tiefe Stille in der Stube ein, draußen rüttelte der Sturm an den Fensterladen, der Birnbaum seufzte und wehklagte, und auf dem Boden ließ eine Katze ihr klägliches Geschrei er tönen, dem bald eine zweite noch kläglicher antwortete.

Da schlug es zwölf, und noch während der Kuckuck an der alten Schwarzwälder in Einem fort schrie und die Flügel dazu bewegte, buchstabierte Lob schon mit möglichstem Fleiß in den altmodischen Zeichen, die häufig mit roten und blauen Zeichen verziert waren und ihm dadurch nicht wenig zu schaffen machten. Und immer tiefer las er sich beim Qualm der dampfenden Öllampe in die schnörklichen Buchstaben hinein, und die Andern horchten aufmerksam, als wäre es in der Kirche bei einer Trauung oder Leichenpredigt.

Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten; denn plötzlich entstand ein sonderbares Geräusch in der Ofenpfanne, der Deckel sprang auf und mit gellendem Meckern sprang ein kohlschwarzes Böcklein daraus hervor, das sehr bald anfang auf seinen Hinterbeinen sich zu erheben und nach seinem Schatten an der Wand zu stoßen.

"Da haben wir's," sagte Lieb leise, "der Zauber wirkt. Klappe Dein Buch zu, Lob, wir wissen, was wir wissen wollen, das ist für heute genug. Morgen geht's auf den Falkenberg, die Braupfanne mit Gold zu holen, die dort vergraben liegt."

Aber Lob, einmal im Eifer, war durchaus nicht dieser Meinung, sondern las, nach einem

vorwurfsvollen Seitenblick auf seinen Gefährten, herzlich weiter. Und siehe da! immer reicher entfaltete die Beschwörung ihre geheimnisvolle Kraft. Die kupferne Pfanne schien unerschöpflich, immer aufs neue tat sich der Deckel auf, um eine Menge zahmes und wildes Getier auszulassen, und bald war die Stube angefüllt mit schwerfälligen Eulen und plappernden Elstern, mit krächzenden Krähen und schwirrenden Fledermäusen. Zu dem schon vorhandenen Böcklein gesellte sich noch eine Menge anderer nebst vielen andern langgeschwänzten und krummgehörnten unbekanntem Geschöpfen, welche im wirren Knäuel, in der Stube herum drängten.

"Eine schöne Bescherung!" seufzte Toffel mit kläglichem Blick auf seine Freunde, "höre um des Himmels willen auf, Lob, mir stehen die Haare zu Berge!"

"Mir auch," beteuerte Ehr Gott, dem eben eine Fledermaus an die Nase geflogen war.

Der Lieb wollte auch etwas hinzufügen; doch blieb ihm das Wort im Munde stecken, als er plötzlich von hinten einen wohl gezielten Stoß von einem der schwarzen Böcklein erhielt. Es ist wahr, ein wohl ausgetragenes Neukircher Kind lässt sich nicht so leicht verblüffen, und Lieb war ein solches Kind. In der Schenke hätte er den Stoß mit einem Faustschlage vergolten, der allenfalls einen Ochsen niedergestreckt haben würde; aber heute schien es ihm doch ratsam, dem Angriff nur passiven Widerstand entgegenzusetzen.

Lob war jetzt am Ende seiner Beschwörung und hätte mit dem glänzenden Erfolge derselben sehr zufrieden sein dürfen, wenn nicht plötzlich der hinkende Bote nachgekommen wäre und eine früher übersehene Anmerkung in dem Buche ihn belehrt hätte, er müsse, um seine Gäste wieder in die Ofenpfanne zurückzubannen, die Zauberformel – rückwärts lesen.

Rückwärts lesen! Der arme Lob kratzte sich in höchster Verlegenheit hinter seinen ansehnlichen Ohren – er hatte zwar im Katechismus und Gesangbuch vorwärts lesen gelernt, aber rückwärts lesen hatte ihn sein alter Schulmeister nicht gelehrt.

Große Verlegenheit! Lob teilte seinen Freunden den kitzlichen Übelstand mit, die sich nun ebenfalls hinter den Ohren kratzten, – ein Ausdruck der Verlegenheit, durch den ermutigt das anwesende Getier anfang, strategisch ganz vorzügliche Angriffe auf die Beschwörer zu unternehmen. Der enge Raum wurde zum Schauplatz eines hartnäckigen Kampfes, und je eifriger die Angegriffenen bemüht waren, ihre Gegner von sich fern zu halten, desto häufiger und energischer arbeiteten die Hörner der Böcklein an ihren Rippen. Stoß auf Stoß erfolgte, und dabei meckerten die Bestien boshaft einander zu, als ob sie sich gegenseitig zu neuen Experimenten anfeuern wollten.

Ohne alle Frage war die Lage der armen Burschen trostlos genug, besonders die des am Meisten beteiligten Lob.

"Da haben wir's, „ wehklagte Lieb, "ich fühle meinen Leichnam nicht mehr und muss schon ganz schwarz angelaufen sein, wie ein alter Schwert-Groschen. Lob, lies das Teufelsbuch zurück, oder ich vergreife mich an Dir!"

"Ja, Lob, lies das Buch zurück oder ich falle mit Lieb über Dich her“, stimmte auch Toffel bei. "Ich bin morsch an allen Gliedern und trage einen Knax auf zeitlebens davon. Deine verdammte Hexengeschichte!"

Schließlich beteuerte auch Ehr Gott, denn Lob "windelweich dreschen" zu wollen, wenn er nicht sofort das Viehzeug entferne, so dass der unglückliche Beschwörer in die äußerste Verlegenheit geriet. Aber da kam ihm plötzlich ein Gedanke, wie ein Lichtstrahl fiel es in die Nacht seiner Bedrängnis, und mit dem Ausrufe: "Bleibt nur hier, ich werde sogleich Hilfe herbeischaffen!" stürmte er durch ein Fenster ins Freie und geraden Wegs der Pfarrwohnung zu.

Der Prediger saß noch angekleidet in seinem Studierstübchen, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, als sein Beichtkind atemlos hereinstürzte und ihm in abgebrochenen Sätzen von seiner Bedrängnis ein lebhaftes Bild entwarf.

Der Pfarrer winkte ihm Stillschweigen zu, als er gar nicht fertig werden konnte.

"Schon gut, schon gut, ich weiß, was Du mir sagen willst ... ich habe schon seit einer Viertelstunde auf Dich gewartet!"

"Umso besser, Herr Pastor, so sei er nur so gut und komme er, uns aus unserer Bedrängnis zu helfen, ich will auch in meinem Leben kein Zauberbuch mehr in die Hand nehmen. Komm' er schnell und leg' er das Buch zurück, sonst wird der Lieb noch zu Schanden gestoßen und der Toffel zu Brei gequetscht. Ich selber bin schon ganz kontrakt am ganzen Körper ..."

"Gerechte Strafe für Deinen Vorwitz!" warf der Pfarrer trocken hin.

"Er will uns also nicht helfen?" heulte Lob, der die Bemerkung des Pastors anders deutete.

"O doch, „ beruhigte der Seelsorger, indem er nach seinem Stock langte, "komm', Lob, wir wollen dem Spuk zeigen, das wir Gewalt über ihn haben!"

Bald war man an Lobs Hause angelangt, das Fenster stand noch auf und Pastor und Geisterbeschwörer nahmen durch dasselbe ihren Weg in das Innere, wo noch immer gekämpft wurde. "Gott sei Dank, ich komme nicht zu spät", sagte der Pfarrer, griff nach dem Buche und las es ohne Umstände rückwärts, worauf das Getier, durch den Zauberspruch genötigt, seinen Rückzug in die kupferne Ofenpfanne antrat. Elstern, Eulen, Krähen und Böcklein verschwanden allgemach, und mit dem Schlage Eins war nicht eine der Bestien mehr in der Stube. Nachdem die letzte verschwunden, legte der Pfarrer das Buch weg, mit den ernstesten Worten: "Wohl Euch, das ich noch fertig wurde! Wäre nach dem Schlage Eins noch ein einziges der höllischen Bilder hier verblieben, so hätte Euch der Böse den Hals umgedreht!"

Das klang freilich sehr schauerlich; doch die Burschen waren ja von der Gefahr befreit und schöpften wieder Atem. Der "alte Pech" aber kanzelte sie noch tüchtig ob ihres verwegenen Beginnens herunter, und ließ sich von ihnen das Versprechen ablegen, das sie nie wieder mit ähnlichen Dingen sich beschäftigen wollten. Die jungen Leute, die im Gefühle ihrer Rettung sonst etwas versprochen haben würden, legten das Gelübde freudig ab, und der Pfarrer verließ sie, nachdem er das Teufelsbuch an sich genommen, das seitdem für immer verschwunden ist. Die Braupfanne mit Gold ruht noch unversehrt im Falkenberge; Niemand mehr weiß den Zauberspruch, der sie aus der Tiefe hebt, und die einzige Kunde, wie dies geschehen könne, ist für alle Zeiten verloren.

Sage vom Hans-Christel

Auf dem Rittergute Maltitz unweit Weißenberg reitet nachts ein kleines Männchen, Hans-Christel genannt, auf einem großen schwarzen Hunde, mit dem er im Leben die armen Ährenleser von den Feldern fortjagte, um das Gut und in den Wirtschaftsgebäuden herum. Bei seinen Lebzeiten soll es ein Verwalter gewesen sein, der sich einst mancherlei Veruntreuungen zu schulden kommen ließ, und sich, als er Rechenschaft ablegen sollte, erhangen hat. Vor allen treibt er in der Verwalterstube sein Spiel, wo er die Rechnungsbücher und Papiere herumwirft und sonst allerlei Schabernack macht. Im Ganzen sind aber seine Neckereien sehr unschuldiger Art; hauptsächlich schreckt er das Gesinde vom Stehlen ab und treibt es zur Arbeit.

Sage von den Steinringen zu Zittau

Die alte Sechsstadt Zittau war ehemals wegen der Schönheit ihrer Jungfrauen hochberühmt, wie schon ein alter Vers besagt, der also lautet:

*Kommst Du von Bautzen ungefangen,
Und dann von Görlitz ungehangen,
Auch von der Zittau ungefreit,
So magst Du wohl sagen von guter Zeit.*

Allein mehrere dieser Zittauer Schönheiten nahmen ein trauriges Ende. So sollen einst zwei Brüder um eine Zittauer Jungfrau in der Nähe der Frauenkirche auf offener Straße gekämpft haben, und der eine von ihnen dabei gefallen sein. Zwei Ringe im Steinpflaster, etwa 100 Schritte vom Frauenkirchhofe bezeichnen den Platz, wo der Kampf stattfand, das Kreuz, das am Kirchhofthore liegt ist das Denkmal des einen Gefallenen, das Frauenbild von Stein aber auswendig an der Kirchhofsmauer, einige Ellen nördlich vom Thore soll jenes Mädchen vorstellen, welches, da es die Veranlassung zu jenem Zweikampfe war, angeblich hier lebendig eingemauert worden sein soll.

Sage von der Gründung Löbaus

Auf dem Wege von Großschweidnitz nach Löbau befindet sich ein herrlicher Quell, mit welchem eine Sage von der Entstehung Löbaus zusammenhängt.

Vor länger als 1000 Jahren lebte ein junger Slavenhäuptling, der die Tochter eines andern reichen Häuptlings hoffnungslos liebte. Mlink, so hieß der Verliebte, verübte Wunder der Tapferkeit, er kämpfte mit den furchtbarsten Bestien der Wälder, bändigte die wildesten Rosse und warf den stärksten Mann zu Boden, aber der Vater seines Liebchens blieb kalt und stolz gegen den Jüngling und duldet kaum, das er mit der Jungfrau sprach. Da Marja, so hieß dieselbe, nicht zugeben wollte, das der Geliebte sie entführte, geriet dieser fast in Verzweiflung und sann unaufhörlich auf Mittel, das Herz des Alten zu erweichen. Als er nun einst in stiller Mitternacht mit Marja am Ufer eines Stromes lustwandelte, erschien den Liebenden plötzlich die Wunderfee Pschapowicza und verkündete Mlink, das er nur immer gegen Sonnenaufgang ziehen solle, dort würde er nach Mühen und Kämpfen eine Tat verrichten, durch die er in Marjas Besitz gelangen solle. Der junge Häuptling schied voll süßer Hoffnung von der Geliebten, bestieg sein treues Roß und zog den angegebenen Weg durch Wälder und Sümpfe, Einöden und Schluchten, bis er nach vielen Gefahren und Kämpfen in eine Gebirgsgegend gelangte, wo ein herrlicher Bergstrom dahin rauschte. Das Tal war reizend, und der Jüngling, entzückt von den Schönheiten der Natur, rief aus: »*Jow sso mi lubi*, hier gefällt es mir! « Er beschloss hier eine Hütte zu bauen und eine Ansiedelung zu gründen. Mit Hilfe der ihn beschützenden Fee Pschapowicza kehrte er zur Geliebten zurück und erzählte deren Vater von seinem Zuge und wie er ein neues Paradies entdeckt. Darauf zog der Alte an der Spitze seines Volksstammes nach dem reizenden Lande, lichtete hier die Urwälder und erbaute das Dorf Altlöbau, wo der köstliche Quell entspringt, an dem man die wohlthätige Fee verehrte. Mlink und Marja aber wurden ein glückliches Paar.

Schön-Gretchen hinter dem Berge

In der nördlichen Oberlausitz liegt mit den letzten Häusern der östlichen Vorstadt Zittau zusammenhängend das herrliche Dorf Eckartsberg hoch auf einem Berge, der ihm den Namen gibt, an dessen Fuße sich ein kleiner Bach hinschlängelt und der auf seiner steil ansteigenden Spitze eine weite belohnende Aussicht in die noch so wenig gekannte, an Naturschönheiten so reiche Gegend darbietet. Hier lebte im letzten Drittel des 16ten Jahrhunderts die blühende Margaretha, Tochter eines dortigen Gutsbesizers, Namens Adam Otto. Unter der liebenden Obhut treuer Eltern, deren Hoffnung und deren Trost des

Alters sie war, hatte sie sechzehn Lenze kommen und gehen sehen. Rein war ihr Herz und lauter ihr Sinn, gleich dem Golde, und noch kein Sturm von Außen hatte vermocht, ihr die friedliche Stille ihres Herzens zu rauben. Mit jedem Tage entfaltete die werdende Jungfrau neue Reize und der Ruhm ihrer Schönheit verbreitete sich bald in der ganzen Umgebung, und machte auf die Herzen der Jünglinge den tiefsten Eindruck. Es sammelten sich um unser Schöngretchen hinter dem Berge, wie sie die Zittauer scherzweise nannten, ein Heer von Anbetern, die Ansehen, Reichtum, Bildung und Jugendfrische in sich vereinigten. Unter diesen befand sich auch ein ausgezeichnet schöner 20jähriger Jüngling, Georg von Kohlo, der Sohn des einen Bürgermeisters von Zittau, und ihm gelang es, sich durch tausend Schmeicheleien und Versprechungen in ihr bis jetzt unbesiegt Herz einzuschleichen. Nachdem er der unbefangenen Margarethe zu wiederholten Malen das heiligste Versprechen der Ehe gegeben hatte, wurde die weibliche Eitelkeit in ihr rege und sie sah sich schon im Geiste als die Schwiegertochter des Stadtregenten, der zugleich drei Rittergüter besaß, aufgenommen in die höheren Zirkel der Stadt und an ihren Genüssen teilnehmend. Immer enger und feuriger wurde das Verhältniss der beiden Liebenden, und in einem unbewachten verhängnisvollen Augenblick genoss der Heißgeliebte das, was die Jungfrau dem Jünglinge nie gewähren darf. Doch leider nur zu bald zeigten sich die traurigsten Folgen, und indem sie fühlte, das sich's zu regen begann unter ihrem Herzen, empfing sie, was sie fast wahnsinnig machte, die schreckliche Nachricht, das der Ungetreue, den sie für ihren Bräutigam gehalten, sich mit der Tochter des Rats Herrn Lorenz Heuner verlobt habe. Ein furchtbarer Kampf entstand in ihrem Innern, Natur und Gewissen geboten ihr Liebe zu dem neuen Leben, doch mächtig kämpfte dagegen der Gedanke an den gänzlichen Verlust ihrer Ehre vor der Welt, an den Spott ihrer neidischen Feindinnen, an den Hohn derer, die sie früher zurückgewiesen hatte, an den Gram ihrer Eltern und – siegte: denn als das Kind sich ihrem Schoße entwunden hatte, da legte sie, – freilich mit zitternder Hand und weinenden Augen – die Hand an zum grausamen Kindesmorde.

Bald wurde diese Freveltat entdeckt und die schöne Sünderin in die Stadt gebracht. Zu jener Zeit, im Jahre 1573, regierte der Bürgermeister Nicolaus von Dornspach, ein Mann von ausgezeichneten Talenten und einem Charakter, bei dem die guten und schlechten Seiten gleich stark hervortreten. Wie er sich in vieler Hinsicht um Zittau ein unsterbliches Verdienst erwarb, so hat er sich auch bei Vielen verhasst und verächtlich gemacht durch seinen stolzen, unbegrenzten Herrschersinn, und das dieser sogar bis zur rücksichtslosen Grausamkeit gesteigert werden konnte, dazu wird unsere Erzählung einen Beleg liefern. Denn schnell und eigenmächtig verurteilte er die unglückliche Margarethe zu einem Tode, der mit dem grässlichsten Schrecken umlagert ist, und seit einem halben Jahrhundert im ganzen übrigen Deutschland selbst über den größten Verbrecher nicht mehr verhängt wurde. Ohne den Trost der Religion auf dem schweren Wege aus Priesters Munde zu empfangen, wurde sie am 1. August 1573 unweit der Begräbniskirche zu Unserer lieben Frauen lebendig begraben und ihr, um eine Grausamkeit mit einer noch größeren zu überbieten, ein Pfahl durch das Herz geschlagen. Ihre Mutter wurde, weil sie ihr Kind nicht verraten hatte, ein Vierteljahr später vom Zittau'schen Gebiete verwiesen, jener Ungetreue aber, der all' dies bittere Weh herbeigeführt hatte, lebte noch 19 Jahre, und zwar in einer kinderlosen Ehe, von Gewissensbissen und Reue gepeinigt. Auch zu dem Tode seines ältesten Bruders Augustin von Kohlo hatte er mittelbar Veranlassung gegeben. Dieser wohnte nämlich 1579 einem fröhlichen Gelage zu Mostrichen bei Seidenberg bei, wurde hier in einen Streit wegen seines Bruders Verrat an der Geliebten verwickelt, deshalb einen Zweikampf annehmen und fiel in diesem. Für die Stadt Zittau hatte jene grausame Todesstrafe viele nachteilige Folgen, denn der kaiserliche Hof missbilligte diese eigenmächtige grausame Verfahrungsweise, der ganze Rath wurde zur Verantwortung gezogen und die Stadt verlor die Obergerichte, die sie erst später durch Bezahlung einer großen Geldsumme wiedererhielt.

Teufel heulen im Feuer

Im Jahre 1473 ist zu Zittau am 22. Juli eine furchtbare Feuersbrunst durch das unvernünftige Einfeuern eines Dienstmädchens beim Fleischer Oswald Just entstanden, die, als das Feuer anfangs nicht brennen wollte, zu demselben im Unmute gesagt hatte: "Willst Du sonst nicht brennen, so brenne in aller Teufel Namen!" Während derselben hat es im Feuer und der Luft geheult, das es entsetzlich anzuhören gewesen und sich die Leute dabei gefürchtet haben. Da sind die Mönche aus dem Kloster mit der Prozession gegangen, haben die Monstranz herausgetragen und einen Altar dem Feuer gegenüber gemacht und gebetet, auch die Benediction über das Feuer gesprochen in der Meinung, die Teufel damit zu vertreiben. Aber diese haben sich nicht daran gekehrt, sondern je mehr die Mönche exorcisiret, gesungen und gebetet, desto mehr haben die Teufel im Feuer und der Luft geheult.

Im Jahre 1458 hat ein solcher Teufel oder Gespenst, nachdem es acht Tage lang die Mönche auf dem Oybin geschreckt, die Kirche daselbst in Brand gesteckt.

Unterirdischer Gang in Löbau

Von dem früheren Mönchskloster zu Löbau hat ein unterirdischer Gang, welcher jetzt verschüttet ist, nach dem Löbauer Berge geführt. Einst soll ein Ochse hineingelaufen sein und als man ihn endlich, durch sein Brüllen an den rechten Ort geleitet, gefunden hat, wurde er am Schwanze herausgezogen, weil die geringe Breite des Ganges das Umdrehen unmöglich machte.

Von der Wallfahrt zum Marienbilde in Eilewitz

Um das Jahr 1523 ist das Dörflein Eilewitz ganz und gar ausgestorben bis auf einen gewissen Paul Krahle und seine Schwester, welche sich in solcher Not zu einem hölzernen Marienbilde, so nicht weit vom Dorfe gestanden, begeben und täglich zu demselben gebetet haben, und weil ihnen ihr Leben gefristet worden, so haben sie nicht anders vermeint, denn die Mutter Jesu, welche sie in diesem Bilde verehrt, hätte ihnen geholfen. Nachher hat sich Paul Krahle mit seiner Schwester nach Postewitz unter des Rats zu Budissin Gebiet begeben, ist daselbst auch Kirchvater geworden und hat mit Unterstützung des Budissiner Ratsherrn P. Röhrscheid es dahin gebracht, das an der Stelle, wo das Muttergottesbild stand, ein Kirchlein zur heiligen Jungfrau genannt erbaut ward, wohin ehemals gar häufig gewallfahrt worden ist.

Warum zu Sora bei Bautzen keine Sperlinge sind

Unweit Budissin liegt das Dorf Sora, welches nach Wilthen eingepfarrt ist. Von diesem erzählen die Einwohner und ihre Nachbarn, das die Sperlinge, welche sonst der Dorfleute unebetene Gäste zu sein pflegen, sobald das Getreide auf dem Felde zu reifen beginnt, oder wenn es bereits in die Scheunen gebracht, wenn es ausgedroschen und auf den Schüttböden verwahrt wird, in besagtem Dorfe sich gar nicht blicken lassen, und man selbige allda so wenig findet, als man in England Wölfe antreffen soll. Ja, wenn sich einer ungefähr von ihnen verirre und dahin käme, so könne er doch nicht bleiben, sondern müsse fort, noch weniger unterständen sie sich, daselbst zu hecken. Die Ursache wollen sie einem übernatürlichen Ereignis zuschreiben und geben vor, eine Bande Zigeuner wäre einstmals in diesem Dorfe gewesen, da ihnen die Einwohner alle Liebe erzeugt, deswegen hätten jene die leichtfertigen und gefräßigen Vögel, die Sperlinge, zur Dankbarkeit durch ihre beiwohnenden Künste aus dem ganzen Revier des Dorfes verwiesen und gleichsam in Bann getan. Im Dorfe Oberpfannenstiel zwischen Grünhain und Unterpfannenstiel hat man dasselbe bemerkt. Im Voigtlande zu Lauterholz bei Stangengrün und in Buchwald bei Reichenbach gibt es auch keine. In der Kreuzkirche zu Dresden predigte sogar einmal ein Pastor gegen die Sperlinge, weil sie durch ihren Lärm die Andächtigen störten.

Was das Rennen nach dem Semper der Budissiner Frauen im 15. Jahrhundert zu bedeuten gehabt?

Mehrere Chronisten der Oberlausitz berichten, es sei ehemals der Brauch in der Stadt Bautzen gewesen, das Donnerstags vor Fastnacht die vornehmsten Frauen, sowohl junge als alte, zusammenliefen, allerhand schandbare Lieder sangen, den Bürgern in die Häuser liefen und für ihre unehrbaren Possen, Reden und Gebärden Bratwürste, Fleisch, Brot und andere Victualien verlangten. Diese schändliche Gewohnheit, das sogenannte Rennen nach dem Semper, soll nun als ein unsauberes Überbleibsel der alten Bacchanalien, das die alten Wenden beibehalten, der Bischof zu Meißen, Joh. Hoffmann, im Jahre 1444 (nach andern 1442 oder 1447) abgeschafft, doch dagegen ein festum Mariae virginis, inventionis pueri, da sie den Knaben Jesus im Tempel fanden, zu feiern angeordnet haben.

Damit ist aber noch nicht erklärt, was das Semperrennen eigentlich bedeute, und so hat man verschiedene Erklärungen gegeben.

Eine alte handschriftliche Chronik erzählt nun, es habe nach dem König Sompar, der 44 Jahre im Regiment gesessen, in Germanien und in deutschen Landen sein Sohn König Schwab 46 Jahre lang geherrscht, denselben hätten seine Nachkömmlinge, die Schwaben, auch zum Gott gemacht, ihm in der Gegend, da jetzt Görlitz und das Lausitzer Land ist, einen wilden und schrecklichen Wald geweiht, wären auch alle zu gewöhnlicher Zeit zusammengekommen, hätten ihn offenbar mit Menschenblut verehrt und in seinem, nämlich des Sompars Namen, einen Menschen wie einen Ochsen abgestochen und abgetan, es habe auch niemand in den Wald gehen dürfen, es wären ihm denn die Hände auf den Rücken gebunden gewesen, damit anzuzeigen die Gewalt Gottes und das er einig wäre und die Einigkeit liebe; wenn nun einer gefallen sei, habe er nicht wieder aufstehen dürfen, sondern sich heraus wälzen müssen.

Andere glauben, das Wort komme davon her, das die Frauen zu Ehren des Heil Symphorianus, der angeblich der Unfruchtbarkeit habe abhelfen sollen, diesen Unfug getrieben. Allein am Wahrscheinlichsten ist es, das diese Sitte der Budissiner Frauen von der Stadt Nürnberg entlehnt ward, wo bekanntlich im 14. u. 15. Jahrhundert die Fastnachtslustbarkeiten der Handwerker und später auch der Patrizier unter dem Namen: »nach dem Schönbartlaufen« gehalten wurden und zu dem Ursprunge der sogenannten Schemperlie zählt.

Wie sich die Deutschen und Sorben gegenseitig nennen

Wenn die Deutschen mit den Wenden redeten und diese kein Wort verstanden, nannten jene sie stumme Wände. Den Sorben aber ging es mit den Deutschen gerade so und sie nannten dieselben *njemski* die stummen (d.h. Hunde), und so heißen die Deutschen noch bis auf den heutigen Tag.

Wie vier Gehängte zu einem Futterschneider zu Gaste gebeten worden und auch gekommen sind

Im Jahre 1556 hat es sich begeben, das ein Futterschneider zu Budissin, der in einer der äußersten Vorstädte gewohnt, und dessen Weib eine Schleierweberin gewesen ist, an der Kirmes den 13. September mit seiner Gesellschaft in ein Dörfchen, so eine Viertelmeile von Budissin gelegen und Doberschau geheißten war, wo man gut Bischoffswerder Bier schenkte, gegangen ist, um sich da mit Trinken zu belustigen, und hat sich daselbst etwas lange in die Nacht hinein aufgehalten. Als sie nun wohl bezechet sich auf den Heimweg machen und über einen Fußsteig nicht weit vom Gerichte des Ortes gehen müssen, sind sie so toll und voll unter den Galgen getreten und haben die armen Sünder verspottet, was sie da machten. Einer unter ihnen hat gar solche dürre und schwarze Brüder zu Gaste gebeten,

sie sollten mit ihm nach Hause gehen und mit etwas kaltem Gebratenen, das er zu Hause in Vorrat habe, vorlieb nehmen und es verzehren helfen. Darauf gehen sie von dannen.

Wie nun der Wirt, der sie geladen, allein heimkommt, und sein Weib sich mit den Kindern zu Bett begeben hat, findet er die vier dünnen Brüder, welche ihre eisernen Ketten am Halse gehabt, hinter dem Tische sitzen, sie wollten ihre Mahlzeit haben. Als nun der Wirt sehr erschrocken ist und nicht gewusst hat, was er tun solle, um ihrer los zu werden, stehen sie auf, reißen von dem Gezáhe, welches in der Stube gestanden, das aufgebäumte Garn ab, wickeln es dem Wirt um die Beine und hängen ihn mit den Füßen unter seinen Tisch, und dann verlieren sich die schwarzen Brüder. Der gehangene Wirt schreit nun um Hilfe und Rettung, zwar will Anfangs niemand hören, da das Weib fest geschlafen hat und nicht geweckt werden konnte, allein endlich haben die Nachbarn das Geschrei gehört, sind, weil alles fest verriegelt und verschlossen gewesen, zu den Fenstern herein gestiegen und haben den Gehenkten erlöst, worauf er ihnen erzählt, wie die schwarzen Brüder mit ihm umgegangen, weil er sie, die ihr Urteil erlitten, nicht in Ruhe gelassen.

Woher das Bautzner Sprichwort kommt: "Zu Bautzen hängt man die Diebe zweimal"

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hat sich ein Student aus Polen nach Budissin aufgemacht und hat sich da eine Weile aufgehalten. Weil er nun eines melancholischen Temperamentes war und mitunter mancherlei wahnwitzige Dinge vornahm, so nannte man ihn gemein hin den tollen Bartholomäus. Wie es nun zu geschehen pflegt, das dergleichen tiefsinnige Personen von gewöhnlichen Leuten häufig verspottet werden, so ging es auch mit diesem polnischen Studenten. Als ihn nun einmal ein Schuster, Namens Hienke, wohnhaft an der Seydauer Brücke, nicht wenig verspottet und für ein Paar ihm gefertigte Schuhe die Bezahlung mit großem Ungestüm verlangt hatte, so fragte er den erwähnten Schuster im Eifer, ob er nicht zu seiner Bezahlung dürres Leder annehmen wolle? Der Schuster geht darauf ein. Was tut nun der tolle Barthel? Er ersteigt an einem Sonnabend (den 17. Sept. 1558) um Mitternacht den vor dem Laurentore befindlichen Galgen, nimmt zwei daran befindliche Körper, die fast drei Jahre gehangen hatten, davon ab, trägt solche als ein großer und starker Mensch auf seiner Achsel und unter dem einen Arme im Dunkeln über die Viehweide, den h. Geistberg und die Seydauer Brücke an die Drahtmühle, und lehnt sodann den einen Körper an die Haustüre des oben benannten Schusters, den andern aber schiebt er dem Drahtzieher zum Fenster hinein. Da nun der Schuster am andern Morgen früh seine Haustür aufmacht, wird er seine dürre Bezahlung, sowie der Drahtzieher seine Beschimpfung mit Schrecken gewahr. Beide zeigen diese verwegene und boshafte Tat gerichtlich an. Bartholomäus ward arretiert, vernommen und sodann bei Nacht durch Gerichtsdienersamt einer großen Bürde Bücher, die er beständig bei sich trug, aus der Stadt weg und über die Grenze geführt, der Scharfrichter aber musste auf Befehl die beiden Körper wiederum an Ort und Stelle schaffen und aufs Neue aufhängen lassen, dafür er auch den sonst gebräuchlichen Lohn noch einmal bekommen hat.

Seit der Zeit sagt man: Zu Bautzen hängt man die Diebe zweimal.

Woher das Sprichwort kommt: "Es bekommt ihm, wie das Hundeführen bis Bautzen"

Kaiser Heinrich I. sandte zur Verhöhnung dem Ungarfürsten nach Bautzen zwei schäbige Hunde samt Fehdebrief, dieser ließ dagegen den Boten des Kaisers sowohl Nasen als Ohren wegschneiden und schickte sie auf solche Art verstümmelt ihm wieder zurück.

Dies hat zu dem Sprichwort geführt: "Es bekommt ihm, wie das Hundeführen bis Bautzen".

Zwergsagen in der Gegend um Zittau

Das fabelhafte Volk der Zwerge (slawisch *ludki*) lebt ebenso in den Lausitzer Sagen wie in denen anderer deutscher Provinzen. In der Zittauer Gegend heißen sie Querxe, und man nimmt gewöhnlich kleine Höhlen und Felsenspalten als ihre Wohnsitze an. So gibt es z.B. am Breitenberge bei Hainewalde ein Querxloch und einen Querxbrunnen, desgleichen bei Dittersbach zwischen Großschönau und dem benachbarten böhmischen Dorfe Warnsdorf ein Querxloch etc.

Am Meisten trieben sie sonst ihr Wesen mit den Bewohnern der um den Breitenberg gelegenen Dörfer, wer Mut hatte, konnte ihr Tun und Treiben näher beobachten und es täglich sehen, wie einer nach dem andern zum sogenannten Querxloche aus- und einging. Ebenso quollen beständig neue Zwerge aus dem Querxborne heraus. Den benachbarten Dorfbewohnern wurden sie besonders dadurch lästig, dass sie sie öfters, wiewohl unsichtbar, beschmaußten und ihnen Brod und andere Speisen aus den Häusern nahmen. Zum Glück wusste man endlich eine Vorkehrung gegen diese Brotdiebe ausfindig zu machen; die war nämlich der Kümmel, denn ein Brod, worin einige Kümmelkörner mitgebacken worden waren, rühren die Querxe nie an; es hatte dann einen Geschmack, der ihnen zuwider war. Bisweilen sollen sie den Leuten aber auch Geschenke gemacht haben. Einst hörten sie von Ungefähr, das ein Bauer aus Bertsdorf, der nicht weit von ihnen sein Feld bearbeitete, von seiner Frau nach Hause gerufen wurde, um zu einer Hochzeit, zu der sie beiderseits an jenem Tage geladen waren, sich fertig zu machen. Dies ließen die Querxlein sich nicht ungesagt sein, sie beratschlagten unter sich und waren bald einig, jene Hochzeit auch insgesamt zu besuchen, und sich einmal einen recht guten Tag auf andere Leute Unkosten zu machen. Überall riefen sie einander zu und erinnerten einander noch ausdrücklich, die Nebelkämpchen nicht zu vergessen und mitzunehmen. Dies hörte ein anderer Bertsdorfer Einwohner, der ebenfalls auf dem Felde an des Berges Fuße arbeitete, und halb im Spaße, halb im Ernste rief er den Querxen zu, auch ihm eine Nebelkappe mitzubringen. Die Querxe ließen sich bereitwillig finden, brachten ihm wirklich eine mit, und erlaubten ihm ebenfalls mit zu jener Hochzeit zu gehen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, bei Tische ja von den Überbleibseln nichts mit sich zu nehmen, wenn er sich nicht ihren Zorn zuziehen wolle. Übrigens ließen sie ihm in Rücksicht des Essens und Trinkens völlige Freiheit. Der Bauer ging mit und ließ sich völlig unsichtbar alles wohlschmecken. Als der Schweinebraten an die Reihe kam, konnte er aber doch der Lust nicht widerstehen, ein Stückchen für seine Frau und Kinder einzustecken, doch kaum war es geschehen, so riß ihm ein Zwerg das Mützchen vom Kopfe, und er saß nun den Hochzeitsgästen sichtbar mit unter ihnen in seiner Alltagskleidung am Tische. Man staunte nicht wenig, und als er die Ursache des Mitkommens, und das auch noch Zwerge zwischen jeden zwei Gästen säßen, erzählt hatte, war es den letzteren erklärlich, das jede Schüssel immer so bald ausgeleert und auf der Hochzeit so äußerst viel gegessen worden sei. Doch der Hausvater zürnte nicht, bat vielmehr den Bauer auch für den andern Tag zu Gaste, und obwohl dies nicht bei den Querxen geschehen war, so merkte man dennoch ihre Gegenwart an dem wiederum sehr sichtlichen Abnehmen der aufgetragenen Speisen.

Übrigens waren die Querxe nicht immer so begehrt und gewinnsüchtig, sondern ihre Besuche waren bisweilen vorteilhaft für die Bewohner eines Hauses, z.B. wenn sie sich bei Taufgastmählern und überhaupt in Wochenstuben einstellten, dann drängten sie sich nicht als ungebetene Gäste zu den Tischen hin, sondern hielten, wenn auch vielleicht nicht für Alle, doch wenigstens für die Wöchnerin sichtbar, ihr eigenes Mahl, entweder unter dem Ofen oder unter dem Bette der Wöchnerin, wo man sie, um die Wöchnerin nicht etwa Gefahren auszusetzen, gern ungestört und in Ruhe ließ. Sie waren auch wohl höflich und brachten der Wöchnerin etwas von ihren Esswaren, z.B. einen Zwieback, zum Geschenk ins Bett. Einst hörte eine Wöchnerin, die noch das Bett hütete, und eben allein in der Stube war, plötzlich ein ungewohntes Geräusch in ihrem Zimmer, sie blickte nach der Gegend, von wo es herzukommen schien, und sieht zu ihrem nicht geringen Erstaunen, das in der Nähe des Ofens unten an der Wand plötzlich eine, nur unbedeutend große Öffnung sichtbar wird, und

daraus ein kleines graues Männchen oder Querklein hervorkommt, mit vielen Grüßen ihrem Bette sich nahend. Er redet sie mit Höflichkeit an, und erbittet sich die Erlaubnis, das eine ganze Gesellschaft ein Gastmahl in dieser Stube halten möge, und verspricht für die Erlaubnis im Namen Aller erkenntlich zu sein. Die Wöchnerin erteilt die erbetene Erlaubnis und das Männchen empfiehlt sich mit vielen Begrüßungen wieder. Bald darauf hört die Wöchnerin durch jene Öffnung ein neues noch größeres Geräusch, und das kleine graue Männchen erscheint wieder an der Spitze von einer Menge ebenso kleinen Hausgesindes, das wie geschäftige Ameisen, kleine Tische und Stühle und ganze Körbe voll der köstlichsten Esswaren und Speisen durch jene Wandöffnung herbeibringt, und nun damit die Tische auf das Schönste besetzt. Jetzt erschallen Töne aus der Ferne, sie nähern sich allmählig, und es treten nun, ebenfalls durch jene Öffnung mehrere Tonkünstler mit Saiten- und Blastonwerkzeugen ein, an die sich ein langer bunter Zug von lauter solchen kleinen Wesen anschließt. Die Gesellschaft nimmt Platz an den Tischen und hält ein lebhaftes vergnügtes Mahl unter der angenehmsten Tischmusik. Nach aufgehobener Tafel ertönt eine muntere Tanzmusik, und schon fangen die kleinen Leutchen an sich bunt durch einander zu drehen und zu schwenken, als plötzlich ein neues Querklein in das Zimmer gestürzt kommt, die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt und voller Betrübniß ausruft: »O große Not, o große Not! Die alte Mutter Pump ist tot! « Wie ein Donnerschlag tönt dies den kleinen Gästen in die Ohren, so schnell als möglich nimmt jeder die Flucht. Alles was von Sachen da war, wird eiligst hinweg geschafft, und zwar Alles zu der Öffnung wieder hinaus, wo es hereingekommen war. Die ganze Stube war nun wieder leer und einsam, nur jenes kleine Wesen, das allem Anschein nach die Stelle eines Geprängmeisters bekleidete, war noch zu sehen; es kam auf die Wöchnerin zu, erzählte ihr, das der plötzliche Tod der Ahnfrau ihres Stammes sie in Schreck und große Betrübniß versetzt habe, und das sie nun sehr unglücklich werden könnten; es bedankte sich übrigens höflich für die erteilte Erlaubnis des Zutritts in die Wochenstube, und schenkte der Wöchnerin im Namen der ganzen Gesellschaft zum Danke dafür drei Geschenke, nämlich einen goldenen Ring, einen silbernen Becher und ein Weizenbrötchen. Diese drei Dinge, sagte das Männchen, seien von der größten Wichtigkeit, denn so lange sie alle drei vereint in dem Stamme bleiben würden, werde er immer größer, angesehener und reicher werden, und Glück und Ruhm werde sein Eigentum sein. Sie müssten daher alle drei als ein wertres Heiligtum betrachtet und sorgfältig aufbewahrt werden, der Ring aber solle allemal in dem Geschlechte des ältesten Sohnes verbleiben und von dessen Gemahlin getragen werden. Hierauf empfahl sich das Männchen höflichst wieder, und verschwand durch die bewusste Öffnung und diese mit ihm. Der Wöchnerin war es, als ob sie aus einem Traume erwache, und sie würde auch Alles für einen Traum gehalten haben, wenn nicht die drei Geschenke ihr so in die Augen gegläntzt hätten. Sie rief nun ihre ganze Sippschaft zusammen, und man beratschlagte, wie diese Kostbarkeiten am Besten zu verwahren seien. Es ward ein fester steinerner Turm erbaut, und der silberne Becher und das Weizenbrötchen tief in seinem Innersten verwahrt, so das Niemand im Stande war, diese heilbringenden Gaben dem Stamme zu entwenden, den Ring aber trug die, der er geschenkt worden war, unablässig an der Hand. Nach ihrem Tode aber erbte er als ein Altersanteil der Vorschrift gemäß von Glied zu Glied fort, und das Geschlecht war seit dem Besitze dieser Zaubergaben immer größer, reicher und angesehener geworden, so das man das Glück, welches ihnen von Jahr zu Jahr immer schöner erblühte, nur einem höheren Schutze zuschreiben konnte. Siehe, da war einst die Besitzerin dieses Ringes so unvorsichtig, ihn zu verlieren, und alles Nachsuchens ungeachtet war er schlechterdings nicht wieder aufzufinden. Trostlos brach die Familie in Klagen aus, und fürchtete den Zorn jener Wesen, deren Hülfe sie sich bisher zu erfreuen gehabt hatten. Mit Recht, denn ein Unwetter erhob sich plötzlich über jenem alten Turme, der als Trutz- und Schutzwehr dieser Geschenke galt, spaltete ihn nach einem furchtbaren Blitz und Donner von oben bis unten, und verschlang in einem Nu die verehrten Heiligtümer. Von diesem Augenblicke aber ging der Verheißung nach der Stern dieses Geschlechtes unter, denn mit dem Besitze dieser Geschenke war auch seine Größe und Wohlstand für immer dahin.

Ähnliche Geschichten werden übrigens von verschiedenen Adelsgeschlechtern erzählt, nur

mit dem Unterschiede, das in einer Familie der Unglücksbote gerufen haben soll: "der König ist tot", und in einer andern wieder: "Urban ist tot."

Zu dem Besitzer der am Berge bei Dittersbach auf dem Eigen in der Oberlausitz gelegenen Halbhufe kam einst, während er ackerte, ein Zwerg und bat ihn, es Hübel (einem weiblichen Zwerg) zu sagen, das Habel (ein männlicher Zwerg) gestorben sei. Als nun der Bauer diesen ihm sonderbaren Vorfall beim Mittagsessen erzählt, kommt ein bisher nie bemerktes Weiblein aus einem Winkel der Stube zum Vorschein, eilt wehklagend zum Hause hinaus und den Berg hinauf, ohne das man es je wieder gesehen hat.

Übrigens heißt es in einer alten Chronik des Eigenschen Kreises also: "Die Einwohner melden, das von der Zeit, ehe die große Glocke (nämlich zu Dittersbach) ist gegossen worden, so geschehen 1514, im Dietrichsberge Zwerge gewohnt haben. Sie sind oft in das Dorf gekommen und haben sich in die Häuser und Stuben verfüget, also das die Leute ihrer gar gewohnt gewesen, nachdem aber die Glocke gegossen und geläutet worden, hat sie der harte Schall des Erzes, welchen sie nicht erdulden können, vertrieben, das man derselben keines mehr gespürt hat." Die, welche auf oder in dem breiten Berge hausten, pressten aus dem nahen Dorfe Hainewalde einen Bauer mit ein paar Wagen und ließen sich fortfahren (nach Böhmen). Die beiden Wagen wurden gepfropft voll, denn die ganzen Querxe hingen sich darauf und daran, so das an jeder Latte und jeder Speiche ein Querxlein hing. Den Bauer, der diese Fuhre übernahm, belohnten sie sehr reichlich, so dass er dadurch zu einem reichen Manne wurde, und alle seine Nachkommen sich dieses Glückes noch erfreuen konnten. Die Querxe sagten beim Abschiede, dann würden sie wiederkommen, wenn die Glocken wieder würden abgeschafft sein, und "Wenn Sachsenland (d.h. die Lausitz) wieder käm' ans Böhmerland", dann, meinten sie, würden auch bessere Zeiten sein.

Übrigens soll sich alle fünf Jahre um 11 Uhr in der Nacht von Johannis Enthauptung auf jenem Berge eine Art Leichenzug sehen lassen. Ist nämlich der Mitternachtsstunde letzter Ton verhallt, so entsteigt dem daselbst befindlichen sogenannten Querxloche eine Menge in tiefste Trauer gehüllter Zwerge. Lange Flöre entwallen ihren kleinen runden Hütchen, acht Mann, welche gedämpften Posaunen Klagetöne entlocken, schreiten voran, ihnen folgt ein langer Zug, in dessen Mitte unter Vortritt eines Vornehmern als die andern sechzehn Zwerge, die das Sargtuch tragen, und denen eben so viel zur Seite stehen, ein offener Sarg folgt, in welchem ein ebenfalls so kleines totes Männchen mit Silberhaaren und Bart, eine Krone auf dem Haupte und einen Zepter in der rechten Hand, liegt. Mit Blumen aus arabischem Golde und wundervollen köstlichen Edelsteinen ist der Sarg geschmückt. Nachdem sie dreimal in die Runde gezogen sind, wird der Sarg, nachdem er geschlossen, wiederum unter Wehklagen der Erde übergeben. Ist der Sarg in die Erde versenkt, so reinigen sich die Zwerge in dem daselbst befindlichen Querxborne, ordnen sich in Reihe und Glied, die Trauermusik beginnt, und nach und nach verschwinden sie wieder im Querxloche.

Zwergschabernack

Bei Zittau liegt der Breitenberg, in dem hausten gutartige Zwerge, welche oft in der Stadt und den umliegenden Dörfern sich einfanden, den Menschen hilfreich waren und gern, wenn auch unsichtbar, an deren Leiden und Freuden teilnahmen. Bei guten Gelegenheiten und Gelagen ließen sie sich's trefflich wohl sein und vergüteten auf andere Weise, was sie genossen. Eines Tages rief eine Frau ihrem weggehenden Manne nach: Eile, das du bald zurückkehrst, damit wir nicht zu spät zur Hochzeit kommen! – Diesen Ruf hörten einige Zwerglein und riefen es ihren Brüdern, dem stillen Volke, zu, dass Hochzeit gehalten werde. Gleich fand sich eine Schar zusammen, die wollten alle hin, und es hörte ihre Beratung darüber ein Mann, der am Breitenberge arbeitete, und rief ihnen zu: Wenn ihr unsichtbar zur Hochzeit fahren wollt, ei so nehmt mich doch auch mit, ihr guten Gesellen! – Die Zwerge stutzten, sagten ihm aber seines Wunsches Erfüllung zu, doch unter der Bedingung, das er, obschon er essen und trinken dürfe, so viel er wolle, doch durchaus nichts heimlich zu sich stecken und mitnehmen dürfe. – Und so fuhren sie alle miteinander ungesehen zum

Hochzeithause; das war zwar schon ganz voll von Gästen, allein die Zwerglein bedurften wenig Raum, zwischen jedem Gast saß ein Zwerg, und der Peterbauer, den sie mitgenommen, hatte einen guten Platz, aber freilich kein hochzeitlich Kleid an, und hätte ihn einer gesehen, so würde er wohl an den Ort des ungebetenen Gastes befördert worden sein. Er zechte wacker und ließ sich's trefflich schmecken, und tat ihm nur leid, dass seine Frau nicht bei ihm war, denn der Bauer Peter war im Grunde ein guter Kerl und genoss nicht gern allein. Und diese Liebe zu seiner Frau ließ ihn sein Versprechen brechen und etwas einstecken. Das nahmen die Zwerge übel, sie brachen schleunig auf, und der zunächst beim Peter saß, riss diesen die Nebelkappe vom Kopf und schwand hinweg samt den andern. Da saß der Peter in seinem Schmierkittel mit bausenden Backen und kauenden Zähnen, und alles sah auf den seltsamen Gast, und der war noch nie ein so angesehenener Mann gewesen wie heute; der Peter aber langte tapfer zu und kaute und schluckte, was das Zeug hielt, denn er hatte die Entführung des leichten Zwergenmützchens von seinem Stichelhaar gar nicht wahrgenommen, bis er von verschiedenen Seiten her Püffe und Rippenstöße bekam und erst noch hinter dem Braten her die Suppe, nämlich die Prügelsuppe. Sodann ward er zum Hause hinaus gefuhrwerkt und vor der Türe seinem Nachdenken und schmerzlichen Gefühlen überlassen.

Danach sind die Zwerge aus dem Breitenberge fortgezogen, man sagt, nach Böhmen hinein, in Rübezahls Reich, und sagt auch, das viele Glockenläuten oder die vielen Hunde, welche die Bauern in Ober- und Niederrolbersdorf halten, wo die Häuser und die Hunde kein Ende nehmen und aus jedem Haus ein Köder springt und bissig die Fußreisenden ankläfft, die vom Oybin kommen, haben die Zwerglein vertrieben. Ein Bauer aus Heinewalde habe auf zwei Wagen die ganze Schar der Zwerge und alle ihre Schätze hinweg gefahren und habe sehr reichen Lohn erhalten. Sie würden wiederkommen, sollen sie gesagt haben, wann Sachsenland an Böhmen falle, das heißt, wann es österreichisch sein werde. Wer weiß, ob sie nicht in der Tat wiederkommen.

Quellenangabe und allgemeine Hinweise:

Quellen:

J. G. Theodor Grässe: Sagenschatz des Königreichs Sachsen, Band 1 u. 2, Dresden, 1874

J. G. Theodor Grässe: Sagenbuch des Preußischen Staates, Band 1 u. 2, Glogau, 1868/71

Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsche Sagen, 1816 / 1818

Ludwig Bechstein: Deutsches Sagenbuch, 1853

Johann Gustav Büsching: Volks-Sagen, Märchen und Legenden, 1812

Alfred Moschkau, Volkssagen vom Oybin, 1920 – 1925

Die blauen Steine, Oberlausitzer-Geschichte.de, Hans-Jürgen Winkler, 2010

© Copyright 2010 - Hans-Jürgen Winkler / Oberlausitzer-Geschichte.de

Inhaltliche Überarbeitung und Zusammenstellung: Hans-Jürgen Winkler

Digitalisierung: Oberlausitzer-Geschichte.de

Hinweise zur Verwendung dieser Inhalte in anderen elektronischen oder gedruckten Publikationen, in dieser hier vorliegenden Version, finden Sie auf unserer Webseite - www.Oberlausitzer-Geschichte.de